D 615

# Neue Monatsschrift

für

# Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

L L 9.

---

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

---

Neumann

ELBINGER STADTBIBLIOTHEK

Vier und Vierzigster Band.

---

Berlin,

bei Theodor Chr. Fr. Enslin.

1834.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
3557
Stadt Bücherei Elbing
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA GDAŃSK

# Inhalt

## des vier und vierzigsten Bandes.


Seite

Blicke auf Griechenland und Klein-Asien. . . . 1

Konstitution und Gebräuche des britischen Parliaments. . . . . 30

Wie hat sich das Verhältniß Aegyptens zur Türkei gebildet? und was läßt sich für die Zukunft davon erwarten? . . . . . 48

Schreiben eines englischen Kapitalisten an den Herausgeber des New monthley Magazine . . 65

Ueber die bisherigen Einwirkungen des deutschen Zollvereinigungs-Verbandes auf Frankreich und England. . . . . 82

Ueber eine dankeswerthe Bereicherung der deutschen Literatur. . . . . 108

Rußland wie es ist, nicht wie es dargestellt wird. . 117
(Aus dem Englischen.)

Nachrichten über das japanische Kaiserreich, gezogen aus japanischen Büchern und anderen Quellen von Julius v. Klaproth. . . . . 154

Ueber den nahen Untergang der angeblich zur Wahrheit erhobenen Charta Ludwigs des Achtzehnten. 184

Seite

J. Bapt. Say an Herrn Malthus. . . . . 198
Erster Brief.

Charakteristik des Herrn von Villele. . . . . 229
(Aus dem Französischen.)

Gregor's des Siebenten Entführung; ein Auftritt des eilften Jahrhunderts. . . . . 262
(Aus Villemain's Geschichte Gregor's des Siebenten.)

J. Bapt. Say an Herrn Malthus. (Fortsetzung.) 278
Zweiter Brief.

Neue Aufschlüsse über den Buddhaismus und die Verbreitung desselben. . . . . 304

Bulwer's Urtheil über England und die Engländer. 337

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Fürsten von Talleyrand. . . . . 341

Auszüge aus einer Schrift, die Ueberreste der Celtischen Sprache betreffend. . . . . 360

J. Bapt. Say an Herrn Malthus. (Fortsetzung.) 368
Dritter Brief.

Was fordert die Politik in dem gegenwärtigen Verhältnisse Europa's zu Amerika? . . . . . 394

Betrachtungen über Herrn Alexander de Laborde's Vergesellschaftungs-Geist in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens. . . . . 425

# Blicke
auf
# Griechenland und Klein-Asien.

Unter dem bescheidenen Titel: „Korrespondenz aus dem Morgenlande" hat Herr Michaud, Verfasser einer auch in Deutschland hochgeschätzten Geschichte der Kreuzzüge, die Eindrücke und Beobachtungen bekannt gemacht, die er auf seiner Reise nach Griechenland, einem Theile des Litorals von Klein-Asien, dem Hellespont, Konstantinopel, Palästina, Syrien und Aegypten empfangen und angestellt hat. Offen gesteht der ehrenwerthe Geschichtschreiber, daß er diese Reise zu keinem anderen Zwecke unternommen habe, als um die Irrthümer zu berichtigen, die sich in seine Erzählung eingeschlichen haben; und um dem Vorwurfe zu begegnen, daß er besser daran gethan haben würde, wenn er diese Reise vor der Abfassung seines Werks gemacht hätte, entschuldigt er sich damit, „daß, da Irrthümer einmal unvermeidlich seien, die Verbesserung derselben nie zu spät komme." „Außerdem," fügt er hinzu, „mußte ich

mich ja durch lange Arbeiten vorbereiten, wenn ich die große Bühne der heiligen Kriege mit Nutzen durchlaufen wollte; denn, um nützliche Entdeckungen zu machen, mußte ich vorher wissen, was ich zu suchen hatte, mußte ich die zu lösende Schwierigkeit kennen. Das Studium der Chroniken konnte mich wohl lehren, was der Geschichte entfernter Zeiten fehlte; jetzt aber weiß ich alles, was die Geographie den gleichzeitigen Erzählungen hinzufügen konnte, so wie alles, was durch den Anblick und durch eine genaue Beschreibung der Oertlichkeiten aufgeklärt werden muß."

Ob die von Herrn Michaud gewählte Methode Empfehlung verdient, kann streitig seyn und bleiben. Was dagegen außer allem Zweifel liegt, ist, daß seine Briefe, so wie die seines Reisegefährten Poujoulat, ein lebhaftes Interesse einflößen. Morea, Athen, Smyrna und die Gegend, worin das alte Troja lag, sind die Hauptgegenstände, von welchen in dem ersten Theile dieses Briefwechsels gehandelt wird. Man findet also Beschreibungen von Oertern, umständliche Nachrichten von den gegenwärtigen Sitten und Gewohnheiten, Erinnerungen aus früheren Zeiten, Abhandlungen über die Alterthümer dieser Gegenden, historische Uebersichten, in höchster Mannichfaltigkeit in dieser Korrespondenz aus dem Morgenlande; und da die Briefe an Ort und Stelle, und unter der Herrschaft des augenblicklichen Eindrucks geschrieben sind, so entspringt daraus ein Zauber, welcher den Leser selbst dann nicht verläßt, wenn er mit den Ansichten des Briefstellers nicht ganz einverstanden ist.

Wer hätte nicht irgend etwas von den Manioten vernommen? — von diesen Nachfolgern der Spartaner,

welche ihre Unabhängigkeit von den Türken in allen Jahrhunderten, die seit der Eroberung Konstantinopels verflossen sind, bewahrt, und in dem Freiheitskampf, der i. J. 1821 seinen Anfang nahm, den Ausschlag gegeben haben, bis sie im Jahre 1831, durch ihr Oberhaupt, mit den Griechen zerfielen? Erst in neuerer Zeit ist dieser merkwürdige Volksstamm mehr ins Licht getreten, und was in Michauds Korrespondenz von ihm ausgesagt wird, ist allzu auffallend, als daß es nicht die Mühe belohnte, zur Verbreitung desselben beizutragen. Wir geben also das nachfolgende Schreiben vom 7ten Juni 1830 am Bord des Loiret.

„Einen halben Tag sind wir im Anblick der Gestade Mania's geblieben; und wir haben uns bisweilen den Küsten stark genug genähert, um die Zufälligkeiten des Bodens und die Gestaltung des Landes zu erkennen. Ueber Calamata hinaus sieht man, in einiger Entfernung von einander, zwei bis drei armselige Flecken, welche einige hundert Bewohner in sich schließen mögen. Sodann entdeckt man, von Strecke zu Strecke, Dörfer oder Corios, welche am Abhange der Berge zerstreut sind; man erkennt sie zunächst an einigen Rasenplätzen, die auf steinigem und unfruchtbarem Boden angelegt sind. Diese, aus Stein gebaute Dörfer haben fast alle große viereckige Thürme, deren bloßer Anblick den Gedanken erzeugt, daß man hier nicht immer in tiefer Sicherheit lebt. Sehr oft bekriegt man sich von dem einen Thurm zu dem andern, und der Sieg, oder vielmehr die rohe Gewalt ist's, was das Gesetz vorschreibt. Hätte Mania eine Geschichte, so würde man darin lesen, wie viel Blut die Eroberung eines Eng-

passes, eines öden Felsen gekostet, wie viel Zwietracht, wie viel Verbrechen die Herrschaft über ein Dorf oder eine Heptarchie gekostet oder veranlaßt hat. Herr Bory de St. Vincent, der dies Land sehr genau kennen gelernt hatte, hat uns über den Charakter und die Politik der Häupter, welche dasselbe regieren, Aufschlüsse gegeben, die man früher nicht hatte. Mehre Kapitani's und Heptarchen, welche sich in das Territorium von Mania getheilt haben, haben so arge Ausschweifungen begangen und so viel Haß gegen sich in Gang gebracht, daß sie es kaum wagen, sich öffentlich zu zeigen. Die Mächtigsten, die Gefürchtetsten leben in ihren Festungen und leiden an allen den Befürchtungen, welche das Leben der Tyrannen vergiften. So wie man längs dem Ufer vorrückt, entdeckt man nur abscheuliche Abgründe, ein mit Felsspitzen bedecktes Erdreich, nackte und dürre Berggipfel. Die wilde Aussicht auf diese Gebirge scheint den Reisenden anzukündigen, daß, wenn sie von Menschen bewohnt seyn sollten, man sich diesen nicht nähern dürfe, weil das Elend, das sie verfolgt, sie zu Feinden des menschlichen Geschlechts machen müsse. In Wahrheit, warum sollte es nicht möglich seyn, die heftigen Leidenschaften der Manioten auf den bloßen Anblick der von ihnen bewohnten Erde eben so gut zu erkennen, wie man bisweilen die menschlichen Leidenschaften an der Physiognomie und den äußerlichen Formen des Menschen erkennt? Sieht man die Steinklippen und Kreeken, womit die Küste besäet ist, sieht man einen aller Vegetation beraubten Boden, so kann man zu sich sagen: hier giebt es Seeräuber, hier werden gegen die Sicherheit der Seefahrer arge Komplotte geschmiedet. Nähert man

sich dem Vorgebirge Tenaro, so wird das Land für das Auge immer abscheulicher: allenthalben Vertiefungen, ausgehöhlt durch Regenwasser, ungeheure Felslager, tiefe Höhlen; nirgends ein Erdfleck, wo ein Baum vegetiren, wo eine Erndte gedeihen könnte. So verhält es sich mit dem Lande, daß von den Kakowungioten, der rohesten und wildesten Völkerschaft Mania's, bewohnt wird. Wehe dem Schiffe, das an dieser Küste scheitert, oder das durch Windstille in deren Nähe festgehalten wird. Der Maniot des Vorgebirges Tenaro betrachtet, weil er einen unfruchtbaren Boden bewohnt, das Meer als sein Domän, als sein Erbtheil. Alles, was auf diesem Meere, vorüberfährt, gehört ihm vermöge des Eroberungsrechts; die Stürme bringen ihm Tribute; die Klippen sind seine Hülfstruppen; die Verzweiflung der Seeleute macht seine Freude, und nur um seinetwillen kommt das Gold vom Nordwind.

„Ich ersuche Sie, das nachzulesen, was in alten Reisebeschreibungen von den Räubereien dieses Volks ausgesagt wird. Da heutigen Tages die Seeräuber bei uns zur Mode geworden sind, und man sogar Romanenhelden aus ihnen macht: so trage ich kein Bedenken, mich über dies Kapitel weiter auszulassen. Die Seeräuber von Kakowungia haben eine verbrannte Gesichtsfarbe; sie tragen eine Mütze oder eine Kopfbedeckung von Eisen; ihr Anzug ist erdfarbig, damit man sie, wenn sie sich nähern, weniger bemerken möge. Die Weiber und selbst die Kinder nehmen Theil an der Expedition; ja, die Popen sogar besteigen bisweilen die zum Seeraub ausgerüsteten Fahrzeuge, um des Zehnten an der Beute nicht verlustig zu gehen.

Das ganze Volk der Kakowungioten ist im Gebrauch der Waffen geübt. Die Menschen zählt man nur nach der Zahl der Flinten. Jede ihrer Wohnungen ist mit Schießscharten versehen. Sie befestigen Grotten, wohin sie sich zurückziehen können. Giebt es für sie keine Unternehmungen zur See, so bekriegen sie sich unter einander. Man schlägt sich von Haus zu Haus, von Höhle zu Höhle. Die Religion allein hat für einen gewissen Zeitraum ihre blutigen Zänkereien zum Stillstand bringen können; und der Gottesfriede — eine Idee, welche sie ganz unstreitig von den Franken der mittleren Zeit entlehnt haben — verbietet jede Feindseligkeit von Sonnabend nach Angelus bis zum Montag nach der Messe.

„Der stärkste Verkehr der Manioten geschah ehemals mit Sklaven. An allen Völkern machten sie Kriegsgefangene; und so verkauften sie Christen an die Türken, und wiederum Türken an die Christen. Diese Art von Verkehr hat nachgelassen, weil es an Abnehmern fehlt; doch die Menschlichkeit hat dadurch eben nicht gewonnen: denn, wenn man nichts mehr für die Freiheit zu befürchten hat, so hat man desto mehr für das Leben zu befürchten. In jener Zeit, wo die Kakowungioten Sklaven verkauften, geschah es nicht selten, daß sie selbst ihre Nachbarn und Verwandten zu Markte brachten. Ein alter Reisebeschreiber, der sich bei ihnen aufgehalten hatte, erzählt hierüber eine Anekdote, womit ich meinen Bericht ausstatten will. Anapliotes und Theodoro, zwei Korsaren-Häupter, hatten sich entzweit, wie das bei der Theilung der Beute nicht selten der Fall ist. Nach wiederholten Drohungen von beiden Seiten sucht sich jeder auf eine ausgezeichnete Weise

zu rächen, und beide gerathen auf denselben Gedanken. Auf der Rhede befand sich zufälligerweise ein malthesischer Korsar. Theodoro bemächtigt sich der Frau seines Widersachers und gedenkt sie bei dem malthesischen Kapitän zu verhandeln. Sie können sich nicht einigen über den Preis; und da Theodoro auf die von ihm geforderte Summe dringt, so sagt ihm der Kapitän, daß er diesen Morgen eine weit jüngere und hübschere Frau gekauft und dafür weit weniger gezahlt hat. Theodoro will diese sehen. Man läßt sie kommen. Doch wie groß ist sein Erstaunen! Es ist seine eigene Frau! Er schließt daraus, daß Anapliotes ihm zuvorgekommen sei; und damit sein Widersacher nicht einen solchen Vorzug vor ihm behalten möge, überläßt er dessen Frau an den malthesischen Korsaren, um den Preis, den dieser geboten hat. Sie werden glauben, die Geschichte sei hiermit zu Ende. Ganz und gar nicht. So angethan war der Charakter unserer beiden maniotischen Piraten, daß das, was einen Haß auf Tod und Leben für Andere herbeigeführt haben würde, für sie der Grund zu einer Aussöhnung war. Aehnlich geschickten Fechtmeistern, die sich kunstmäßige Stöße beigebracht haben und voll Achtung für einander den Kampf beendigen, fühlten sie sich durch gegenseitige Bewunderung an einander angezogen, und vereinigten zuletzt ihre Bemühungen gegen den malthesischen Korsaren-Kapitän, welchen sie zur Zurückgabe ihrer Frauen nöthigten.

„Diese Anekdote, welche den Stoff zu einem Lustspiel hergeben könnte, giebt mir Veranlassung, Sie aufmerksam zu machen auf einen seltsamen Widerspruch in den Sitten und Gesetzen dieses Landes. Sie sehen, daß zwei Frauen

ihren Familien entrissen und einem Korsaren verkauft werden, ohne daß das Gesetz irgend eine Strafe verhängt. Hätte man dagegen den Versuch gemacht, sie zu verführen, so würde man mit dem Tode bestraft worden seyn. Bei den Manioten verstößt nämlich die Gesellschaft aus ihrem Schooße denjenigen, der eine Frau oder Jungfrau verführt, selbst wenn er die Absicht gehabt hat, die eine oder die andere zu heirathen; der Schuldige findet in seinem Lande keinen Zufluchtsort, und Jeder hat das Recht ihn zu tödten, bis er Bedingungen erfüllt, deren Erfüllung nicht immer in seiner Gewalt steht. Die Ehebrecherin wird zum Tode verurtheilt, und muß von der Hand ihrer nächsten Verwandten sterben. Diese Gesetze bestehen noch immer in der größten Strenge. Um folglich das Laster zu bestrafen, verletzt man die Menschlichkeit, und die Gesetze wollen, daß bei diesem Volke alles barbarisch sei, die Tugend selbst nicht ausgenommen.

„So verhält es sich im Allgemeinen mit den Sitten der Manioten. Ihr halsstarriger Hochmuth und ihre unbezwingliche Tapferkeit haben bisweilen ihre Barbarei in Vergessenheit gestellt; und Dank ist man ihnen dafür schuldig, daß sie der Beherrschung der Otomanen so thatkräftig widerstanden haben. In gewissen Bergklüften zeigen sie noch immer die gebleichten Gebeine der Türken, ungefähr eben so, wie die Schweizer die Gebeine der Burgunder zu Morat zeigten. Dieser patriotische Muth verdient Lobsprüche; doch kann er bei den Manioten nicht die ihnen fehlenden Tugenden ersetzen. Den Zeiten, worin wir gelebt haben, verdanken wir eine nur allzu starke Neigung, in der Gewaltthat, ich weiß selbst nicht welchen Herois-

mus, und in einer wilden und ungelehrigen Gemüthsart eine gewisse Liebe zur Freiheit zu sehen; wir haben barbarische Leidenschaften für großmüthig halten können. Wiewohl die Manioten sich rühmen, für Griechenlands Unabhängigkeit gekämpft zu haben, so wage ich doch vorherzusagen, daß ihnen alle Fortschritte in der Zivilisation der Helenen fremd bleiben werden, und daß der Charakter dieses Volks sich eben so wenig verändern wird, als der wilde Anblick seiner Gebirge. Im letzten Mai-Monat (1830) hat der Graf Capodistrias einen Guvernör nach Mania senden wollen; allein man hat Denjenigen, der dazu ausersehen war, wissen lassen, daß, wenn sein Leben ihm lieb wäre, er sein Guvernement im Stich lassen möchte. Was die Bewohner des Vorgebirges Tenaro betrifft, so werden sie ihren Räubereien nie entsagen; denn sie haben kein anderes Mittel am Leben zu bleiben. Man hat ihnen Missionäre zugesendet, um ihnen Ordnung und Frieden zu predigen; aber sie haben ihre Räubereien fortgesetzt. Man hat ihnen ihre Fahrzeuge genommen; aber sie haben sich andere verschafft. Kein Tag verstreicht, an welchem nicht von ihren nächtlichen Streifereien an der Küste die Rede wäre. Ich kenne nur ein Mittel, sie ihren Gewohnheiten zu entziehen und sie zu nützlichen Bürgern zu machen: man muß sie vom Meeresufer entfernen, und ihnen im Innern des Landes Ländereien zum Anbau überweisen."

Voll von den glänzenden Zurückerinnerungen an das alte Griechenland, voll zugleich von den romantischen Zurückerinnerungen an jene Epoche der mittleren Zeit, wo französische Ritter Morea eroberten und sich mit den Ti-

teln von Prinzen von Achaja, von Herzögen von Athen, von Herrn von Theben u. s. w. schmückten, kann Herr Michaud wohl nicht anders als getroffen seyn von dem Kontrast, den der gegenwärtige Zustand dieser Gegenden mit demjenigen bildet, der ihnen in früheren Zeiten eigen war. Man geräth sogar in die Versuchung, zu glauben, daß der Anblick der jämmerlichen Hütten von Modon und Navarin, so wie der Anblick der schmutzigen Straßen von Nauplia, die mit alten und jungen Bettlern bedeckt sind, ihn eingenommen haben gegen die neueren Griechen, und daß er nichts weniger als versöhnt sei durch die Bemühungen derselben um Aneignung west-europäischer Zivilisation. „Man mußte," — so drückt er sich aus — „die Griechen beklagen und entschuldigen, so lange sie sich unter dem Joche der Türken befanden; doch, nachdem man ihnen die Freiheit zurückgegeben hat, müssen sie darauf gefaßt seyn, daß man sie strenger beurtheilen wird." Allerdings; doch ist bereits der Zeitpunkt gekommen, wo man — vorausgesetzt, daß man gerecht seyn will — über die Griechen eben so urtheilen kann, wie über ein west-europäisches Volk? Der traurige Einfluß, den eine erniedrigende Unterdrückung von drei Jahrhunderten auf sie ausgeübt hat, wie könnte er verwischt werden durch einige Jahre stürmischer und unsicherer Freiheit? Hebt ein Baum, der Jahre lang durch die stärksten Bande zur Erde gekrümmt war, sich sogleich in die Höhe, wenn die Bande gesprengt sind. Noch mehr: gewisse Fehler und Untugenden, welche die Griechen während ihrer langen Knechtschaft angenommen, haben durch die Begebenheiten der letzten zehn Jahre mehr verstärkt als geschwächt werden

müssen. Gedenkt man des Schwarms von Abenteuern, welcher Griechenland überschwemmte, Anfangs unter dem Vorwande einer edlen Hinneigung zur Sache der griechischen Freiheit, späterhin jedoch, als eigensüchtige Erwartungen unerfüllt geblieben waren, mit positiver Entsagung und Verzichtleistung auf alle Grundsätze der Ehre, so daß sogar Viele zu den Türken übergingen; — gedenkt man ferner der Schaar diplomatischer Subalternen, welche Zwietracht stifteten und Zerwürfnisse herbeiführten: wie kann man sich alsdann darüber wundern, daß der Geist des Mißtrauens, welcher zu allen Zeiten ein Charakter-Zug der Griechen gewesen ist, neue Stärke gewonnen hat? Wird der griechische Boden erst von einer neuen Generation bewohnt, welche nicht unter dem türkischen Säbel, wohl aber im Schatten weiser und wohlthätiger Institutionen aufgewachsen ist, dann wird man auch hoffen dürfen, jene Tugenden, welche die Griechen des Alterthums auszeichneten, wieder aufblühen zu sehen; und dann wird zugleich die Stunde geschlagen haben, wo ein Urtheil darüber gestattet ist, ob sie die Gebrechen beibehalten, welche ehemals ihren Verfall und ihren Untergang als Nation zu Wege brachten.

Die ungünstigen Eindrücke, welche der sittliche und materielle Zustand Morea's auf Herrn Michaud gemacht hat, dürften zugleich das Urtheil bestimmt haben, das er über den Grafen Capodistrias fället, dem er sich zu Nauplia vorstellen ließ. Zuvörderst sagt er kein Wort von den Diensten, welche dieser Graf den Griechen geleistet hat. Sodann giebt er zwar zu, daß die Fehler, die man diesem Unglücklichen zum Vorwurf gemacht hat, in einem hohen

Grade von seiner bedenklichen Lage hergerührt haben können, behauptet aber dabei, daß ihm die Eigenschaften eines Staatsmanns gefehlt hätten, indem er sich mehr zu philosophischen Spekulationen, als zu Verwaltungsgeschäften aufgelegt gefühlt habe. So ist Herr Michaud denn sehr geneigt, dem Herrn Blaque, Haupt-Redakteur des Couriers von Smyrna beizustimmen, welcher bekanntlich behauptete, „daß Ehrgeiz die einzige Triebfeder des Präsidenten von Griechenland gewesen sei.“ Es wird jedoch stets leicht seyn, so etwas zu sprudeln, wenn man nicht eingeht in die Lage, worin sich derjenige befindet, durch welchen ein großes Problem gelöst werden soll, und wenn man dabei noch aus der Acht läßt, was auswärtige Verhältnisse mit sich bringen, so oft man von diesen so abhängig ist, als Capodistrias es war. Dieser Bedauernswürdige wurde das Opfer der Julius-Revolution, nachdem diese alle politischen Tendenzen Europa's verändert hatte. Doch genug hiervon.

Auf der Fahrt von Nauplia nach Athen besuchte Herr Michaud die Inseln Hydra und Spezzia. „In der einen, wie in der andern,“ sagt er, „findet man eine Stadt, welche die ganze Bevölkerung in sich schließt. Die Stadt Spezzia ist auf ein Erdreich gebaut, das sich sehr allmählig dem Meeresufer zuneigt; sie hat ein kleines Fort, auf welchem einige Flaggen wehen; eine Gracht verlängert sich auf dem Ufer; außerhalb der Stadt sieht man, zur Rechten und zur Linken, eine große Anzahl von Windmühlen, deren weiße, rothe oder graue Segel in der Ferne eine ziemlich malerische Wirkung hervorbringen. Sämmtliche Häuser, glänzend weiß, scheinen so gut gebaut, daß man

in die Versuchung geräth, zu glauben, die Stadt habe gar keine Wohnung für den Armen. Es kann darin jedoch nicht an Armen fehlen; denn die Insel Spezzia ist von den Türken besucht worden und Revolution und Krieg sind über dieselbe hingegangen. Die Stadt Spezzia hat zwei Kaloyeren-Klöster und mehre Kirchen. Die Insel bringt nichts hervor, und die Bewohner derselben verdanken ihr Wohl der Betriebsamkeit.

„Weiter, nach Morgen zu, liegt die Insel Hydra, in neuerer Zeit so berühmt durch ihre Unfälle. Hydra ist eine noch traurigere und unfruchtbarere Insel, als Spezzia. Man sieht nur nackte Felsen, schroffe Küsten, Hohlwege und Abgründe. Dennoch bewunderte man vor wenigen Jahren, auf einem von der Natur so wenig begünstigten Boden, reiche Komptoire, prächtige Kirchen, Marmorpaläste sogar. Hier verbrauchte man Schätze, um sich ein wenig Grün und irgend ein schwaches Bild des Frühlings zu verschaffen; hier grub man mit großen Kosten Zisternen, aus welchen Bäche und Springbrunnen hervorquollen. Auf mühsam zusammengebrachten Erdlagen wuchsen die Feige, die Olive und die Zitrone; es gab um Hydra her Umzäumungen, deren Unterhaltung weit kostspieliger war, als die der schönen Gärten von Paris und London. Auf einer Insel, wo nichts wuchs, wovon sich die Vögel des Himmels hätten ernähren können, fehlte den Bewohnern nichts; ihr Erdreich schien verflucht, aber der Seegen war auf ihren Märkten, wo alles in der reichsten Fülle anzutreffen war. Jede Insel des Archipelagus sendete ihre Produkte hierher; auf den Küsten Asiens und Europa's wuchsen Erndten für Hydra; für diese Insel

erzog man Gemüse, Früchte und Blumen in den Gärten von Argolis und Attika. So verhielt es sich mit den Wundern der Betriebsamkeit und des Handels.

„Das Gedeihen der Hydrioten stand in enger Verbindung mit der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Armuth des von ihnen bewohnten Landes. Wer konnte ihnen ihre nackten Felsen beneiden? wer ihnen einen Aufenthalt streitig machen, wo nur durch strengen Haushalt und unablässige Arbeit Schätze zu gewinnen waren? Die Insel Hydra, welche das mittelländische Meer mit ihren Schiffen bedeckte, hatte nicht einmal einen Hafen, um diese Schiffe zu bergen. Dies ist eine Bemerkung, die sich auf einer Reise durch den Archipelagus nur allzu oft aufdrängt. Die unzugänglichsten, die vom Himmel am meisten gemißhandelten Inseln sind gerade diejenigen, welchen es am wenigsten an Lebensgenüssen gebricht; selbst nicht an einiger Freiheit. Während der französischen Revolutions-Kriege hatten die Rheder und Seeleute von Hydra und Spezzia fast allein das Vorrecht, die Meere zu durchfurchen und alle Küsten des mittelländischen Meeres zu versorgen. Nun sagt man zwar, daß die auf diesen beiden Inseln angehäuften Schätze nicht immer aus reiner Quelle geflossen seien — daß die Ergebnisse des Seeraubes sich nur allzu oft mit den Produkten eines rechtmäßigen Handels vermischt haben; und daran mag Wahres seyn. Doch soll man deßhalb das widrige Schicksal dieser Inseln weniger beklagen? Ihre Bevölkerung ist niedergemezzelt worden, vorzüglich in Hydra, wo kein Stein auf dem andern geblieben ist. Was noch mehr zu beklagen seyn dürfte, ist, daß die zerstörten Städte sich niemals wieder aus ihren

Trümmern erheben werden, und daß ihre Lage, die ihnen unter der eifersüchtigen Tyrannei der Türken so sehr zu Statten kam, ihnen in einer Revolution schaden muß, deren Haupt-Resultat die Befreiung aller Küsten und aller Inseln zu werden verspricht. Der Seehandel wird neue Richtungen nehmen, und die von den Griechen erstrittene Leichtigkeit, sich an den bequemsten Oertern niederzulassen, wird der Wüste zurückgeben, was ihr gebürt. Es ist folglich keineswegs unmöglich, daß die Inseln Hydra und Spezzia in sehr kurzer Zeit noch einmal werden, was sie im Alterthum waren: unbekannte Länder, Klippen, Inselchen ohne Namen."

Der Anblick von Ipsara haucht Herrn Michaud noch traurigere Betrachtungen ein. „Ich könnte," so schreibt er, „Ihnen von Ipsara sagen, was ich Ihnen gesagt habe, als von Hydra und Spezzia die Rede war: der Handel hatte aus einer Wüste eine blühende Insel gemacht, und durch die Betriebsamkeit war Ipsara zu einer reichen und glücklichen Stadt geworden. Seltsame Erscheinung! die glücklichsten Länder, die Völker, welche das Meiste zu verlieren hatten, haben sich mit der größten Wuth und Verblendung in die letzten Revolutionen gestürzt; auch haben sie dafür alles gelitten, was der Krieg Verderbliches und Unglückschwangeres mit sich bringt. Ich werde Ihnen die klägliche Geschichte von den Unfällen Ipsara's ersparen: die meisten Bewohner dieser Insel unterlagen dem Schwerte, oder suchten sich einen Zufluchtsort auf fernen Gestaden. Seit einigen Monaten ist die geringe Zahl derer, die dem Gemezzel entronnen waren, zurückgekehrt in die Mitte der Trümmer ihres Vaterlandes,

und wir sehen sie traurig durch diese Zerstörung wandern, wie blasse Schatten unter Gräbern. Gemäuer, das von Flammen geschwärzt ist, einsinkende Mauern, zertrümmerte Dächer, halb abgetragene Häuser: dies sind die unglücklichen Ueberreste von Ipsara. Welche ein Unterschied zwischen diesen Ruinen und denen, die wir zu Sunium gesehen haben! Die letzteren flößen eine sanfte Schwermuth ein; die ersteren zerreißen das Herz. Dort sind es nur Marmor-Stücke, welche sich mit der Zeit gemessen und über diese triumphirt haben; hier ist es eine Stadt, welche mit ihren Bewohnern unterliegt. Man sieht sie leiden; man vernimmt ihre Klagen. Nicht Wunden in Erz und Gestein, wohl aber Wunden in lebendigem Menschenfleisch nimmt man wahr. Es giebt niederschlagende Zurückerinnerungen, welche keine Täuschung begleitet, bei welchen man also nur seufzen und weinen kann."

Nachdem Herr Michaud die Küsten Joniens — diese an Vegetation so reichen, an historischen Zurückerinnerungen so fruchtbaren Küsten — entlang gefahren ist, geht er zu Smyrna ans Land; und von hier aus sind mehre seiner Briefe datirt. Wir theilen daraus Folgendes mit.

„Die Stadt Smyrna theilt sich in zwei Theile oder große Quartiere: die Niederstadt und die Oberstadt. Jene wird von Türken und Juden bewohnt; diese von Griechen, Armeniern und Franken. Die Niederstadt schließt ziemlich schöne Gebäude und ganz gut gebaute Häuser in sich. Hier sind die Märkte, die Bazare, die Kramläden, die Nachbarschaft des Meeres. Der Schwarm derer, welche kommen und gehen, unterhält in diesem Theile der Stadt

eine

eine anhaltende Bewegung; alle Thätigkeit, aller Lärm von Smyrna ist in diesem Quartier anzutreffen. In der Oberstadt, an welche sich die türkischen Kirchhöfe anschließen, herrschen Schweigen und Einöde. Keine öffentlichen Gebäude, wenig zierliche Häuser, Wohnungen mit vergitterten Fenstern, welche Klöstern nicht unähnlich sehen, eine große Zahl von Moskeen oder türkischen Bethäusern, viele Gräber und Kapellen, von hohen Zypressen beschattet: dies zusammen bemerkt man in dem Theile der Stadt, welcher sich dem Berge Pagus nähert.

„Die Italiäner haben Smyrna die Blume des Orients (fiora del Levante) genannt, und einige Reisende haben kein Bedenken getragen, ihm den Beinamen des kleinen Paris im Orient zu geben. Noch kenne ich die Hauptstadt Joniens allzu wenig, um die Urtheile zu würdigen, die man darüber gefällt hat. Sagen muß ich jedoch, daß meine ersten Eindrücke keinesweges der Vorstellung entsprechen, die ich mir davon nach Reisebeschreibungen gemacht hatte, und daß selbst der Zauber der Perspektive, der mich bei meiner ersten Ankunft auf der Rhede verführt hatte, bei jedem Schritt, den ich im Innern der Stadt thue, je mehr und mehr zerrinnt. Von allen Straßen, die ich besucht habe, kann ich Ihnen nur zwei nennen, welche gemerkt zu werden verdienen und wirklich einen Namen führen: dies ist die Frankenstrasse und die Rosenstrasse. Nichts werde ich Ihnen sagen von den engen und krummen Gassen, von den dunklen Durchgängen und von den bedeckten Wegen, auf welchen ich mich wer weiß wie oft verirrt habe, und welche für so eben angelangte Fremde die Stadt zu einem wahren Labyrinth machen. Viele Straßen



BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

sind nie gepflastert worden; und die, welche man gepflastert hat, werden so schlecht unterhalten, daß man Mühe hat, darin fortzukommen. Ein Fuhrwerk würde eher durch das Bette eines Gießstroms kommen, als durch die beste Straße der Stadt. Auch hat man in Smyrna niemals Fuhrwerk gesehen. Strabo, der sich darüber beklagt, daß die alte Stadt keine Abzugs-Kanäle hatte, würde in der neuen Stadt dergleichen fast allenthalben finden. Vertiefungen, auf welche man nicht selten stößt, und welche auszufüllen Niemand sich die Mühe giebt, verbreiten pestartige Ausdünstungen. In vielen Straßen sieht man einen Kothstrom, oder vielmehr einen offenen Rinnstein, mit einem Trottoir zu beiden Seiten. Die Kameele, die Pferde, die Esel, wodurch man den Transport besorgt, waten durch den Kothstrom; und es geschieht nicht selten, daß ein, mit seinen beiden Paketen, oder mit einem Stück Bauholz beladenes Kameel den ganzen Straßenraum für sich einnimmt. Bei der Annäherung dieser Thiere muß man die Flucht ergreifen oder sich drücken, wie bei der Annäherung eines Pascha und seiner drohenden Bedeckung. Fügen Sie noch hinzu, daß man in den bevölkerten Straßen vor Hitze erstickt, und daß die Luft in denselben allenthalben verderbt ist, dergestalt, daß, meines Erachtens, nur die Pest sich wohl befinden und frei bewegen kann in dieser so gepriesenen Stadt. Auch kehrt sie fast alle Jahre ein, und die Einwohner betrachten es als ein Wunder, daß sie sich dies Jahr noch nicht gezeigt hat.

An diesen Zeichen werden Sie, mein' ich, in Smyrna noch kein Paris erkannt haben. Die, welche über die Hauptstadt Joniens in Extase gerathen, sind unstreitig be-

troffen davon gewesen, daß es im Grunde gar nicht schwer seyn würde, Smyrna zu einem angenehmen Aufenthalt, sowohl für die Einwohner als für die Fremden, zu machen. Wirklich könnte es die schönste Stadt der Welt seyn, wenn man sie dazu machen wollte. Dies hat jedoch bis jetzt noch Niemand gewollt. Es hätte eine prächtige Gracht erhalten können; die türkische Verwaltung hat jedoch noch nie daran gedacht. Diese Verwaltung erlaubt Privatpersonen gegen Erlegung einer gewissen Summe, an dem Ufer des Meers Gebäude aufzuführen; sie verkauft sogar denjenigen Theil des Gestades, der noch mit Fluthen bedeckt wird. So weicht denn freilich das Meer vor den neuen Gebäuden zurück, ohne daß die Stadt das Mindeste weder für einen heilsamen Luftzug, noch für die Perspektive, noch für die Bequemlichkeit der Schifffahrt gewinnt. Man darf also zu Smyrna nichts weiter suchen, als die Schönheit seines Klima's und die Wunder seiner Lage für den Handel: Dinge, welche die türkische Sorglosigkeit oder Barbarei ihm nicht hat nehmen können.

„In mehren Quartieren der Niederstadt herrscht eine große Thätigkeit. Mit Vergnügen habe ich wahrgenommen, daß man daselbst durchgängig beschäftigt war. Nirgends habe ich eine größere Anzahl von Kramläden bemerkt; und was mir dabei am meisten auffiel, war der enge Raum, dessen es für Kaufleute dieses Landes bedarf. Eine Vertiefung in der Mauer, eine Bank von Stein oder von Holz mit einem Raum von drei bis vier Fuß höchstens, ist hinreichend, um einen Türken, einen Griechen oder einen Juden mit seinen Waaren zu fassen. Man kann sagen, daß jeder dieser kleinen Kaufleute in einer Be-

triebsamkeitsstraße nicht mehr Raum einnehme, als er einst auf dem Kirchhofe einnehmen wird. Dies macht jedoch Platz für Alle. Die Stadt hat mehre berühmte Bazare, z. B. den für Kleidungsstücke, den für Reis u. s. w. Dies sind gleichsam Straßen oder gewölbte Gänge, auf beiden Seiten mit Läden und mit Bänken zum Auskramen versehn. Der Zufluß ist immer sehr stark in den Bazaren. Gedenken muß ich der Khans, von welchen man sich nicht leicht eine richtige Vorstellung macht, wenn man sie nicht gesehen hat. Ein Khan ist ein großes aus Steinen aufgeführtes Gebäude, wo die Karavanen logiren, und das zur Niederlage der Waaren dient. Es giebt deren mehre in Smyrna.

„Diese Arten von Gebäuden findet man in fast allen Städten des Orients; ja man trifft dergleichen bisweilen in Wüsteneien an. Gewöhnlich haben sie nur ihre vier Mauern. In ihnen lebt man mit den Vorräthen, die man mitgebracht hat. Wenn Reisende, welche aus Europa kommen, sich in das Innere Klein-Asiens verlieren, so sind die Khans der einzige Zufluchtsort, wo sie sich von ihren Beschwerden erholen können. An allen den Oertern, wo es keine Khans giebt, und wo das gute Glück uns nicht unter das Obdach eines Kaffeehauses führt, bietet der gastfreie Orient keinen anderen Beistand dar, als das Wasser seiner Brunnen, und kein anderes Obdach, als den Schutz seiner Platanen und den Azur seines schönen Himmels. Sehr bald werden wir davon die Probe machen. Sie werden Briefe erhalten, welche in der Wüste im Schatten einer Zypresse oder eines Feigenbaums geschrieben sind. Doch zurück zu den Khans und dem Handel von Smyrna!

„Um über die Handelsbewegung dieser Stadt zu urtheilen, muß man in den Khans die Ankunft der Karavanen, und auf der Rhede die Ankunft der Kauffahrthei-Schiffe sehen; Tag für Tag sieht man nach der Oberstadt eine große Zahl von Kameelen ziehen, welche mit den Erzeugnissen Indiens, Persiens, Syriens und aller übrigen Länder Klein-Asiens belastet sind. Auf der andern Seite bringen Winde und Fluthen Tag für Tag die Fahrzeuge herbei, welche die Betriebsamkeits-Produkte aller Länder Europa's führen. Die Karavanen kehren zurück nach den Ländern, aus welchen sie angelangt sind; sie sind beladen mit den Reichthümern, welche die europäischen Fahrzeuge gebracht haben. Diese kehren zurück nach den See-Städten des Westen mit den Gütern, welche auf dem Rücken der Kameele angelangt sind: der Kameele, die man so treffend Schiffe der Wüste nennt. Sehr oft habe ich vernommen, daß der Handel von Smyrna seit einigen Jahren an Thätigkeit verloren habe. Gleichwohl ist die Rhede immer mit Schiffen, die Khans mit fremden Kaufleuten angefüllt, und die Kameele hören nicht auf, mit ihren gewohnten Ladungen über die Karavanen-Brücke zu ziehen.

„Was dem Europäer bei seiner Ankunft in Smyrna zunächst am meisten auffällt, ist die Verschiedenheit der Völker, welche dieselbe Stadt bewohnen. Ihre Religion, ihre Sprache, ihre Bekleidungen, ihre Sitten, alles ist verschieden. Jedes Volk hat seine Zeremonien, seine Feste, seinen Kalender sogar. Nach den Regeln, welche jeder Glaube sich gebildet hat, ist es nicht selten der Fall, daß man sich in dem einen Quartier des Lebens freut und ausruht, während man sich in dem andern mortifizirt oder

arbeitet. Freitags verschließen die Türken ihre Kramläden; Sonnabends thun die Juden desgleichen; und Sonntags kommt die Reihe an die Armenier, Griechen und Franken. Alle diese Nationen vereinigen sich nie, der Gegenstand sei, welcher er wolle; nur im Bazar treffen sie zusammen. Das einzige gemeinschaftliche Band ist Liebe zum Gelde, oder Liebe zum Gewinn; sie kennen kein anderes Gefühl. Das Einzige, worüber man einigermaßen einverstanden ist, ist der Preis der Baumwolle oder des Opiums, der Werth eines Piasters oder eines Dollars. In den Sitten und Gebräuchen ist der Unterschied noch auffallender unter den Weibern, als unter den Männern. Die Hälfte der Smyrnaer Frauen lebt zurückgezogen und außerhalb jeder Berührung mit dem Publikum; die andere Hälfte genießt alle die Freiheiten, die man ihnen in unsern europäischen Gesellschaften gestattet. Welcher Nation eine Frau angehört, erkennt man am sichersten an der Sorgfalt, womit sie ihr Gesicht verhüllt, oder zeigt. Die griechischen Weiber, so wie die der Franken, zeigen sich offenen Angesichts; die Jüdinnen und Armenierinnen lassen nur die Hälfte desselben sehen; die türkischen Weiber lassen von ihrer Gestalt nichts wahrnehmen. Nicht genug, daß die griechischen Frauen keinen Schleier tragen, setzen sie sogar etwas darein, sich sehen zu lassen. Die Zurückhaltendsten unter ihnen würden ihren Tag verloren zu haben glauben, wenn sie nicht mehre Stunden damit zugebracht hätten, sie aufs Schönste herauszuputzen und vor ihrem Fenster oder auf einem Balkon zu sitzen, um von den Vorübergehenden gesehen zu werden. Unbeweglich und schweigend verweilen sie daselbst, wie Bilder in ihren Rahmen; und wenn man

durch gewisse Straßen geht, z. B. durch die Rosenstraße, so fühlt man sich versucht, zu glauben, man gehe durch eine Bildergallerie. Die Fenster und die Balkons, an welche und auf welche sich die Damen Smyrna's niederlassen, sind besonders eingerichtet. Ein Haus würde schlecht gebaut seyn, wenn es dem schönen Geschlecht nicht dies unschuldige Mittel gewährte, frische Luft zu schöpfen und sich dem Publikum zu zeigen. Ich mag mich hierüber nicht weiter auslassen; und um mich nicht zu entzweien mit den Damen von Smyrna, beeile ich mich, zu sagen, daß sie in dem Rufe stehen, schön zu seyn, und daß sie diesen Ruf verdienen.

„Zu Smyrna werden mehr Sprachen geredet, als man im Thurm zu Babel redete. Die, unter den Franken üblichste ist eine schlechte italiänische Mundart, welche im Archipelagus und auf den Küsten des mittelländischen Meeres sehr verbreitet ist. Sie bildet den einzigen Ueberrest von der Herrschaft mehrer Städte Italiens, welche, im Mittelalter, durch ihre Betriebsamkeit das Erbtheil der Römer im Orient bewahrt hatten. Auf allen Stationen der Levante langen noch täglich arme Italiäner an, welche das Elend, oder Verurtheilungen, oder auch lästige Umstände aus ihrem Lande vertrieben haben; man findet sie allenthalben. Wir wohnen bei einem Römer; und römisch ist im Hause alles, bis auf die Magd. In einer einzigen Straße, in einem einzigen Bazar von Smyrna kann man sich das Vergnügen machen, Tag für Tag die Ueberbleibsel von drei großen Völkern vereinigt zu sehen; ich meine die Römer, die Griechen und die Juden. Ob nun gleich jedes Volk, jede Sekte, ihre eigene Sprache hat, so lassen

sich doch die Sprachen, die man gemeiniglich redet, auf drei zurückführen, auf die türkische, die italiänische und die neu-griechische. Drückte jede dieser Sprachen den Charakter, die Lage und die Bedürfnisse derer aus, welche sie reden, so würde ich sagen, daß man in der türkischen befiehlt, in der neu-griechischen bittet und in der italiänischen bettelt. Was das Französische betrifft, das ehemals unter den Franken Smyrna's die vorherrschende Sprache war, so hat es in den letzten Zeiten sehr verloren; es ist den Wechseln und dem Verfalle des französischen Handels in diesem Lande gefolgt. Man spricht es nur bei dem Konsul und unter den Reisenden höheren Standes."

Dem gesellschaftlichen Zustande Smyrna's merkt man den Absolutismus an, welcher den Orient beherrscht; und von dem Augenblick an, wo die griechische Revolution ausgebrochen ist, hat er sich nur verschlimmern können. Auch ist das Gemälde, das Herr Michaud davon entwirft, eben nicht verführerisch. Er sagt:

„Die Ankunft einer Unzahl türkischer Familien, die von den Christen vertrieben sind, in dieser Stadt, und die Fortdauer der Beziehungen der frei gewordenen Länder mit den Einwohnern Smyrna's, halten alle die Leidenschaften in Athem, welche Verfolgung und Unordnung herbeiführen können. Gegenseitiges Mißtrauen verschafft den widerwärtigsten Gerüchten Tag für Tag fast unbedingten Glauben. Von Seiten der Osmanlis träumt man ohne Unterlaß von Komplotten, deren man die Griechen beschuldigt; und ihrerseits reden die Griechen unter sich von nächtlichen Hinrichtungen und von Leichnamen, welche bei Tagesanbruch auf dem Meeresufer gefunden worden. Was zur

Erbitterung der letztern nicht wenig beigetragen hat, ist, daß ein des Diebstals überführtes Individuum ihrer Nation vor dem Eingang einer der griechischen Kirchen hingerichtet ist; man hatte dazu einen Festtag und den Augenblick einer feierlichen Zeremonie gewählt. Geglaubt wird, der Konsul habe hierüber Klage geführt bei dem Divan; und da der Divan dem russischen Kabinet nichts versagen könne, so sei der Pascha von Smyrna abberufen und nach Chio versetzt worden.

„Zwar habe ich diese, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte und von so entgegengesetzten Leidenschaften bewegte Bevölkerung nicht studirt; doch auf den ersten Anblick erkennt man hier nur Sekten, welche tausend Gründe haben, sich zu hassen, aber keinen einzigen, friedlich und schiedlich mit einander zu leben. Ich sehe hier Juden, Armenier, Griechen, Türken, Franken. Wie aber will man daraus jemals Bürger, oder auch nur Stadtkinder machen? Wie wird sich hier jemals das bilden, was man eine öffentliche Meinung über eine Frage, oder über irgend eine Angelegenheit nennt? Wie soll in den Gemüthern ein Gefühl aufkeimen, welches der Vaterlandsliebe ähnelt? Mit Einem Worte: nicht ein Volk ist's, was ich vor Augen habe, wohl aber eine kampirende Karavane, zusammengebracht aus den verschiedensten Gegenden, in welcher jeder nur von einem Tage zum andern lebt, und nur seinen kaufmännischen Spekulationen nachhängt, ohne von irgend einem gemeinschaftlichen Gesetze geleitet, ohne durch ein gemeinschaftliches Band an die Uebrigen geknüpft zu werden. Ich sehe hier nur einen Pascha, welcher Menschen befiehlt, die nur allzu ungern ge-

horchen — Leute, welche Tribute erheben, und andere, welche dergleichen bezahlen. Furcht ist die einzige Triebfeder dieser sonderbaren Gesellschaft; auch kann diese nicht bestehen ohne eine Besatzung, welche sie Tag und Nacht in Zaum hält. Ohne eine, mit dem blanken Schwert bewaffnete Polizei würde die Ordnung nicht aufrecht zu halten seyn.

„Oft habe ich diese Polizei vorübergehen sehen; und ich bekenne, daß sie mir einige Furcht verursachte, als ich ihr zum ersten Male begegnete. Es ist eine Bande von 150 bis 200 aus allen Ländern zusammengerafften Männern, mit Piken, Pistolen und Gewehren bewaffnet, verschieden gekleidet, unregelmäßig versammelt, mehr laufend als daherschreitend. Dies sind Leute, die man bald unter den Straßenräubern, bald unter denen findet, die zur Unterdrückung des Straßenraubes gebraucht werden. Nichts verschlägt es ihnen, ob sie das Schrecken der Guten oder der Bösen sind, ob sie die Gesellschaft beunruhigen oder sie vertheidigen, wenn sie nur zu leben haben. Das Haupt dieser Bande ist Tag und Nacht auf den Beinen. Erwartet man es auf der einen Seite, so erscheint es auf der andern, oder vielmehr, es ist allenthalben zu gleicher Zeit. Es zeigt sich häufig mit einem enormen Stock bewaffnet, und wenn es das Zeichen oder das Werkzeug seiner Gerechtigkeit schwingt, so ergreift alles die Flucht. Sie werden es mir wohl glauben, daß das, was wir Gesetzlichkeit nennen, ihm in dieser Unternehmung nicht hinderlich ist: der Mann selbst ist das Gesetz, das leibhafte Gesetz, das Gesetz, welches sieht und hört, das warnt

und schlägt, oder vielmehr schlagend warnt. Gilt es eine Verhaftung, so überläßt er diese Ehre nicht gern einem Andern, und nicht besser verhält es sich mit seinen Urtheilssprüchen, die er bisweilen auf der Stelle vollzieht, ja sogar, ehe sie gefällt sind. Was wahrhaft merkwürdig ist, besteht darin, daß er bei diesem Verfahren Volksgunst erworben hat; so sehr schätzt man hier alle Diejenigen, die sich von irgend einer Seite furchtbar machen.

„Diese Polizei hat die Bestimmung, alle Uebertretungen des Korans, alle den guten Sitten zuwiderlaufende Handlungen und den Betrug auf den Märkten zu ahnden. Wehe demjenigen, der mit falschem Maß und Gewicht verkauft: in der Türkei ein unverzeihliches Verbrechen! Wehe demjenigen, den die Polizei in unerlaubter Stunde an verdächtigen Orten findet! Sie ist zugleich berechtigt alle diejenigen zu verhaften, welche Nachts ohne Laterne ausgegangen sind. Am wenigsten verschont sie die Royaten, welche in ihrer Bekleidung Farben tragen, die nur den Osmanlis aufbewahrt sind. Kurz, nichts entschlüpft dieser wachsamen Polizei; sie würde als Muster empfohlen zu werden verdienen, wenn das sie leitende Haupt nicht gegen gewisse Unordnungen die Augen zudrückte. Es giebt Mißbräuche, die dieses Haupt respektirt; und es versteht sich wohl von selbst, daß es dabei seinen Vortheil finden muß. Bemerken muß man, daß bei den Türken die Aemter schlecht bezahlt werden. Kämen nicht Mißbräuche ihm zu Hülfe, so würde jeder Polizei-Chef, jeder Vorstand der Verwaltung Hungers sterben. Vermöge einer natürlichen Gegenseitigkeit machen die Mißbräuche, daß sie

leben können, und dafür lassen sie die Mißbräuche leben. Es giebt daher auch kein Land, wo die Mißbräuche tiefer gewurzelt wären, als in der Türkei.

„Um über die Wichtigkeit dieser militärischen Polizei, von welcher bisher die Rede gewesen ist, urtheilen zu können, müßte man sie in Zeiten der Unruhe und Empörung handeln sehen. Entstände in der Stadt eine große Unordnung — kämen die Landleute von ihren Bergen zu Hülfe — triebe der Fanatismus sie zu einer Ermordung der Christen, oder zu einem Aufruhr gegen den Pascha: so möchte ich vorhersagen, daß der größte Theil dieser Schildwachen der Gesetze, dieser Bewahrer öffentlicher Ordnung, sich den Rasereien der Menge anschließen, und mit eigenen Händen denen die Köpfe abschneiden würde, zu deren Vertheidigung sie da sind."

Von Smyrna begab sich Herr Michaud auf einem Ragusenischen Fahrzeuge nach Cap Baba. Er setzte hierauf seine Reise zu Lande bis nach Kunkale, einer kleinen, nicht weit von den Dardanellen gelegenen Stadt, fort. Die Trümmer von Ephesus, die Beschreibung der Lage Troja's und des Lagers der Griechen, so wie einige Stellen der Iliade füllen meistens die Briefe aus, worin er Rechenschaft giebt von diesem Theile seiner Reise. Den gegenwärtigen Zustand dieser Gegend anlangend, giebt die Beschreibung, welche Herr Michaud davon entwirft, ein niederschlagendes Bild von demselben. Unangebaute Aecker, verlassene Häuser, halb gestörte Städte, welche in jenen Zeiten, wo Tournefort, Chandler und die Herren von Choiseul ihre Reisen machten, noch blühend waren: dies, und nichts Anderes tritt dem Reisenden bei jedem Schritte auf

den Küsten Klein-Asiens entgegen; traurige Resultate einer Regierung, welche allenthalben die Wohlthaten der Natur zerstört und nach und nach die fruchtbarsten Ländereien in Einöden verwandelt.“ Werden Mahmud's Reformen den Verfall aufhalten, den man allenthalben wahrnimmt, wo der Halbmond waltet? Um dies zu hoffen, muß man annehmen, daß das Türkengeschlecht und der Islamismus ihre Natur verändern können: eine schwierige Voraussezzung, bei welcher alles darauf ankommt, welche Wendungen die west-europäische Zivilisation nehmen wird; denn das jene große Verwandelung nicht das Werk eines Einzelnen seyn könne, versteht sich wohl von selbst, da die Kräfte eines Sterblichen dazu nie ausgereicht haben.

# Konstitution und Gebräuche des britischen Parliaments.

Nach der Sprache des Gesetzes besteht das Parliament aus dem Könige, dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen; denn die Zustimmung eines jeden dieser drei Körper ist erforderlich, um einen Parliaments-Akt zu Stande zu bringen. In der Sprache des gemeinen Lebens bezeichnet das Parliament nur das Haus der Lords und das Haus der Gemeinen (Ober- und Unterhaus.)

Seiner ursprünglichen Verfassung nach, ist das Haus der Lords nicht ein repräsentativer Körper; doch seit der Vereinigung mit Schottland im Jahre 1707 ist das repräsentative Prinzip theilweise in die Zusammensetzung desselben gebracht worden. Es besteht gegenwärtig, außer den Pairs von Großbritannien und den Bischöfen von England, aus sechzehn Pairs von Schottland, welche von dem Gesammtkörper des Adels dieses Landes gewählt werden, und aus acht und zwanzig irländischen Pairs, gewählt von dem Adel Irlands. Die übrigen schottischen und irländischen Pairs haben, als solche, keine Sitze im Hause der Lords; doch mehre derselben sind zu britischen Pairs gemacht worden, und sitzen in dieser Eigenschaft. Da ein irländischer Pair in Großbritannien auch als ein Gemeiner betrachtet wird, so kann er zu einem Mitglied des

Hauses der Gemeinen gewählt werden, wenn er auf sein Recht, für die irländischen Repräsentativ-Pairs zu votiren, Verzicht leistet. Die schottischen Repräsentativ-Pairs werden nur für Ein Parliament gewählt; die irländischen hingegen auf Lebenszeit. Eine Vakanz in der Zahl der ersten kann also veranlaßt werden, entweder durch den Tod eines Individuums, oder durch die Erhebung desselben zur brittischen Pairs-Würde; in der Zahl der letzten ist eine Vakanz nur möglich durch den Tod. Die irländischen Bischöfe werden gleichmäßig durch vier aus ihrer Gesammtzahl repräsentirt, und diese wohnen nur Einer Sitzung bei, und wechseln ab. Gegenwärtig besteht das Haus der Lords aus:

| | |
|---|---|
| Prinzen königlichen Geblüts (sämmtlich Herzoge) | 4 |
| Anderen Herzogen . . . . . | 21 |
| Markis . . . . . | 19 |
| Grafen . . . . . | 100 |
| Viscounts . . . . . | 18 |
| Baronen . . . . . | 181 |
| Schottischen Pairs . . . . . | 16 |
| Irländischen Pairs . . . . . | 28 |
| Englischen Bischöfen . . . . . | 26 |
| Irländischen Bischöfen . . . . . | 4 |
| Zusammen | 417 |

Von den ein und zwanzig irländischen Repräsentativ-Pairs haben gegenwärtig neun brittische Titel.

Das Haus der Gemeinen ist durchweg eine Repräsentativ-Versammlung, indem jedes Mitglied derselben sein Sitzungsrecht herleitet von der Wahl eines größeren oder

kleineren Volkskörpers. Seit der Annahme der letzten Reform-Bill besteht es aus:

| | | |
|---|---|---|
| Gliedern englischer Grafschaften . . . | | 143 |
| — — | Universitäten . . . | 4 |
| — — | Städte und Flecken | 324 |
| — welscher Grafschaften . . . | | 15 |
| — — | Städte und Flecken . | 14 |
| — schottischer Grafschaften . . | | 30 |
| — — | Städte und Flecken | 23 |
| — irländischer Grafschaften . . | | 64 |
| — — | Universitäten . . | 2 |
| — — | Städte und Flecken | 39 |
| | Zusammen | 658 |

Die Macht, das Parliament einzuberufen, gebührt dem Könige; und die Form der Einberufung wird erfüllt durch ein Writ oder Brief, der von der Kanzlei ausgeht, und an jeden Pair insbesondere und an die Sheriffs der Grafschaften für die Wahl der Mitglieder des Hauses der Gemeinen gerichtet ist. Wir dürfen hier nicht unbemerkt lassen, daß gleichzeitig mit dem neuen Parliament die Konvokations-Häuser der Geistlichkeit noch immer zusammenberufen werden und die Form des Anfangs ihrer Sitzung durchmachen; doch, seit dem Jahre 1717 sind sie gleichförmig prorogirt worden, ehe sie an die Geschäfte gehen konnten. Theil der Königlichen Prärogative ist, das Parliament zu prorogiren, d. h. der Sitzung desselben ein Ende zu machen, wie auch das Parliament aufzulösen, nach Belieben. Kein Parliament darf indeß länger beisammen bleiben, als sieben Jahre; und wenige halten so lange vor.

Wenn

Wenn jedoch der Tod des Königs eintreten sollte zwischen der Auflösung des Parliaments und der Erwählung des nachfolgenden: so tritt das alte Parliament unmittelbar darauf von neuem zusammen, und darf für ein halbes Jahr bei einander bleiben.

Die beiden Häuser des Parliaments müssen zu einer und derselben Zeit prorogirt und einberufen werden. Wenn der Tag seines Zusammentritts gekommen ist, so begiebt sich der König in eigener Person in das Haus der Lords, oder er ermächtigt gewisse Pairs, als seine Geschäftsträger, das Parliament zu eröffnen. Diese Zeremonie erfolgt in Gegenwart beider Häuser, indem die Gemeinen vor den Schranken erscheinen, wohin sie durch den Ufscher des schwarzen Stabes berufen werden. Sie kehren darauf in ihr eigenes Haus zurück, um ihren Sprecher zu wählen, während die Lords, einer nach dem andern, an dem Tische den Eid schwören. Der Lord Kanzler wird, nach einem alten Herkommen, von der Krone als Sprecher des Hauses der Lords angestellt, in welcher Eigenschaft er seinen Sitz unmittelbar unter dem Thron nimmt: einen Sitz, der gemeinhin der Wollsack genannt wird. Seine Pflichten unterscheiden sich jedoch bedeutend von denen des Sprechers im Hause der Gemeinen. Er ist nicht bekleidet mit der Autorität, die Ordnung in diesem Hause zu erhalten; und dabei ist er gewohnt, Theil zu nehmen an den Erörterungen, was nicht der Fall ist bei dem Sprecher des Unterhauses. Für denjenigen, welcher zur Ausfüllung des hohen Amts eines Sprechers im Unterhause gewählt wurde, war es ehemals hergebracht, den höchsten Widerwillen vor dem Präsidenten-Stuhl an den Tag zu

legen, und sich auf denselben nicht anders bringen zu lassen, als nach Entwickelung eines größeren Maßes von Widerstand. Eine Stelle aus der, Selbstverachtung athmenden Rede Sir Christoph Yelverton's, welcher im Jahre 1597 zum Sprecher erwählt wurde, dürfte den Leser belustigen. „Euer Sprecher," sagte er, „muß ein wohlgeleibter und wohlgefälliger Mann seyn, dem es nicht an Maulwerk fehlt; er muß eine starke Stimme, ein majestätisches Betragen und einen schweren und vollen Geldbeutel haben. Was nun mich betrifft, so bin ich klein und mager und nichts weniger als ein Redner; meine Stimme ist schwach, meine Manier die eines Juristen, meine Gemüthsart sanft und verschämt, mein Geldbeutel dünn und selten angefüllt." Diese Affektation ist in neuerer Zeit gänzlich gewichen; und ob es gleich hergebracht ist, daß, wenn zwei Individuen für dieses Amt in Vorschlag gebracht werden, jedes derselben gegen sich stimmt, so offenbart doch der, für welchen sich die meisten Stimmen erklären, weder irgend einen Widerwillen gegen den Stuhl, noch, wenn er einmal auf demselben sitzet, irgend eine Uebertreibung in allzu niedriger Abschätzung seiner Fähigkeiten. Nachdem er gewählt worden ist, muß er die Genehmigung Seiner Majestät haben; für welchen Zweck das Haus noch einmal vor die Schranken des Oberhauses geführt wird, wo die nöthige Form (denn mehr ist es nicht) niemals ausbleibt, und der neue Sprecher, sowohl für sich als für seine Mitglieder, in einer demuthsvollen Bitte die Ausübung aller alten und unbezweifelten Rechte und Vorrechte in Anspruch nimmt, als da sind: Freiheit der Erörterung, Freiheit von Verhaftung für sie und ihre Diener, und freier Zutritt zu

Seiner Majestät, so oft die Umstände es erfordern. Die Gemeinen kehren sodann in ihr Haus zurück, wo der Sprecher den Stuhl einnimmt und die Mitglieder den Eid der Treue und der Suprematie gruppenweise an dem Tische schwören. Dies muß zwischen 9 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags geschehen; und während dieser Tageszeit muß jedes Geschäft, womit das Haus sich befaßt hat, verschoben werden, so oft ein Mitglied sich zur Eidesleistung einstellt. Die Wahl des Sprechers allein ausgenommen, kann kein Mitglied, ohne diese Zeremonie bestanden zu haben, über irgend eine Frage votiren, bei sehr ernstlichen Strafen; und noch in neuerer Zeit sind Beispiele vorgekommen, daß, weil Mitglieder es hierin versehen hatten, ein spezieller Parliaments-Akt für nothwendig erachtet wurde, um diese Mitglieder von den Strafen und Verunfähigungen zu befreien, denen sie sich ausgesetzt hatten. In jeder anderen Beziehung, nur das Privilegium, im Hause zu sitzen und zu votiren, ausgenommen, ist Jemand, der ins Parliament eintritt, Mitglied desselben von dem Augenblick an, wo sein Eintritt durch einen eigends dazu angestellten Beamten bescheinigt ist. Er ist z. B. nicht länger einer Verhaftung unterworfen, und (vorausgesetzt, daß seine Wahl Statt gefunden hat innerhalb der 40 Tage, von dem für den Eintritt in dem Writ festgesetzten Tage an) darf er Gebrauch machen von dem Vorrechte, seine Briefe nicht zu frankiren. Beim Beginn eines neuen Parliaments giebt es keine Einführung von Mitgliedern in das Haus; alles schließt sich darin ab, daß der Kanzellist (clerc) jeden, der geschworen hat, vor den Sprecher führt, der ihm die Hand schüttelt. Nur wenn

ein Mitglied zu irgend einer andern Zeit, als auf die allgemeine Wahl, eintritt, muß es von zwei andern Mitgliedern von den Schranken vor dem Sprecher geführt werden, und auf dem Wege dahin drei Verbeugungen machen, damit es von allen gegenwärtigen besser erkannt werde.

Ist — was gewöhnlich zwei Tage dauert — die Eidesleistung der Mitglieder in beiden Häusern beendigt, oder der Beendigung nahe, so erfordert der Gebrauch, daß Se. Majestät sich in Person nach dem Hause der Lords begiebt, und nachdem die Gemeinen vor die Schranken desselben berufen sind, eine Rede vom Throne aus an die versammelte Legislatur richtet, oder daß er gewisse Lords, als seine Beauftragten, abordnet, eine solche Rede in seinem Namen vorzutragen. Auf gleiche Weise wird bei Eröffnung jeder nachfolgenden Sitzung eine königliche Rede gehalten. Für beide Häuser ist es hergebracht, diese Rede noch an demselben Abend in Ueberlegung zu nehmen, um eine Antwort auf dieselbe zu bilden, welche die Adresse genannt wird; sie sind jedoch nicht verbunden, die königliche Rede zu dem ersten Gegenstande der Berathung zu machen, und beide Häuser sind gewohnt, zur Vertheidigung dieses ihres Rechts eine Bill anzunehmen, die sich auf irgend einen andern Gegenstand bezieht. Die Adresse, welche gewöhnlich ein Wiederhall der Thronrede ist, wird von zwei Mitgliedern in Anregung gebracht und unterstützt, welche von den Ministern dazu auserkoren sind, und bei dieser Gelegenheit im vollen Staat oder in Uniform auftreten. Ist die Adresse genehmigt worden, so wird sie Sr. Majestät durch eine Deputation übermacht, welche, nach ihrer

Zurückkunft, die Aufnahme berichtet, die sie gefunden hat. Man nennt dies die Antwort Sr. Majestät.

Wir werden nunmehr einige, meistens aus Herrn Hatsell's großem Werke über „Precedents“ entlehnte Nachrichten geben von dem, was man die Alltags-Formen des Hauses der Gemeinen nennen könnte: Dinge, auf welche in den Berichten von den Debatten unaufhörlich angespielt wird.

Der Sprecher erscheint im Hause wenig Minuten vor dem Zusammentritt der Mitglieder desselben; und sobald die üblichen Gebete von dem Kaplan gehalten sind, läßt jener es sein erstes Geschäft seyn, die vorhandenen Mitglieder zu zählen, bis er es, sich selbst dazu gerechnet, bis zur Zahl 40 gebracht hat. Ist diese Zahl versammelt, so nimmt die Berathung ihren Anfang; wenn nicht, so läßt sich der Sprecher nur für einen Augenblick auf seinen Sitz nieder, um das Haus für den folgenden Tag zu vertagen. Ist, wie man sich darüber ausdrückt, das Haus einmal gebildet, so können die Geschäfte fortgesetzt werden, selbst wenn weniger als vierzig Mitglieder gegenwärtig seyn sollten; doch darf jedes Mitglied verlangen, daß das Haus (die Versammlung) gezählt werde, und wenn nicht vierzig gegenwärtig sind, so wird das Haus vertagt. Im Allgemeinen genommen, haben die Mitglieder keine besonderen Sitze. Bei der Eröffnung des Parliaments sind jedoch die vier Mitglieder für London gewohnt, sich an die Spitze der sogenannten Stirn-Bank zu stellen, d. h. derjenigen Bank, welche zur Rechten des Sprechers auf dem ebnen Boden angebracht ist. Bei andern Gelegenheiten wird diese Bank von den Ministern eingenommen und die Schatz-

Bank (Tresury Bench) genannt. Dieser Vorzug wird indeß den Ministern nur aus Höflichkeit gestattet. Ehemals pflegte man sie für diejenigen Glieder aufzubewahren, welche Geheime Räthe (Privy Councillors) waren; und es wird erzählt, daß Herr Pulteney, als Führer der Opposition während der Verwaltung Sir Robert Walpole's, immer von dieser Bank aus zu reden gewohnt war. Jedes andere Mitglied, das einen besonderen Sitz zu haben wünscht, kann zu diesem Ziel gelangen, doch nur für Einen Abend, und zwar dadurch, daß es sich nicht verdrießen läßt, Vormittags in den Versammlungs-Saal zu gehen und ein Papier mit seinem Namen an die Lehne des Sitzes zu kleben. Doch bei dieser Vorsicht verliert es seinen Sitz, wenn es abwesend ist bei dem Gebete, oder das Haus verläßt, um den Sprecher in das Oberhaus zu begleiten. Es verliert ihn eben so, wenn es, bei einer Theilung in das Vorgemach geht; und Herr Hatfell giebt zu verstehen, daß, bei Theilungen, die Zahlen bisweilen durch die Anwendung dieser Regel stark verändert werden. Mitgliedern, welche in dem Ministerium hohe Posten bekleidet haben, ist es oft gestattet, denselben Sitz zu behalten, ohne daß sie ihn einzunehmen brauchen; und wer auf seinem Platz den Dank des Hauses erhalten hat, wird betrachtet als einer, der zu demselben Sitz berechtigt ist, zum wenigsten für die Sitzungszeit des Parliaments.

Während der Sprecher auf seinem Stuhle sitzt, giebt es — dies ist der Ausdruck — ein Haus. Wenn ein Mitglied zum Vorsitz bestimmt wird, so sagt man, das Haus sitze in Kommittee. Diese beiden Zustände werden ferner bezeichnet durch das vergoldete Symbol, Mace

(Szepter) genannt, welches im erstern Fall auf, im zweiten unter dem Tische liegt, an welchem die Schreiber (clerks) sitzen. Das Verfahren in der Committee ist in einzelnen Fällen verschieden von demjenigen, welches beobachtet wird, wenn es, dem Sprachgebrauche gemäß, ein Haus giebt. In dem letztern kann ein Mitglied nur einmal über einen Antrag reden (ausgenommen, wenn es sich um Erklärung seiner Worte handelt); in der erstern kann es reden, so oft es ihm beliebt. Das Sitzen in Auftrag (Committee) scheint in der That ursprünglich bloß als eine Besprechungs-Berathung betrachtet worden zu seyn: sehr häufig geben die Mitglieder ihre Meinung ab, ohne dabei sich von ihren Sitzen zu erheben. In der Committe theilen sich wiederum die Mitglieder dadurch, daß die bejahenden sich nach der einen Seite des Hauses, die verneinenden sich nach der entgegengesetzten Seite wenden. Ist nicht die Rede von Committee, so bleiben die, welche für die eine Seite der Frage sind, im Hause, während die, welche sich für die andere erklären, in das Vorgemach treten; denn die Regel ist: „daß die, welche ihre Stimmen für die Erhaltung der Ordnungen des Hauses geben, in demselben zurückbleiben, und daß die, welche ihre Stimme für die Einführung einer Neuerung oder Abänderung geben, sich zu entfernen haben (Journale vom 10. Dez. 1640). Doch diese Regel ist durch manche verwickelte Ausnahmen gestört, und sehr oft ist viel kostbare Zeit darüber verloren gegangen, zu bestimmen, welche Parthei sich zu entfernen habe. Um diese Unzuträglichkeiten zu vermeiden, hat das Haus noch vor kurzem beschlossen, daß bei einer Meinungsverschiedenheit, Diejenigen, welche

die Entscheidung des Herrn Sprechers in Frage stellen, sich entfernen müssen.

Wenn zwei oder mehre Mitglieder sich gleichzeitig erheben, um zu reden, so wird der, welcher zuerst den Sprecher ins Auge fällt, von ihm ernannt, und erhält gewöhnlich die Erlaubniß, das Haus anzureden. Doch der Umstand, daß der Sprecher ihm den Vorzug ertheilt hat, giebt ihm kein Recht, wenn das Haus der Meinung seyn sollte, daß ein Anderer sich früher erhoben habe, oder aus irgend einem Grunde berechtigt sei, zu reden. Jedes Mitglied darf darauf antragen, daß ein anderes Mitglied jetzt vernommen werden müsse, und wenn dieser Antrag wirklich gemacht wird, so nützt der vom Sprecher ertheilte Vorzug zu nichts. Dies ist jedoch eine Aushülfe, zu welcher man, aus begreiflichen Gründen, nur selten seine Zuflucht nimmt. Ein Mitglied kann eben so gut von der Galerie aus, als von der Mitte des Hauses aus sprechen, und nach Hatsell ist dies öfters der Fall; doch in den letzten Jahren sind wenig Beispiele von diesem Verfahren vorgekommen. Wie es scheint darf man jedoch nicht reden, wenn man sich in einem der Gänge befindet, oder hinter der Glocke steht. Sehr oft ist wiederholt worden, daß ein Mitglied das Recht habe, eine Parliaments-Akte oder irgend ein öffentliches Dokument nach Belieben zu verlangen; dies ist jedoch ein Irrthum. Das Haus kann sich einem solchen Verfahren widersetzen, wenn es dies für gut befindet; doch, wenn kein Einwand erfolgt, so befiehlt der Sprecher, daß das Papier gelesen werden soll. Kein Mitglied — dies müssen wir noch hinzufügen — darf über einen Antrag stimmen, der seinenen Privat-Vortheil be-

rührt; ja, es darf nicht einmal gegenwärtig seyn, wenn es darüber zur Abstimmung kommt.

Obgleich dem Publikum gegenwärtig gestattet ist, den Berathungen, sowohl im Hause der Lords, als in dem der Gemeinen beizuwohnen — jenen auf das Geheiß eines Lords, diesen entweder auf das Geheiß eines Mitgliedes oder gegen Erlegung einer halben Krone an den Thürsteher — so gilt doch noch immer die Voraussetzung, daß die Debatten des einen wie des andern Hauses bei verschlossenen Thüren von Statten gehen. Der Befehl, welcher den Sergeant-at-Arms berechtigt, alle Fremden, welche sich im Hause blicken lassen, zur Haft zu bringen, wird, beim Beginn einer neuen Sitzung, noch immer von dem Hause der Gemeinen erneuert, und kann von jedem Mitgliede dahin verstärkt werden, daß es auf Räumung der Galerien anträgt. Erfolgt irgend eine Theilung, so sind alle Fremden genöthigt, sich zurückzuziehen, und die Thüren des Hauses werden verschlossen. Die Tagblätter gedachten vor kurzem einiger Bemerkungen, welche im Hause hinsichtlich einer Sitzungsverordnung gemacht wurden, nach welcher die Hinterthüre der Kammer des Sprechers tagtäglich um zwölf Uhr verschlossen werden sollte; wo denn der Sprecher, in Antwort auf die ängstliche Frage eines ihrer werthen Mitglieder: wo die besagte Thüre zu finden wäre? die Auskunft gab, er glaube, „daß sie gar nicht mehr existire." Dieser Befehl wurde zuerst den 5. März 1662 auf die Nachricht ertheilt, daß mehre Personen, die nicht Mitglieder des Hauses wären, durch die fragliche Thüre in das Zimmer des Sprechers gelangt seien, und sich von da aus auf die Galerie begeben hätten. Seit die-

ser Zeit ist er regelmäßig beim Beginn jeder Sitzung wiederholt worden. Sollte indeß die Hinterthür, wie man vernimmt, jetzt wirklich angelegt werden: so dürfte es scheinen, daß ihre alten und im steten Andenken fortlebenden Verletzungen endlich ohne alle Gefahr in Frieden ruhen dürfen.

Der Gebrauch, den Mitglieder des Hauses der Gemeinen von ihrem Vorrechte, das Haus von Fremden zu säubern, gemacht haben, hat häufig eine heftige Erörterung herbeigeführt: die bestehende Ordnung aufzuheben, oder wenigstens zu modifiziren, sind allerlei Versuche gemacht worden, wenn gleich bisher ohne Erfolg. Die, welche sich der Ausschließung widersetzten, glaubten ihren Zweck dadurch erreichen zu können, daß sie ihre Zuflucht zu dem Mittel der Vertagung nahmen, und dadurch den Fortgang der Geschäfte so lange aufhielten, bis das Publikum wieder zugelassen werden konnte. Frauenzimmer werden noch gegenwärtig nicht in die Galerie gelassen; wer wüßte dies nicht? Was minder allgemein bekannt ist, besteht darin, daß das Verfahren, wodurch sie davon ausgeschlossen werden, vergleichungsweise neueren Ursprungs ist. Erst seit funfzig bis sechzig Jahren gewöhnten sich die Frauen, sowohl in der Galerie, als in dem Raum unter den Schranken zu erscheinen. Herr Hatsell selbst war zugegen bei der letzten Gelegenheit, wo sie zugelassen wurden. Es wurde eine anziehende Erörterung erwartet; und Frauen sowohl als Männer hatten sich in großer Anzahl eingefunden. Da nun mehre Frauen nicht im Stande gewesen waren, sich Sitze zu verschaffen, so wurde der Befehl ertheilt, daß das Haus gereinigt werden sollte von

fremden Männern; und dies geschah, als die Frauen so zahlreich eindrangen, daß sie sowohl die Galerien als die Sitze unterhalb der Schranken ausfülleten. In diesem Zustande der Dinge verlangte ein Mitglied, aufgebracht darüber, daß gewisse Männer von Stande (gentlemen), denen es Sitze verschafft hatte, nicht zugelassen waren — es verlangte, sage ich, daß das Haus von allen Fremden gereinigt werden sollte. Die Verstärkung der bestehenden Ordnung war eine Sache, die sich nicht zurückweisen ließ. Doch die Beamten des Parliaments fanden, daß es nicht leicht sei, die eingedrungenen Schönen zu entfernen: ein heftiger und entschlossener Widerstand wurde ihnen angekündigt, und fast zwei Stunden hindurch blieb das Haus in dem Zustande ungemeiner Gährung und Bewegung. Seit diesem seltsamen Auftritt sind Frauenzimmer von dem Hause strenge ausgeschlossen. Die einzige Ermäßigung dieses Verbots besteht darin, daß es in den letzten Jahren üblich geworden ist, eine geringe Anzahl von Ladies zuzulassen zu einem Raume, welcher der Ventilator genannt wird, über dem Tafelwerk, durch dessen Oeffnung sie alles sehen und hören, was unter ihnen vorgeht. Fünf und zwanzig Einlaßkarten werden von dem Sergeant-at-Arms jeden Abend für dieses Zimmer ausgetheilt. Frauen werden eben so eingelassen in die neue Galerie, welche im Hause des Lords angebracht ist. Früherhin pflegten sie sich hinter den Gardinen zu beiden Seiten des Thrones zu verbergen. In älteren Zeiten scheinen sie jedoch freier hervorgetreten zu seyn. Für das Jahr 1675 wird angeführt, daß Lord Shaftesbury sich gegen das Haus über die Heerden von Weibern beklagt habe, welche allen Verhandlun-

gen beiwohnten; er sagte: „es sei damit so weit gediehen, daß Männer von ihren Freunden hübsche Schwestern oder Töchter mietheten oder borgten, um deren Bittschriften zu übergeben.“ Mit der Zeit scheinen Frauenzimmer es dahin gebracht zu haben, daß sie, gelegentlich und nur verstohlen, Zutritt zu dem Hause der Gemeinen erhielten. Zum Beweise dessen führt Hatfell eine merkwürdige Notiz an, welche nicht darauf berechnet ist, uns einen hohen Begriff weder von der Würde, noch von dem Schicklichkeitssinn zu geben, wovon das Verfahren des Hauses in diesen Tagen charakterisirt wird.

Wir benutzen diese Gelegenheit, unsere Leser einige parliamentarische Kunstausdrücke zu erklären, welche in den öffentlichen Blättern sehr häufig vorkommen, ohne daß die Mehrheit einen bestimmten Begriff damit zu verbinden versteht.

Ein solcher Kunstausdruck ist das Wort Vertagung. Verstehen muß man darunter die Fortsetzung der Sitzung des einen und des andern Hauses von einem Tage zum andern, in der Regel bis zum nächsten, bisweilen aber bis zum vierzehnten und sogar noch länger. Jedes Haus vertagt sich nach Belieben und ganz unabhängig von dem andern. Ein Mitglied kann zu jeder Zeit auf Vertagung des Hauses antragen, mehr als einmal sogar an demselben Abend; denn, ein Vorschlag zur Vertagung auf einer Station der Erörterung wird betrachtet als eine Frage, verschieden von demselben Vorschlage auf einer anderen Station. Würde er als dieselbe Frage betrachtet, so könnte er weder an demselben Abend, noch selbst in derselben Sitzung gethan werden. Nur bisweilen wird die Erörte-

rung vertagt, während das Haus seine Sitzung fortsetzt und sich mit anderen Gegenständen beschäftigt.

Ein zweiter Kunstausdruck ist die „Tagesordnung." Dies ist die Liste der Materien, welche an einem gegebenen Tage erörtert werden sollen; sie ist gedruckt auf ein Papier, das die Benennung Votes (Abstimmungen) führt, und jeden Morgen ausgegeben wird. Wird also in Antrag gebracht, daß die Tagesordnung verlesen werden möge, so ist der Sinn dieses Antrags, daß das Haus von der Betrachtung der gerade vorliegenden Frage übergehen möge zu dem Geschäft, dessen in der Liste gedacht ist. Und wird der Antrag angenommen, so ist dies ein Weg, auf welchem man vermeidet, über die vorliegende Frage zur Entscheidung zu kommen. Die Tagesordnung kann jedoch nur in Antrag gebracht werden, wenn sich das Haus mit einer Frage beschäftigt, die nicht auf der Liste steht.

Ein dritter Kunstausdruck ist „die vorläufige Frage." Dies ist eine andere Erfindung, wenn man der Nothwendigkeit entgehen will, über eine lästige Frage zur Entscheidung zu gelangen. Es wird zuweilen ein Antrag gemacht, gegen welchen sich in abstracto nichts einwenden läßt, welcher jedoch wegen der Zeit, in welcher er zur Sprache gebracht, oder wegen des Zwecks, der dabei verfolgt wird, einem Mitgliede, oder auch mehren, als etwas einleuchtet, dem man seine Zustimmung versagen muß. Unter diesen Umständen legen diejenigen, die ihn nicht aufkommen lassen wollen, dem Hause die vorläufige Frage vor: „Soll darüber eine Abstimmung erfolgen?" Anstatt jedoch, wie es am natürlichsten scheinen würde, in Vorschlag zu bringen, daß die in Betrachtung

gezogene Frage nicht jetzt erörtert werde, heischt der Gebrauch, darauf anzutragen, „daß die Frage jetzt vorgelegt werden möge;" und indem man sich hierüber theilt, stimmt der, welcher den Antrag macht, gegen seinen eigenen Antrag. Z. B. wenn Herr Hume den 14. Febr. 1833 in Anregung brachte, daß das Daseyn und die Fortdauer der Sinekuren unzuträglich sei, so wird das Resultat in den Voten in folgender Form zur Sprache gebracht: Nachdem die vorläufige Frage so gestellt war, „daß die Frage jetzt zu verhandeln sei" theilte sich das Haus — Bejahende 138, Verneinende 232. Hier stimmten der Antragsteller und alle Diejenigen, welche mit ihm der Meinung waren, daß Herrn Hume's Resolution nicht zur Abstimmung kommen möge, in der Majorität gegen den Antrag. Die Frage jedoch, welche auf diese Weise unterdrückt wird, ist immer nur für den Augenblick beseitigt, und kann an einem zukünftigen Tage wieder auf die Bahn gebracht werden. Die vorläufige Frage ist nicht anwendbar, wenn das Haus in eine Committee umgestaltet ist.

Ein vierter Kunstausdruck ist: „heute über sechs Monate." Es wird, um eine Bill vor dem Hause zum Fall zu bringen, häufig die Redensart angewendet, daß sie über sechs Monate weiter besprochen werden soll. Dieser Antrag wird gemacht mit der Absicht, und hat, wenn er angenommen wird, die Wirkung, daß die nächste Verlesung der Bill bis nach der Prorogation des Parliaments oder bis zu einem Zeitpunkt verschoben wird, wo es keine Sitzung für das Haus giebt. Unter solchen Umständen fällt die Bill zu Boden. Bisweilen wird der Antrag für die nächste Verlesung der Bill auf drei Monate a dato,

oder auf einen noch kürzeren Zeitraum gestellt, der sie über eine Prorogation hinwegführt.

Wir schließen mit einem fünften Kunstausdruck. Er lautet: „Aufforderung des Hauses.“ Eine große Schwierigkeit hat zu jeder Zeit darin bestanden, die regelmäßige Anwesenheit der Glieder zu sichern. Es steht jedoch in der Macht jedes Mitgliedes, nach vorhergegangener Bekanntmachung, darauf zu dringen, daß das Haus zusammengerufen werde für einen besonderen Tag, wo diejenigen, welche auf ihre Namen nicht antworten, von dem Sergeant-at-Arms zur Haft gebracht werden. Der Hauptnachtheil, dem sie bei diesem Verfahren unterworfen sind, besteht in der Geldstrafe, die sie erlegen müssen, bevor sie wieder in Freiheit gesetzt werden: eine Geldstrafe, die von bedeutendem Belange ist.

# Wie hat sich das Verhältniß Aegyptens zur Türkei gebildet?

## und

## was läßt sich für die Zukunft davon erwarten?

---

Es giebt Hauptthatsachen, denen sich die übrigen Thatsachen, wie wichtig sie auch seyn mögen, wie von selbst unterordnen, dergestalt, daß sie in dem Lichte von Wirkungen erscheinen, die ihre Ursache in der Hauptthatsache haben.

Eine solche Hauptthatsache ist, in Beziehung auf die europäische Welt, die Freiwerdung Amerika's von den Bestimmungen der europäischen Mutterstaaten. Wie hätte diese Freiwerdung erfolgen können, ohne alle inneren und äußeren Verhältnisse der Mutterstaaten zu verändern? Sehen wir also in ihr die wahre Ursache, welche die pyrenäische Halbinsel in den Jasons-Kessel der Revolution geworfen, in Frankreich die Julius-Revolution herbeigeführt und in England die Parliaments-Reform bewirkt hat! Sehen wir in ihr aber zugleich die Triebfeder, welche den Erscheinungen im Osten zum Grunde liegt! Das türkische Reich konnte seine Eigenthümlichkeit nur so lange bewahren, als das westliche Europa vollauf in Amerika beschäftigt war. Als dies aufgehört hatte, mußten Rückwirkungen eintreten, deren Zweck sich schwerlich verkennen läßt.

läßt. Dieser ist kein anderer, als die Entwickelung, welche der westliche Theil Europa's in seinem Verhältniß zu Amerika seit drei Jahrhunderten erworben hat, so auf den Osten überzutragen, daß eine größere Harmonie, als bisher möglich war, das letzte Resultat dieser Rückwirkungen werden möge. So stellt sich zum Wenigsten in dem Urtheil des Geschichtforschers eine Erscheinung, welche höchst räthselhaft für alle Diejenigen bleibt, die nie in Betrachtung gezogen haben, daß die Eroberung Konstantinopels durch die Türken und die Entdeckung Amerika's in einem Kausal-Zusammenhange stehen, welcher gute 340 Jahre vorgehalten hat.

Es ist jedoch nicht unsere Absicht, diesen Kausal-Zusammenhang, über welchen wir uns bei anderen Gelegenheiten erklärt haben, hier von neuem zur Sprache zu bringen. Nur eine der neuesten Erscheinungen desselben wollen wir zu erklären versuchen; namentlich den Konflikt zwischen dem Sultan und seinem Vasallen, dem Vice-König von Aegypten: einen Konflikt, welcher für die Türkei so gefährlich wurde, daß sie nur durch die Dazwischenkunft Rußlands, ihres bis dahin für unversöhnlich gehaltenen Feindes, gerettet werden konnte.

Der Ursprung dieses Konfliktes stellt sich dar in einem Streite zwischen Abdallah, Paschah von Akre, und Mehmed Ali, Vice-König von Aegypten.

Obgleich, ihren Betheurungen nach, dem Sultan Mahmud, als Oberhaupt des Otomanischen Reichs, treu ergeben, hatten beide Pascha's seit vielen Jahren in beinahe gänzlicher Unabhängigkeit von dessen Autorität gelebt. Mehmed Ali von Aegypten, von beiden bei weitem der

mächtigste, und im Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit fast anspruchslos, bewies sich gemäßigt, und beharrte, selbst unter starken Versuchungen, in einem scheinbar unbedingten Gehorsam gegen die Pforte. Nicht so Abdallah von Akre, ein Mann von kecker Gemüthsart und heftigen Leidenschaften. Im Jahre 1822 (um in seiner Geschichte nicht weiter zurückzugehen) warf er die Larve der Unterthänigkeit ab, indem er, an der Spitze eines aus Arabern, Drusen vom Berge Libanon, und Söldlingen aus allen Theilen des türkischen Reichs zusammengesetzten Heeres sich des Paschaliks von Damaskus als Eroberer zu bemächtigen suchte. Er wurde jedoch geschlagen und zu einem schleunigen Rückzug genöthigt. Sich zu retten, schloß er sich in die starke Festung von Akre ein. Hier wurde er von fünf benachbarten Pascha's belagert, unter welchen der Adoptiv-Sohn des Vice-Königs von Aegypten, Ibrahim Pascha — derselbe, welcher sich, einige Jahre darauf, durch seine Feldzüge in Griechenland einen Namen machte — den ersten Rang einnahm.

Ibrahim und seine Kollegen vermochten mit einem Heere von etwa 9000 Mann nichts gegen Abdallah; und nachdem die Belagerung von Akre zehn Monate gedauert hatte, warf sich Mehmed Ali zum Vermittler bei der Pforte auf, und Abdallah, der nicht besiegt werden konnte, erhielt die Verzeihung des Sultans mit Wiedereinsetzung in seine frühere Ehren, wenn gleich unter der Bedingung, daß er eine schwere Summe Geldes als Strafe erlegen sollte: ein Verfahren, wodurch nicht Abdallah, wohl aber das Volk bestraft wurde, an dessen Spitze er stand; denn in ächter Pascha's-Manier erpreßte er alles Geld, das wirklich gezahlt wurde, von den armen Syriern.

Mehmed Ali hatte, auf diese Weise, das unverkennbare Verdienst, eine Aussöhnung bewirkt und den Skandal, nach welchem der Kaiser der Otomanen von einem verwegenen Vasallen in einem Winkel seines Machtgebiets herausgefordert war, beseitigt zu haben; und je besser ihm dies gelungen war, desto mehr gab er der Einbildung Raum, sich sowohl den Sultan Mahmud als Abdallah Pascha verpflichtet zu haben. Von dem letzteren — dies ist ausgemacht — verlangte er seitdem eine Deferenz, welche der stolze Häuptling zu beweisen eben nicht geneigt war. Gegen den Sultan hielt er sich auf derselben Linie ehrfurchtsvoller Unterwerfung, die er sich vorgeschrieben hatte. Die, welche Gelegenheit hatten, das Betragen und die Beweggründe des Pascha's von Aegypten aus der Nähe zu beobachten, versichern einstimmig, daß er sich dem verhängnißvollen Kriege in Griechenland so lange entzog, als es sich mit seiner, dem Sultan bis dahin bewiesenen Ergebenheit vertrug, und daß er nie mit irgend einem National-Eifer auf diesen Krieg einging.

Im Jahre 1824 jedoch, wo allgemein bekannt war, daß er ein Heer von 24,000 Mann in europäischer Manier abgerichteter Truppen, außerdem aber noch Milizen hatte, willigte er in die Forderungen der Pforte, denen er, ohne sich einem bleibenden Verdachte auszusetzen, nicht länger widerstehen konnte; und so geschah es, daß er nach Morea vier Regimenter Fußvolk (zusammen 16,000 Mann) vier Kompagnien Sappeurs und Minirer, und ungefähr 700 Pferde (die Blüthe seines Heers) unter dem Befehl seines Adoptiv-Sohnes Ibrahim Pascha einschiffte. Gedeckt durch die, damals nicht zu verachtende Kriegsflotte

Aegyptens, segelten hundert Transportschiffe, mit diesem Heere an Bord, von Alexandrien im Monat Juli des Jahres 1824 nach dem Pelopones, wo sie glücklich landeten. Die allgemeine Voraussetzung der muselmanischen Bevölkerung des Reichs war, daß diese Macht die Sache Mahomeds retten, das Reich vor einer Zerstückelung bewahren und die Griechen eben so zum Gehorsam zurückführen werde, wie ein früheres Heer des Pascha's von Aegypten die rebellischen Wehabiten zu Paaren getrieben hatte. Auch würde dieser Erfolg schwerlich ausgeblieben seyn, hätten sich nicht England, Frankreich und Rußland für die Griechen erklärt, und den Adoptiv-Sohn Mehmed Ali's in seiner Laufbahn gehemmt.

Es kann in diesem Zusammenhange nicht am unrechten Ort seyn, der Empörung und Unterdrückung der Wehabiten, so wie auch anderer wesentlichen Dienste zu gedenken, welche Mehmed Ali dem Sultan Mahmud leistete.

Die Wehabiten, sektirende Anhänger des schismatischen Abdul Wehabe, waren geistliche und politische Puritaner: — fanatische Reformatoren der mahomedanischen Kirche und des otomanischen Staats. Entsprungen in den Wüsten Arabiens, bezweckten sie eine gänzliche Umgestaltung des Zustandes der Dinge. Seit dem Anfange des abgewichenen Jahrhunderts hatten sie den Waffen der Türken getrotzt, und die Ruhe von nicht weniger als acht Sultanen gestört. Aus dem entlegensten Distrikt Arabiens, Ared genannt, waren sie vorgedrungen, nicht ohne die Truppen der mächtigsten Pascha's, welche wider sie ausgesendet worden waren, zurückzudrängen. Sie hatten Mecca genommen und das geheiligte Grab des Propheten Mahomed

beraubt; denn Dinge dieser Art waren diesen Reformatoren eben so verhaßt, als Klöster, Kathedralen, Messen und Gelübde es den Neuerern des christlichen Kirchenthums waren. In diesem Zustand befand sich Arabien; die enthusiastischen Wehabiten drohten aber nicht blos mit einer radikalen Veränderung gewisser Dogmen und aller Gebräuche des mahomedanischen Glaubens in den Gegenden, wo dieser Glaube zuerst entsprang, sondern sie verbreiteten auch die ernstlichsten Befürchtungen hinsichtlich der Integrität des türkischen Machtgebiets in Asien. So war die Lage der Dinge, als Mehmed Ali, nachdem er sein Ansehn in Aegypten befestigt hatte, die Waffen wider die Wehabiten ergriff. Und nach einem hartnäckigen Kampf, welchen der Italiäner Giovanni Finati, ein Abentheurer, der im Heere des Vice-Königs von Aegypten diente, umständlich beschrieben hat, trugen Mehmed Ali's Waffen, unterstützt von einer verschlagenen Politik den vollständigsten Sieg davon. Die Wehabiten wurden in ihre Wüsten zurückgetrieben, und zu einer Lebensweise gezwungen, welche der Einfalt und Strenge ihrer Lehren besser entsprach; das Grab des Propheten zu Mecca wurde den rechtgläubigen Muselmanen von neuem eröffnet, und die Pforte von einem nur allzu furchtbaren Feinde befreit. Dies geschah im Jahre 1818, und wurde im Namen des Sultans vollbracht. Er allein hatte also den Ruhm davon, und mit diesem verband er, wie natürlich, den Vortheil, von den rechtgläubigen Mahomedanern für den Vertheidiger ihres verhöhnten Glaubens gehalten zu werden.

Obgleich geschlagen und aus Djedda, Mecca, Medina und der ganzen Nachbarschaft dieser wichtigen Plätze

vertrieben, schritten die Wehabiten zu verschiedenen Malen aufs Neue zum Angriff, und zu Anfang des Jahres 1824 besetzten sie die Engpässe der Gebirgskette, welche ihr Geburtsland vertheidigt, und brachten die heiligen Städte in Bestürzung und Aufruhr. Im Februar des genannten Jahres, fünf Monate vor der Einschiffung Ibrahim Pascha's und seines Heeres nach Morea, sah Mehmed Ali sich genöthigt, eine beträchtliche Macht nach Cosseier, der Wüste und dem rothen Meere zu entsenden, um den Arabern die Stirne zu bieten. Diese Macht hielt die Wehabiten in Zaum und rettete die heiligen Städte.

Wir kehren jetzt zu den Anstrengungen zurück, welche Mehmed Ali machte, um Griechenland für den Sultan zurückzuerobern.

Im Oktbr. 1825 sendete er 8000 Mann frischer Linientruppen zur Verstärkung Ibrahim Pascha's, und nicht diese allein, sondern auch Feld- und Belagerungsgeschütz mit dem nöthigen Schießbedarf.

Mit diesen Verstärkungen führte Ibrahim einen erfolgreichen, wenn gleich ein wenig barbarischen Krieg: er nahm fast alle Plätze, welche die Türken verloren hatten, wieder ein, und was von Griechen in seine Hände fiel, wurde nach Aegypten versetzt, während er damit umging, demüthige Kolonisten von den Ufern des Nils nach Morea zu versetzen. Der Traktat vom 6. Juli, auf welchen die Seeschlacht bei Navarin folgte, zerstörte diesen abscheulichen Triumph, und sicherte Griechenland ein Daseyn und einen unabhängigen Zustand.

Ehe diese Krisis eintrat, wurden dem Vice-König von Aegypten, im Namen der verbündeten Mächte, Er-

öffnungen gemacht, die ihn bewegen sollten, seine Truppen und seine Flotte von Morea zurückzunehmen und sich von dem Sultan wenigstens in Beziehung auf den griechischen Krieg loszusagen, dessen Einstellung von jenen Mächten beschlossen war. Wie weit die ihm gemachten Vorschläge hierüber hinausgingen, um seine Anhänglichkeit an dem Sultan zu erschüttern: darüber würden der Oberst Cradock und Andere, welche im diplomatischen Geheimniß waren, Rechenschaft geben können. Als der Oberst Cradock im August 1827 in Aegypten anlangte, fand er den Vice-König betrübt durch die Nachricht, daß die Wehabiten von neuem aus ihren Gebirgspässen hervorgegangen wären, und sich sogar Mecca's bemächtigt hätten; es fehlte ihm sogar an Truppen, seine eigenen Länder zu vertheidigen. Dabei kannte er die Schwäche des Sultans; auch wußte er, daß ein Krieg mit Rußland nahe bevorstand, und daß nicht bloß die russische, sondern auch die brittische und französische Flotte im Mittelländischen Meere angelangt war. Nichts desto weniger blieb er seinem Oberherrn treu, und wiewohl ihm, wie man sagt, Gewährleistungen für die Zukunft angeboten wurden, so ertheilte er auf alle, ihm von Seiten der Verbündeten gemachten Vorstellungen doch keine andere Antwort, als: „daß er ein Unterthan der Pforte sei, und nur auf den ausdrücklichen Befehl des Sultans, und zwar nur in dem Sinne desselben, in Unterhandlungen eingehen könne." So viel Treue kostete ihm eine sehr schätzbare Flotte. Man wird sich auch erinnern, daß, selbst nach der Katastrophe von Navarin, Mehmed Ali sich nicht mit der Zurücknahme seiner Truppen aus Griechenland übereilte, und daß er in allen Stücken, als

des Sultans unterthänigster Diener zu handeln sich das Ansehn gab.

Der deutlich vorhergesehene Krieg mit Rußland blieb nicht aus; er erschöpfte den Sultan, und der zweite Feldzug brachte das russische Heer bis unter die Mauern Konstantinopels. Mehmed Ali hätte unter diesen Umständen seine Unabhängigkeit proklamiren und sich Syriens bemächtigen können; allein er blieb ruhig und ehrerbietig, wiewohl er die Geldforderungen, welche die Pforte an ihn machte, nicht eifrig befriedigte, unstreitig, weil er selbst die erlittenen Verluste zu ersetzen bedacht seyn mußte.

Auf den russischen Krieg erfolgte sehr bald der gefährliche Aufstand der Albaneser, welcher dem verarmten Sultan viel Geld und Menschen kostete. So zerrüttet war der durch diesen Kampf bewirkte Zustand der Dinge, daß, als Herr Urquhart, welcher vor kurzem ein anziehendes Werk über die Türkei und Griechenland bekannt gemacht hat, im Jahre 1830, während dieses blutigen Haders, durch Albanien und die europäische Türkei reisete, er nur schwache Hoffnung hegte, daß dies Land sich beruhigen und die türkische Herrschaft fortdauern werde. Auch dies würde für Mehmed Ali ein günstiger Augenblick gewesen seyn, die ehrgeizigen Plane zu entwickeln, die er später verfolgt hat; er blieb jedoch ruhig, und es darf nicht unbemerkt bleiben (eine Thatsache, deren Herr Urquhart gedenkt), daß von den Albanesern, welche damals seinen Versuch unterstützt haben würden, wäre es auch nur dadurch geschehen, daß sie die Waffen der Türken in Europa beschäftigt hätten, der Sultan, nachdem er sie zur Ordnung zurückgeführt hatte, 6000 tapfere Soldaten musterte,

welche den Kern und die Stärke des Heeres des Groß-Veziers in Klein-Asien ausmachten, und bei weitem die furchtbarsten Feinde waren, mit welchen die Aegypter bei ihrem Vorrücken auf Kutajah zu kämpfen hatten.

Endlich im Novbr. 1831 brach der Streit zwischen Mehmed Ali und Abdallah, Pascha von Akre, aus.

Ohne die Genehmigung der Pforte abzuwarten, schritt jetzt ein ägyptisches Heer, versehen mit der nöthigen Artillerie und europäischen Ingenieur-Offizieren, also bei weitem überlegen demjenigen Heere, das denselben Platz im Jahre 1822 belagert hatte, zur Belagerung Akre's, und nahm es den 27. Mai 1832 nach einem entschlossenen Widerstande von sechs Monaten. Der stolze Abdallah wurde als Kriegsgefangener zu Mehmed Ali gebracht, der ihn mit ungemeiner Achtung behandelte.

Abdallah war alles, nur nicht ein unterwürfiger oder getreuer Vasall des Sultans gewesen. Dieser jedoch, den es verdrießen mochte, daß Pascha's auf ihre eigene Rechnung Krieg mit einander führten (obwohl dergleichen im türkischen Reiche nicht selten vorkommt) tadelte das Verfahren Mehmed Ali's und nahm sich der Sache Abdallah's an.

Schwerlich läßt sich bestimmen, wieviel der von der Pforte angenommene hochfahrende Ton dazu beitrug, das Betragen Mehmed Ali's zu bestimmen; die natürlichste Voraussetzung ist jedoch, daß er Akre, welches ehemals zu Aegypten gehört hatte, und immerdar ein Gegenstand seiner Lüsternheit geblieben war, nicht wieder herausgeben wollte. Außerdem war Akre, wie Bonaparte sehr richtig fühlte, als er es belagerte, der Schlüssel zu Syrien; und

nachdem der erste Schritt gethan war — er, der allein etwas zu kosten pflegt — mochte Mehmed Ali die Kraft verloren haben, der Versuchung einer so leichten Eroberung, wie sie vor ihm lag, zu widerstehen, mit ihr der Aussicht auf eine Wiedervereinigung der Besitzungen Fatimitischer Kaliphen, namentlich Aegyptens, weiter Strecken Syriens und ganz Palästina's.

Was auch seine Beweggründe seyn mochten: er ließ Ibrahim mit einem ägyptischen Heere vorrücken, welches Syrien besetzte, ohne auf irgend einen Widerstand zu stossen. Gern würde er seine Eroberungsbahn an der Gränze Syriens geschlossen haben; und hätte der Sultan seiner eigenen Schwäche gehörig geachtet, so würde er mit seinem emanzipirten und mächtigen Vasallen unterhandelt und diesem alles bewilligt haben, was er ihm vorzuenthalten für den Augenblick keine Aussicht hatte. Doch Mahmud war halsstarrig, und der glückliche Ibrahim, dem bisher alles gelungen war, drang nach Klein-Asien vor und bedrohte die Hauptstadt des türkischen Reichs. Als der Sultan endlich seiner Schwäche inne ward, rief er die Russen zu Hülfe — eine Macht, die noch vor kurzer Zeit seine Feindin gewesen war, und von den Türken, nach alten Prophezeihungen und nie erschüttertem Glauben, als die sicherste Zerstörerin ihres Reichs betrachtet wird. Nichts von allem, was der Sultan gethan oder unterlassen hat, keine noch so starke Abweichung von der geltenden Regel, kein noch so heftiger Angriff auf die Vorurtheile des muselmanischen Volks hätte ihn noch sicherer in den Herzen desselben entthronen können, als dieses verhängnißvolle Verfahren. Die rechtgläubigen Muselmanen trugen zwar längst

die Ueberzeugung in sich, daß in seinem Verfahren sehr vieles den Vorschriften des Propheten entgegen sei; als sie aber in Erfahrung brachten, daß er die Moskowiter zu Hülfe gerufen habe, da erklärten sie ihn schlechtweg für einen Giaur, oder Ungläubigen. Am stärksten sprach sich dies Gefühl in Klein-Asien aus, wo Ibrahim als Eroberer sein Lager aufgeschlagen hatte; denn in Klein-Asien sind die Türken weit gottesfürchtiger, als in Europa.

Im Uebrigen darf man wohl sagen, daß der Sultan nichts dadurch gewann, daß er seine eigene Schwäche auf eine so auffallende Weise zur Schau trug und die Vorurtheile seines Volks so stark verletzte. Denn, selbst nach der Ankunft einer russischen Flotte und eines russischen Heeres in seiner Hauptstadt, sah er sich genöthigt, unter dem Beistande eines französischen Diplomaten mit Ibrahim Frieden zu schließen und dem Pascha von Aegypten alles zu bewilligen, was dieser vor der Ankunft der Verbündeten des Sultans gefordert hatte *). Standen die Truppen und die Bevölkerung der Hauptstadt nicht wider den Sultan auf, so war dieser, auch ohne den Beistand

*) Mehmed Ali's Bedingung war, daß Adana ihm abgetreten werden müsse. Dies war ein Gegenstand, des Streites werth. Zwischen Syrien und Karamanien in einem Winkel gelegen, ist Adana zwar nicht groß, doch fruchtbar, gesund und schön. Der Pascha von Aegypten gab sich das Ansehn, als wünsche er diesen Distrikt wegen seiner schönen Wälder und folglich wegen des Materials zu besitzen, das er dem Schiffsbau gewährt; es ist jedoch mehr, als wahrscheinlich, daß er Adana nur zu besitzen wünschte, um sich der Vortheile zu bemächtigen, welche die benachbarte Küste von Karamanien darbietet. Ueber diesen Gegenstand muß man Kapitän Beauforts Werk über Karamanien nachlesen.

der Russen, ganz sicher in Konstantinopel. Ohne etwas, das einer Flotte ähnlich sah, konnte Ibrahim nicht über den engen Bosphorus; und die Einführung einer Flotte in diese Gewässer durch die Dardanellen hin, war für die ägyptische Marine eine allzu schwierige Aufgabe, obgleich diese im Jahre 1807 von den Engländern gelöset wurde. Das Wahre von der Sache ist, daß Mehmed Ali nicht daran dachte, sich Konstantinopels zu bemächtigen; hatte er doch nicht einmal geglaubt, daß sein Heer so weit in Klein-Asien vordringen werde.

Aufmerksamkeit verdienen die Ursachen, welche die ausserordentlichen Fortschritte Ibrahims erleichtern. Eine der größten Schwierigkeiten in dem Urtheil derjenigen Europäer, welche in diesem Lande gereiset sind, bestand in der regelmäßigen Verpflegung des Heeres. Jene Reisenden wollten bemerkt haben, daß die Ankunft von sechs bis acht Fremden eine scheinbare Theurung in einem Dorfe verursache; allein sie waren unter der Bedeckung bewaffneter Türken gereiset, vor deren Anblick die furchtsamen Einwohner alle Zeichen des Reichthums und der Wohlhäbigkeit verbargen. Bei Ibrahims Ankunft machte man sehr bald die Entdeckung, daß er keine militärische Bedrückung übte, und alles, was seinem Heere geliefert wurde, redlich bezahlte. Die Landleute strömten ihm also mit ihren Vorräthen an Getreide zu, und er fand da, wo ein türkisches Heer nicht einen Scheffel Korn entdeckt haben würde, verhältnißmäßigen Ueberfluß. Dies wird bestätigt durch alle, die sich um diese Zeit im Lande als Durchreisende befanden. Dazu kam aber, daß, seit dem Jahre 1829 ganze Distrikte im Innern Klein-Asiens nicht aus

dem Zustande der Empörung herausgekommen waren. Sie sehnten sich nach einem Herrnwechsel, und hießen willkommen ein Heer, das mit ihnen desselben Glaubens war und angeführt wurde von dem Beschützer des heiligen Grabes des Propheten; denn dieser Titel war dem Pascha Ibrahim von dem Sultan ertheilt worden, nachdem er Mecca und dessen Schätze den Wehabiten entrissen hatte. Sie sahen also nur Freunde und Befreier. Dabei war das ägyptische Heer demjenigen, das der Sultan entgegenstellen konnte, in jeder Eigenschaft überlegen. Mehmed Ali, der seit längerer Zeit die Macht der aufsätzigen Mameluken zerstört hatte, begann seine militärischen Reformen i. J. 1815. Mahmud legte, hinsichtlich der Umbildung seines Heeres, erst i. J. 1825 Hand ans Werk; der Pascha hatte also den unberechenbaren Vorzug voller zehn Jahre vor dem Sultan. Er besaß außerdem eine Fülle von Unterweisern, einen Generalstab von 50 französischen und italiänischen Offizieren, lauter Männern von Erfahrung, von welchen einige sogar große Talente vereinigten und geübt und vertraut waren mit allem, was zur Organisation und Behandlung eines Heeres erforderlich ist. Der Sultan hatte dagegen kaum 6 europäische Offiziere von einigem Verdienst, und Calosso, der bedeutendste unter ihnen, war bloß ein guter Kavallerie-Offizier. Mit Ausnahme der 6000 Albaneser, deren wir gedacht haben, und die für ganz vorzügliche Soldaten gelten konnten, hatte der Groß-Vezier, als er mit Ibrahim zusammentraf, nur indisziplinirte Horden, schlecht bewaffnetes Gesindel. Seine Taktikos — so werden die geregelten Truppen des Sultans von den Franken genannt — konnte der Sultan für Europa nicht ent-

behren. Man füge zu allem diesen noch hinzu, daß die Aegypter die Erinnerung an ihre Siege in sich trugen. In Arabien hatten sie über die Wehabiten gesiegt, ferner in Dongola, Sennaar und Cardofan, auf Morea und vor Akre; wogegen die Türken kaum auf etwas Anderes zurückblicken konnten, als auf eine lange Reihe von Niederlagen. Was erklärt Ibrahim Pascha's glückliche Erfolge besser, als diese wenigen Worte?

Was geschehen seyn würde, wenn der Sultan nicht nachgeben, d. h. die Friedensbedingungen Mehmed Ali's nicht angenommen hätte, läßt sich ohne Mühe bestimmen. Rußland erwarb sich in den hoch-kritischen Umständen, worin sich Mahmud der Zweite befand, das Verdienst, das türkische Reich vor einem gänzlichen Umsturz bewahrt zu haben: vor einem Umsturz, welcher unausbleiblich war, wenn die Bevölkerung Konstantinopels nicht durch russische Waffen gezügelt worden wäre. Alle Vorwürfe, welche dem Petersburger Kabinet seitdem von England und von Frankreich her gemacht worden sind, haben, so scheint es uns, keinen anderen Grund, als den verletzter Eitelkeit; denn es dürfte schwer seyn, zu beweisen, daß noch mehr hätte geschehen können, als was wirklich durch die russische Flotte und Land-Armee geleistet wurde. Dies zu leisten aber war Rußland sich selbst schuldig, wenn der Uebergang über den Balkan und der Friede von Adrianopel nicht vergeblich werden sollten.

Wie viel im Uebrigen durch das Abkommen zwischen Mahmud dem Zweiten und Mehmed Ali für die Zukunft gewonnen ist, will erwartet seyn. Die ganze Erscheinung gehörig zu fassen, muß man sich in diejenigen Zeiten des

Mittelalters zurückversetzen, wo es, statt der jetzt hergebrachten Suveränetät, nur eine Suzeränetät gab, mit welcher nichts weniger gesichert war, als der gesellschaftliche Friede, sofern die großen Vasallen keine andere Autorität anerkannten, als die eigene, und stets bereit waren, den Suzerän zu bekämpfen, wenn er ihren Beschlüssen zu folgen sich weigerte. Wie man auch die gegenwärtige politische Lage des türkischen Reiches anschauen möge: daraus kann man sich nicht ein Geheimniß machen, daß es in diesem Reiche einen Vasallen giebt, welcher in jeder Beziehung mächtiger ist, als derjenige, auf welchen sich seine Vasallenschaft bezieht, d. h. als der Sultan, dessen bloßes Werkzeug er seyn sollte. Je unnatürlicher nun dieser Zustand ist, desto weniger kann er fortdauern. Ueber kurz oder lang muß die Frage: „wer hat das Recht zu befehlen?" zur Sprache kommen: und von der Beantwortung dieser Frage hangen die weiteren Schicksale der Türkei, vielleicht des ganzen Orients ab. Als Gebieter über Aegypten, Palästina und Syrien kann Mehmed Ali, oder auch sein Nachfolger, nicht in einem untergeordneten Verhältnisse bleiben; Regenten-Pflichten sogar werden ihn nöthigen, der Abhängigkeit, worin er sich befindet, zu entsagen, und eine Autonomie in Anspruch zu nehmen, die er nicht länger entbehren kann. Von allen Banden, welche dies bisher verhindert haben, dürfte der Muhamedanismus sich als das schwächste beweisen; schon aus dem einfachen Grunde, weil sich west-europäische Institutionen auf west-europäische Wissenschaft stützen, diese sich aber nur auf Kosten des Aberglaubens, so wie alles dessen, wodurch dieser aufrecht erhalten wird, verbreiten läßt.

Mit großer Sicherheit läßt sich also vorhersehen und vorhersagen, daß die Eigenthümlichkeit, welche den Orient bisher ausgezeichnet hat, verschwinden wird, um einer anderen Eigenthümlichkeit Platz zu machen, deren Wesen sich nur in sofern zum Voraus erkennen läßt, als man dasselbe in den Fortschritten der physischen Wissenschaften auffindet.

---

# Schreiben
# eines englischen Kapitalisten
an den
# Herausgeber des New monthley Magazine.

---

Mein Herr!

Sie sind ein weiser Mann; so sprechen die Leute in unserer Stadt (einer sehr respektablen Stadt, welche ihren eigenen Markt, außerdem aber noch ihre eigene Lesebibliothek hat). Sie sind ein weiser Mann; Sie schreiben Bücher, Sie entwerfen Reden und gelten dafür, daß Sie sehr viel allgemeine Einsichten besitzen. Nun, mein Herr, wenn Sie wirklich so gescheidt sind, so haben Sie Gelegenheit, mir einen sehr wesentlichen Dienst zu erweisen und (was Ihrer Menschenfreundlichkeit ungemein zusagen wird) dieser Dienst kann erwiesen werden, ohne daß es Ihnen irgend eine Beschwerde oder Auslage verursachen wird.

Ich bin, Gott sei dafür gedankt, kein Schriftsteller; mein Herr, deßhalb keine Feindschaft, hoff' ich! Ich bin kein Schriftsteller, und so hab' ich nicht nöthig, Sie zu bitten, daß Sie meine drei Bände lesen, oder daß Sie dieselben loben sollen. Ich bin kein Schriftsteller, oder, was damit gleichbedeutend zu seyn pflegt — kein armer Mann. Ich nehme weder Ihre Lobsprüche, noch Ihre Börse in Anspruch: ich bin erträglich reich und erträglich

einfältig, und habe Erkenntlichkeit genug, um der Vorsehung für diesen und anderweitigen Seegen zu danken. Doch der Reichthum hat seine Sorgen, und die Dummheit ihre Gedanken. Und so nähere ich mich Ihnen, abgehärmt und nachdenklich. Ich komme zu Ihnen mit der Bitte, mir einen Rath zuzuflistern, der meinem Schlafkissen die Ruhe und meinem Eigenthume Zinsen gewähre. Mein Fall ist wirklich hart — viel härter, als Der sich einbilden kann, dem es an Erfahrung fehlt. Ich habe von einem gewissen Jason gehört, der sich auf Reisen begab, das goldene Vließ zu suchen; ich habe von einem schmuzzigen Gesellen, Diogenes genannt, gehört, der eine Laterne ansteckte, um einen ehrlichen Mann zu finden; ich habe auch von einem Herrn Cölebs gehört, welcher sich aufmachte, eine Frau zu finden (auch dies muß ein schwieriges Unternehmen gewesen seyn, wenn dieser Herr eine gute Frau haben wollte, und wenn er selbst ein wenig schwierig war). Ich wüßte ihm keine andere zu empfehlen, als meine jüngste Tochter; — doch Sie, Herr Herausgeber, sind verheirathet, und dies ist meinem Gegenstande fremd, oder hat auf denselben nur in sofern Bezug, als ich den Satz aufstellen möchte, daß weder Jason, als er auf das goldene Vließ ausging, noch Diogenes, als er einen ehrlichen Mann suchte, noch Cölebs, als er sich um seine Frau bewarb, so viel vergebliche Mühe und Beschwerde hatte, als ich bisher gehabt habe, um mein Kapital unterzubringen. Ja, mein Herr, eine Unterbringung, eine sichere Anlegung ist das, wonach ich mich umsehe; und können Sie mir sagen, wo eine solche zu finden ist? Wenn Sie ein oberflächlicher Beobachter sind, so werden

Sie mir antworten, die Sache sei leicht; so sagt ein unerfahrener Glücksjäger, man muß mit einer reichen Erbin durchgehen. Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu sagen, daß die Sache, um welche es sich handelt, schwierig — daß sie sogar sehr schwierig ist. Denn, was hat ein Mann zu thun, der nicht mehr verzehren möchte, als sein Einkommen? Er muß sich ein Einkommen verschaffen. Um jedoch ein Einkommen zu haben, muß er sein Vermögen unterbringen. Dies nun ist mein Fall. Vor ungefähr dreizehn Jahren kam ich in den Besitz von einmal hunderttausend Pfund. Dies Vermögen war auf Grundstücke ausgethan; doch der Gentleman, dem diese Grundstücke gehörten, war, obgleich reich genug, mir meine Interessen regelmäßig auszuzahlen, immer saumselig genug, um dies auf die lange Bank zu schieben. Advokaten-Briefe mußten geschrieben werden, und Advokaten-Briefe kamen zurück; doch immer erst nach sechs Monaten, und nur nach vielen Winkelzügen bekam ich meine vierteljährigen Zinsen.

„Wie können Sie ein solcher Thor seyn?" sagte ein Nachbar, dem ich meine Noth klagte. „Bringen Sie Ihr Geld in den Staats-Fonds unter. Nichts geht über Staats-Fonds. Sie sind so bequem, so ohne alle Beschwerde. Ist der Zahlungstag gekommen, so wird die Dividende gezahlt. Dazu bedarf es keiner Advokaten; Stock-Makler, hellsehende Bursche, bringen Ihr Geschäft in Ordnung, und da ist Ihr Geld."

Dieser Rath würde weniger Eindruck auf mich gemacht haben, wenn er von irgend einem Andern hergerührt hätte; da er jedoch von Herrn David Dofornothing kam, von welchem man sagte, daß er selbst ein großes

Vermögen besitze, und welcher stets in einem so scharfen, kurzen und entscheidenden Tone sprach, wie man ihn nur bei Geschäftsmännern anzutreffen pflegt, so ließ ich mich dadurch bestimmen, meine Hypothek zu kündigen. Allerlei Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden: Geld war nicht aufzutreiben — das Eigenthum konnte nicht verkauft werden — die Advokaten-Rechnungen fielen sehr schwer. Doch zuletzt wurden meine hunderttausend Pfund, obgleich ein wenig beschnitten, dem lastergleichen Rachen des Grundstücks entrissen. Fünf Prozent waren um diese Zeit die hergebrachte Sicherheit; und nachdem ich ein wenig mit den Vier- und Dreiprozentigen geliebäugelt hatte, entschied ich mich für die Fünfprozentigen, und die ganze Sache war zu Ende gebracht.

Das erste Jahr verstrich, und nichts konnte lieblicher seyn: mein Einkommen war so pünktlich, wie meine Uhr; und zu meiner nicht geringen Freude erfuhr ich durch meinen Stockmakler, daß mein Kapital sich um tausend Pfund vermehrt habe; „denn," sagte er, „die Fonds sind beinahe um ein Prozent seit dem Augenblick gestiegen, wo Sie Ihr Kapital darin angelegt haben."

Bewundernswürdige Anlegung, dachte ich bei mir selbst, ganz vortreffliche Erfindung, um Kapital einträglich zu machen, ohne Lärm und Laufen! „Ach," sagte der Makler, indem er seine Hände rieb, „und ich wage, Ihnen vorherzusagen, daß sie in dem nächsten Jahre um zwei Prozent steigen werden." Ich ging nach Hause, ließ mein Haus neu anstreichen, meine Zimmer tapeziren, nahm einen neuen Bedienten an und miethete zu Richmond einen Sommeraufenthalt. Da ich zu hundert und zwanzig Pfund

Fünfprozentige gekauft hatte, so erhielt ich für mein Geld nur 4 Prozent. Nun hatte ich zwar auf Land-Unterpfand $4\frac{1}{2}$ erhalten, doch das Bequeme der Sache machte den Unterschied. Indeß ging sehr bald das Gerede, daß die Fünfprozentigen abgezahlt werden sollten. Darüber fielen die Stocks. Mit Gleichgültigkeit sah ich diesem Schauspiel zu, bis mir der Gedanke kam, daß, so wie ich durch ihr Steigen um Ein Prozent tausend Pfund gewonnen hatte, ich zehntausend Pfund verlieren würde, wenn sie um zehn Prozent fielen. Der Gedanke war abscheulich. Ich eilte zu meinem Makler. „Ja, oh ja, Sir," sagte er lächelnd, „wenn Sie losschlagen, so werden Sie zehntausend Pfund einbüssen; wenn Sie aber nicht losschlagen — ich sage, wenn Sie nicht losschlagen und die Fünfprozentigen nicht abbezahlt werden, so werden Sie nichts verlieren." — „Gut," erwiederte ich, „das ist ein Trost, ich werde nicht losschlagen." „Doch," so fuhr der Makler fort, indem er seinen Ausspruch mit einer Prise Taback schloß, „wenn die Fünfprozentigen abbezahlt werden, nun, dann werden Sie, statt zehntausend Pfund, zwanzigtausend verlieren." Guter Gott, was würde meine arme Tante dazu sagen? Zwanzigtausend Pfund in einem Jahre zu verlieren; und wie? bloß indem ich sie unterzubringen suche. Ich wartete noch ein Paar Tage, die Gerüchte wurden boshafter; die Fonds fielen verhältnißmäßig, und zuletzt schlug ich los mit einem Verlust von funfzehntausend Pfund. „Wie glücklich Sie gewesen sind!" sagte der Makler, als er mich in die Liste der Verkäufer einschloß. Meine hunderttausend Pfund waren jetzt beträchtlich vermindert; und mit dem, was mir von meinem

Kapital übrig geblieben war, stand ich zagend da, weil ich nicht wußte, wie ich es anlegen sollte.

Gut, mein Herr, ein Jahr lang hatte ich nicht den Muth noch etwas mehr zu wagen, als Schatzkammer-Scheine. Zwölf Monate waren auf diese Weise verflossen, als, während ich an meinem Schreibtisch saß und über diesen unvortheilhaften Zustand der Dinge grübelte, mein alter Freund und Schulkamerad Joe Harris bei mir eingeführt wurde. Joe Harris wurde stets für einen scharfen, geschraubten und kecken Burschen gehalten, welchem es besser gehe, als andern Leuten, weil er aus zwanzig Shilling mehr zu machen wisse, als Andere. Sein Einkommen — dies wußte man — rührte von zwanzigtausend Pfund her; er gab aber, Jahr aus Jahr ein, ungefähr achtzehntausend Pfund aus. Ein angenehmerer Besuch hätte mir nicht zu Theil werden können. Ich legte also meinem Joe Harris dieselbe Frage vor, die ich heute an Sie, mein Herr, richte. Er lachte mir ins Angesicht. „Eine Unterbringung zu 4 Prozent! Nun, indem ich meine fünf gesunden Sinne mehr zusammennehme, ziehe ich 10 Prozent von jedem Heller meines Vermögens.“

„Schaffen Sie mir nur 4, und was darüber ist, soll Ihnen zu Diensten stehen.“ „Ein Wort ein Mann! Hier sind spanische Bons*). Was kann sicherer seyn,

---

*) Wir behalten hier eine Rechtschreibung bei, welche, strenge genommen, nichts für sich hat. Das französische Wort Bon, in der hergebrachten Bedeutung, ist nicht römischen Ursprungs, so daß es von bonus, a, um hergeleitet werden müßte, sondern englischen oder vielmehr deutschen Ursprungs, indem es abgeleitet werden muß von Bond oder Band, was in der englischen Sprache, so viel bedeutet,

als spanische Bons? Repräsentativ-Regierung, freies Volk — frei, wie die Luft. Spanische Bons stehen nur zu sechzig; und hier sind russische Bons — Bons eines despotischen Autokraten — zu hundert. Ist das nicht monströs? Nichts weiter, als Juden-Pfiff! Kaufen Sie spanische Bons, sage ich Ihnen; sie geben neun Prozent für Ihr Geld, und sind gesund wie Eichenherz, mein Sohn. Zum Teufel! glauben Sie etwa, ich möchte Sie zu etwas Thörigtem rathen? Was hätte ich denn davon?"

Auf das letzte Argument ließ sich nichts erwiedern; es überzeugte mich, und ich legte von meinen noch übrigen fünf und achtzigtäusend Pfund dreißigtausend in Cortes-Bons an. Für das erste Jahr brachten sie mir zweitausend achthundert Pfund Interessen, und dies war alles, was mir im nächstfolgenden Jahre von meinem Kapital übrig blieb. Glauben Sie, Herr Herausgeber, nur nicht, daß ich mich in meiner Spekulation übereilte. Die Regierung war anerkannt und befestigt — der König von Spanien war frei und willigte ein — der englische Ambassadör befand sich an seinem Hofe. . . . Was ich noch sagen könnte, finden Sie in einem Artikel der Times, der vor neun Jahren geschrieben wurde; als ich ihn las, fühlte ich mich ungemein gerechtfertigt in meinem Gedanken. Doch weder dieser, noch irgend ein anderer Artikel hat mir jemals mein Geld zurückgebracht, und darum ist

---

als Verpflichtung oder Obligation, in der Deutschen seine alte Bedeutung beibehalten hat. Merkwürdig ist, daß das weggefallene d in dem französischen bon den Sinn dieses Worts so wesentlich verändert hat, daß Niemand dabei an Verpflichtung denkt.

B.

es kein Wunder, wenn ich keine hohe Achtung für literärisches Talent hege.

Es würde unnütz seyn, Ihnen, mein Herr, zu sagen, daß das mir gebliebene Kapital seit dieser Zeit unglücklicherweise durch eine große Mannichfaltigkeit von Anlegung gewandert ist. Ich habe Eisen-Aktien, Salz-Aktien, Silber-Aktien und Gold-Aktien gehabt; außerdem brasilianische Bons, columbische Bons, griechische Bons und französische Bons. Die letztern — ich bitte dies wohl zu beherzigen — waren von allen die nachtheiligsten. Alle Welt sagte, die französischen Bons wären so sicher. Nachdem ich nun meine Hunderte bald in den mexikanischen, bald in den brasilianischen, bald in den griechischen, bald in den columbischen Bons eingebüßt hatte, sagte Jeder zu mir: „warum kaufen sie nicht französische Schuldverschreibungen?“ Nun wohl, mein Herr, ich kaufte französische Bons. Was aber war die Folge? — was war die Folge? Konnte ich die Revolution hintertreiben? Hatte ich irgend etwas zu schaffen mit den ruhmwürdigen Tagen? Ich wußte nicht mehr von Karl dem Zehnten und dem Fürsten Polignac und dem Marschall Marmont und Herrn Lafitte und dem General Lafayette — ich wußte, mein Herr, von allen diesen Personen nicht mehr, als der Mann im Monde; nie hatte ich ein Wort zu ihnen geredet — nie hatte ich von diesen Herrn geträumt, und doch bringen sie unter sich eine Revolution zu Stande, die mich um zehntausend Pfund ärmer macht: zehntausend Pfund gingen in die Luft in drei ruhmvollen Tagen mit denen ich nichts zu schaffen hatte und die mir keinen Ruhm brachten, nicht einen Gran; im Gegentheil, alle meine

Freunde, diejenigen gar nicht ausgenommen, deren Rathgebungen mein Unglück herbeigeführt haben, nennen mich einen großen Thoren, weil ich nicht vorhergesehen habe, daß die Freiheit triumphiren müsse: Ich wollte gar nichts mit der Freiheit zu schaffen haben — ich war ja nie ein Politikus; und hier verliere ich dreißigtausend Pfund, weil die Freiheit in Spanien geschlagen wird, und zehntausend Pfund, weil die Freiheit in Frankreich obsiegt!

Ich wende mich nicht an Ihr Mitleid, oder an das Mitleid irgend einer lebendigen Seele; aber ich frage Sie bei dem Allen, ob mein Fall nicht beklagenswerth ist? Und dann bleiben mir zu meiner Plage ja noch dreißigtausend Pfund, welche die wahre Ursache sind, daß ich Ihnen beschwerlich falle. Wie soll ich sie anlegen? Ich sage Ihnen einmal für allemal, daß ich meine Hände in allen fremden und ausländischen Spekulationen gewaschen habe. Keine Gesichter, mein Herr! Es giebt schwerlich ein Metall, das für mich nicht mit schmerzlichen Zurückerinnerungen schwanger geht. Ich soll mich hier zu Lande nach einer gesunden Sicherheit umsehen — so lautet die Sprache, so die Ausdrücke, welche alle meine Freunde gegen mich anwenden; und ich selber wünsche nichts so sehr, als die „feste und gesunde Sicherheit" zu finden, von welcher sie schwatzen. Die vier großen Anwendungen, sagen mir meine Bankiers, sind Bank-Aktien, India-Aktien, Grundbesitz und Fonds, welche letztern mich, beiläufig gesagt, bereits hart mitgenommen haben, wie Sie aus meiner Erzählung wissen. Die ersten Worte, welche mir auffielen, waren, ich gestehe es, „Bank-Aktien." „Fest, wie die Bank," „sicher,

wie die Bank," „gesund, wie die Bank," dies waren Worte, welche seit meiner Kindheit in meinen Ohren wiedergeklungen hatten; und nicht sobald war dieser Unterbringung gedacht worden, als ich über meine früheren Thorheiten erstaunte und mir einbildete, daß alle meine Sorgen jetzt dem Ziele nahe wären. Da ich jedoch, selbst bei den schönsten Aussichten, nichts übereilen wollte, so vertraute ich meine Absichten einem besonnenen Freunde — einem großen Wollhändler, der, da er in Threadneedle-Straße ein eigenes Haus hatte, mir, so glaubte ich, über das Bankwesen die beste Auskunft geben konnte. „Gütiger Gott," sagte er, „wissen Sie denn nicht, daß der Gnadenbrief (charter) so eben zu Ende gegangen ist. Man hat gefunden, daß dies lauter Spitzbüberei und Lüge ist. Wahrlich, Sie haben von Glück zu sagen, daß Sie zu mir gekommen sind. Gott weiß, ob die Kompagnie einen Shilling aufs Pfund bezahlen wird. Sie könnten Ihr Geld eben so gut in die Themse werfen. In unseren Tagen kann man nicht vorsichtig genug seyn." „Sehr wahr," sagte ich mit melancholischer Stimme; „und nach dem, was Sie mir von der Bank vertraut haben, werde ich nicht länger daran denken, ihr den Ueberrest meines Vermögens anzuvertrauen."

Dabei blieb es; und so traten denn die India-Aktien in meine Ueberlegung. Ich erinnerte mich sehr bald, daß einer von meinen Oheimen, welcher ungemein reich gestorben war, von der Familie immer als reich wie Indien war bezeichnet worden; und wanderten denn die Leute nicht stets nach Indien aus, um ihr Glück zu machen? Ich setzte, demgemäß, keinen Zweifel darin, daß India-

Aktien höchst sicher und vortheilhaft wären, wenn man sein Geld unterbringen wolle. „Was," sagte mein besonnener Freund, der mit mir auf Schulen gewesen war, und obgleich gegenwärtig Wollhändler, sein Latein noch nicht vergessen hatte — „was," sagte er warnend, „quo tendis? Ihr wollt die Scylla, welches die Bank ist, vermeiden, und Ihr stürzt Euch in die Charybdis, welches die ostindische Kompagnie ist? Wißt Ihr denn, mit welcher Art von abscheulichen Menschen Ihr Euch in Verbindung bringt? Wißt Ihr, was die ostindische Kompagnie ist? — Wißt Ihr was für ein Schlag von Menschen dies ist?" wiederholte er in einem Ehrfurcht gebietenden Tone. „Ich will nicht sagen, daß sie Mörder sind, aber ich will Ihnen genau angeben, was sie sind. Sie sind Monopolisten. Sie dulden, daß Weiber lebendig verbrannt werden, und sie verdoppeln den Preis des Thee's — und — und — mit einem Worte, in einem freien Lande, wie das unsrige ist, sind sie nicht zu dulden. Die Freiheit erlaubt dies nicht." — „Oh," sagte ich, betrübt und eingedenk dessen, was mir mit Spanien und Frankreich begegnet war, „oh, wenn die Freiheit mit dieser Angelegenheit das mindeste zu schaffen hat, so wasche ich meine Hände in Unschuld und der Spaß hat sein Ende."

Land und Fonds schienen jetzt meine einzige Zuflucht zu seyn. Der Gedanke ein Pachtgut zu kaufen gefiel meiner Frau ganz ungemein; und mein ältester Sohn, welcher gerade den Virgil angefangen hat, ließ, in einer höchst lieblichen Stimme, etwas von den Agrikolen ertönen, das, wenn ich mich recht besinne, ganz ungemein zu meinem Vorhaben paßte. Ich beschloß demnach, einen großen

Gutsbesitzer, der mein vertrauter Freund war, um Rath zu fragen; denn dies erschien mir als das beste Mittel, mein Geld mit Sicherheit anzulegen. „Das kann nicht Ihr Ernst seyn," rief er aus. „Was! Sie wollen Land kaufen, und zwar in diesem Augenblick — in diesem? Dazu muß man, nehmen Sie es mir nicht übel, den Verstand verloren haben! Ich habe Landeigenthum, das ist wahr; ich ererbte es von meinen Vorfahren, und konnte mich bisher davon nicht losmachen. Wie gern thät' ich es! Landeigenthum, mein Herr, ist nichts als Verderben. Wollen Sie Ihr Gut selbst bewirthschaften, so ist dies die Heerstraße ins Gefängniß. Wollen Sie es auf gewisse Jahre verpachten, zu einem Durchschnittspreis, ein Jahr ins andere gerechnet — nun wohl! ist das Jahr gut, so erhalten Sie Ihre Pacht, ist es aber schlecht, so erhalten Sie nichts. Murren Sie, so macht der Pachter gemeine Sache mit den Wilddieben; auch wird er ihr Gegner in den Zusammenkünften der Pfarrkinder und hängt bei einer Wahl die Oppositions-Fahne aus; und indem er Ihre Umzäumungen zu Grunde gehen läßt und ihren Boden aussaugt, bezahlt er noch immer die Pacht nicht. Wenn man auch vor etwa zwanzig Jahren Land kaufen konnte, wer wird dies jetzt noch thun, da die Zurücknahme der Korngesetze über seinem Haupte schwebt? Nach fünf Jahren wird jeder Grundeigenthümer ein Bettler seyn, mein Herr." — „So bleibt denn nichts weiter übrig," sagte ich zuletzt, „als zurückzugehen" (die gewöhnliche Bahn in allen menschlichen Dingen, wie unser Pfarrer, ein sehr verständiger Mann, mir öfters sagte); „es bleibt," sagte ich, „nichts weiter übrig, als zu den Fonds zurück-

zukehren, und alles gehörig überlegt, können sie die Dreiprozentigen nicht gut reduziren, so lange es Vierprozentige giebt."

Dieser Gedanke, zugleich so einfach und so folgerecht, gefiel mir; und ich vertraute meine Absicht einem Vetter, der unter uns für einen weitschauenden Mann gilt, und in welchen meine Frau und ich ein großes Vertrauen setzen.

„Reduziren," sagte er, indem er seine Brille auf sein kahles Vorderhaupt zurückschob — „reduziren — wahrlich das wäre zu viel Glück für die Staatsgläubiger. Ich will Euch sagen, worin ihre nächste Reduktion bestehen wird." Bei diesen Worten klopfte er mich auf den Rücken, und indem er ein Glas, das zufällig auf dem Tische stand, so umkehrte, daß das Oberste zu unterst zu stehen kam, rief er, auf das Glas hinweisend, aus: „Sehen Sie, so werden sie es machen. Sie, so wie ich, werden lange genug leben, um den Tag zu erleben, wo die Leute von dem Fundirungs-System gerade so sprechen werden, wie von Law's System oder von jeder andern lächerlichen und wucherlichen Erfindung. Was meinen Sie denn, daß dies Fundirungs-System sei? Ihr Vater bedarf einer Summe Geldes, und da er sich nicht einschränken mag, um dieselbe zu bezahlen, so setzt er sich ruhig nieder und schreibt eine Anweisung auf seines Nachbarn Enkel, den er nie gesehen hat, den er eben so wenig kennt, als ein ungebornes Kind; denn ein solches ist dieser Enkel wirklich; und da macht denn des alten Herrn Familie viel Spektakel, und sagt, es würde abscheulich seyn, wenn des Nachbarn Enkel diese Anweisung nicht a prima vista bezahlen wollte. Dies, mein Herr, ist das Fundirungs-

System; und dies System, sage ich, kann nicht mehr zehn Jahre vorhalten, ja nicht mehr fünf Jahre, seitdem wir ein reformirtes Parliament haben."

Ich kann nicht sagen, daß ich meines Vetters Art zu beweisen vollkommen faßte, wiewohl er sehr langsam spricht, und auf jede Sylbe Nachdruck legt, was mich stets verführt zu glauben, daß alles, was aus seinem Munde kommt, von großer Wichtigkeit sei. Bei dem Allen wollte es mir nicht gefallen, daß er das Weinglas so, mir nichts dir nichts, umstülpte. „So würden Sie mir denn," sagte ich zu ihm, „schwerlich den Rath geben, mein Vermögen in Staats-Fonds anzulegen?" „Nein, gewiß nicht," sagte er, indem er mit der geballten Faust auf den Tisch schlug und so einen Trumpf darauf setzte.

Jetzt, mein Herr, kennen Sie mein Elend nach dessen ganzen Umfange. Die vier großen National-Unterbringungen sind, so sagt mein Bankier, Bank-Aktien, India-Aktien, Land- und Staats-Fonds; und ich bin und bleibe ein zu Grunde gerichteter Mann, wenn ich mein Geld in Bank-Aktien, in India-Aktien, in Grundstücken und in Staats-Fonds anlege.

Mit Land-Hypotheken dürfen Sie mir nicht kommen. Ich habe wohl daran gedacht und darüber mit meinem Freunde, dem Grundbesitzer, gesprochen. Seine Antwort war: „wenn Land keinen Werth hat, was kann eine Schuld auf Land für Werth haben?"

Kurz, mein Herr, hier bin ich, ein ganz kluger Mann, der bereits siebzigtausend Pfund verloren hat, weil er nicht mehr verzehren wollte, als er einzunehmen hatte. Jetzt nun, nachdem die Erfahrung mich weise gemacht hat, stellt

sich mir kein anderes Mittel, mein Kapital zu erhalten, dar, als daß ich es ausgebe. Da dies zugleich das Klügste und das Angenehmste ist, was man thun kann, so habe ich für meine Person dagegen nichts einzuwenden. Da kommt jedoch meine Frau mit der Behauptung angestochen, daß die dreißigtausend Pfund, die ich gerettet habe, ohne Abzug auf unseren ältesten Sohn übergehen, und daß wir außerdem noch etwas zur Ausstattung unserer übrigen Kinder zurücklegen müssen. Vergeblich mache ich sie durch Vernunftgründe aufmerksam auf die Unmöglichkeit dessen, was sie verlangt; vergeblich sage ich ihr, daß es heut zu Tage kein solches Ding giebt, wie feste Einnahme ist — daß man sich nicht durch Worte täuschen lassen darf — daß der bloße Ausdruck „Einkommen" eine Syrene ist, welche zur Zerstörung des Kapitals verlockt. „Unsinn, Unsinn, mein Theurer," erwiedert Mistriß, „Du solltest es machen, wie alle gute Leute es Dir rathen, d. h. Dich in keine von Deinen thörigten Verwickelungen einlassen, sondern eine gute und dauerhafte Unterbringung auffinden."

Nun, Herr Herausgeber, wenn Sie etwas auf der linken Seite haben, das zum Mitgefühl stimmt: so sagen Sie mir, wo eine solche Unterbringung zu finden ist, oder beschwichtigen Sie meine Frau, daß sie nicht länger einem leeren Schatten nachläuft, und zu der Ueberzeugung gelangt, das Beste, was wir mit unserem Gelde anstellen können, sei, es sobald als möglich unter die Leute zu bringen.

Ich bin,

mein Herr,

Ihr gehorsamster Diener

Jonathan Toomuch.

## Nachschrift des Uebersetzers.

Der Herausgeber des New monthley Magazine weiß dem Petenten, der sich an ihn gewendet hat, keinen besseren Rath zu ertheilen, als daß er sich, um ein sicheres Einkommen zu gewinnen, mit dem Ueberrest seines Vermögens nach Jamaika verfügen und sein Geld auf den Ankauf einer Plantage verwenden soll. Er bestätigt also alles, was der Petent über die Unsicherheit einer Verwendung auf Bank-Aktien, India-Aktien, Grundbesitz und Staats-Fonds ausgesagt hat.

„Wie kommt er dazu?" wird der sinnige Leser fragen. ... Die Antwort auf diese Frage läßt sich, bei unserer Unbekanntschaft mit der Persönlichkeit des Herausgebers des New monthley Magazine, nur dahin abgeben, daß wir ihn zu Denjenigen zählen, welche von Großbritannien glauben, daß es seinen Kulminations-Punkt erreicht habe, und einer höheren Entwickelung nur in sofern fähig sei, als es ihm gelinge, seine Grundlage zu verbessern.

Wirklich ist es durch diese mit der ganzen europäischen Welt in einen Konflikt gerathen, der, im Fortschritt der Zeit, nur stärker ins Licht treten kann.

Großbritanniens gesellschaftliche Grundlage sind die berüchtigten Korngesetze, denen sich die Gesammtheit aller nützlichen Thätigkeiten unterordnen soll. Die Dinge sind aber dahin gediehen, daß, wenn der Scheffel Weizen nicht 5 Thaler gilt, es keine englische Verfassung mehr giebt; und dies hängt auf folgende Weise zusammen.

Das Haupt-Element der gesellschaftlichen Ordnung in England ist der Adel; durch ihn wird das Oberhaus ge-

gebildet. Nun ist dieser Adel mit Grund und Boden ausgestattet, und über sein Einkommen, d. h. über seine Autoritäts-Mittel entscheidet bei den Lasten, die auch er bei der Größe der Staatsschuld zu tragen hat, nichts so sehr, als der Preis des Haupt-Nahrungsmittels. Wäre dieser Preis die Hälfte von dem, was er in der Regel ist, so würde der Adel eben so viel an seiner politischen Wirksamkeit einbüßen. Soll nun diese erhalten werden, so bleibt nichts weiter übrig, als durch Schutzsteuern aller Art darauf zu dringen, daß die Grundbedingungen der gesellschaftlichen Ordnung erfüllt werden. Je schwieriger dies aber unter den vorhandenen Umständen ist, desto stärker ist die Krisis, worin es wahrlich zweifelhaft werden kann, ob eine Kapitals-Anlegung sich rechtfertigen lasse. Verdienen die einfachsten Sätze der Staatswirthschaftslehre Glauben, so ist es in Großbritannien wirklich dahin gekommen, daß es sich, hinsichtlich seiner bisherigen Verfassung, um Seyn und Nichtseyn handelt. Allerdings wird der Erfolg entscheiden; günstig kann dieser aber nur dadurch werden, daß man ein wirksames Mittel zur Aufrechthaltung der Korngesetze findet. Ist dies unmöglich, so wird der oben ertheilte Rath, nach Jamaika auszuwandern, vollkommen gerechtfertigt seyn.

B.

# Ueber
## die bisherigen Einwirkungen
## des
# deutschen Zollvereinigungs-Verbandes
## auf Frankreich und England.

---

Es ist zuletzt nichts Auffallendes darin, daß ein an den Ufern der Spree ausgesprochener Gedanke nach wenigen Wochen von den Ufern der Garonne zurückhallt. In früheren Jahrhunderten wäre dies freilich unmöglich gewesen; allein, nachdem Druckerpresse, Postenlauf und Zeitungswesen in diejenige Verbindung gebracht worden sind, die sie zu einer Maschine macht, für welche die Benennung „Gedankenleiter" keinesweges unpassend seyn würde, fällt alles weg, was an diesem Phänomen in Erstaunen setzen könnte. Ist vollends der ausgesprochene Gedanke von einer solchen Beschaffenheit, daß er sympathetische Gefühle anregt — berührt er Leiden, welche allenthalben gleichmäßig empfunden werden, und verspricht er Erleichterungen, die ein Gegenstand des allgemeinen Wunsches sind: — wie dürften wir uns alsdann noch darüber wundern, daß er in die weiteste Ferne hin elektrisch wirkt, und Beschlüsse erzeugt, die, ohne ihn, entweder gar nicht, oder doch viel später, würden gefaßt worden seyn?

Die neueste Zeit hat hierüber ein Beispiel aufzuweisen, das uns als um so beachtenswerther erscheint, je kri-

tischer der Zustand ist, worin sich die europäische Welt gegenwärtig befindet. Am Schlusse des Jahres 1833 erscheint zu Berlin ein Zollvereinigungs-Vertrag, durch welchen sich die Mehrzahl der deutschen Suveräne zur Erleichterung des Handels verbindet; der Begriff von Monopol wird in diesem Vertrage, so viel als möglich, in Schatten gestellt, und indem die Gränzzölle den Charakter des Prohibitiven verlieren und den einer einfachen Handelssteuer annehmen, wird die Bahn zu einer neuen Ordnung der Dinge gebrochen, in welcher man die Vortheile, die man bis dahin einer egoistischen Bedrückung verdankt hat, künftig nur einer verstärkten Betriebsamkeit verdanken will. Was geschieht? Der Beschluß der deutschen Suveräne pflanzt sich durch die Zeitungsblätter auf Frankreich fort; und indem er über die Loire bis zur Gironde und Garonne vordringt, findet er seinen ersten Widerhall in den Weinbergen des Gironde-Departements, deren Besitzer sich mit einer Bittschrift an die Kammern wenden, worin sie sich über den Vorzug beklagen, der den nördlichen Provinzen Frankreichs vor den südlichen hinsichtlich der Abgaben zu Theil werde, und ein verbessertes Zollwesen verlangen.

Es ist der Mühe werth, die Sprache zu vernehmen, worin diese Bittsteller reden: eine Sprache, welche erwarten läßt, daß durch sie mehr geleistet werden wird, als durch noch so viele Dutzende von Antworten, welche auf die Preisaufgabe der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hinsichtlich desselben Gegenstandes erfolgen können. Die Bittsteller sagen:

„Nachdem wir unsere Bedrängnisse und die Ursachen derselben geschildert haben, verlangen wir eine Verände-

rung der Zoll-Tarife, wobei als erste Basis der Grundsatz der Zulassung fremder Produkte zu mässigen Zöllen angenommen werden müßte. Wir verlangen also, daß Frankreich, fortan den wohlwollenden Gesinnungen verschiedener nordischen Mächte entsprechend, uns mittelst gegenseitiger Zugeständnisse, einen vermehrten Absatz unserer Produkte nach jenen Staaten sichere, und daß die Regierung zu diesem Zwecke die Zölle gegen Rußland, England, Holland, Belgien, Preußen, Dänemark, Schweden und Deutschland herabsetze. Dabei machen wir aufmerksam auf die Verbindungen, welche Frankreich mit den amerikanischen Staaten anknüpfen könnte. Wir verlangen endlich die Abschaffung der indirekten Steuer auf die Getränke, oder ihre Vertheilung auf alle Erzeugnisse des Ackerbau's und der Fabriken, indem jetzt, durch ein unbilliges Privilegium, auf uns allein eine Last drückt, welche alle gemeinschaftlich treffen sollte. Sollten, gegen unsere Erwartung, unsere Wünsche nicht berücksichtigt, unsere Bedürfnisse nicht verstanden werden — sollte man so verblendet seyn, zu glauben, daß man den Norden (Frankreichs) und seinen Gewerbfleiß jenes ungerechten Schutzes nicht berauben dürfe, der dem Einen mit vollen Händen giebt, was er dem Andern mit Gewalt entreißt; sollte es klar erwiesen werden, daß die gegenwärtige Gesetzgebung die entgegengesetzten Interessen der nördlichen und südlichen Provinzen nicht zu vereinigen verstände: — in diesem Falle, wir erklären es laut, würde für den Süden kein anderes Heil seyn, als in der Errichtung einer inneren Zoll-Linie, die, ohne sie der Regierungs-Einheit zu entziehen, die beiden Theile Frankreichs ihrem eigenthümlichen Zustande überließe. Die

Klugheit empfiehlt der Regierung diese Maßregel an; ihr kommt es zu, die Katastrophen vorherzusehen und zu beschwören, die aus der Unverträglichkeit der materiellen Interessen im Schooße einer Nation entspringen können. Zeigt uns denn nicht die Geschichte unserer Tage, wie aus dieser Unverträglichkeit der Zwiespalt zwischen Belgien und Holland, zwischen Süd-Carolina und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika entstanden ist? So ernste Ereignisse enthalten fruchtbare Lehren, auf welche unser Patriotismus die Aufmerksamkeit der Männer lenken möchte, die uns regieren."

So die Weinbergsbesitzer des Gironde-Departements. Sie sind jedoch nicht vereinzelt geblieben. Die ausgezeichnetsten Mitglieder des Handels-Standes von Bordeaux haben eine und dieselbe Sprache mit ihnen geredet. Unzufrieden mit dem der Deputirten-Kammer vorgelegten Entwurf zu einem Zollgesetz, erklären sie sich in nachfolgenden Ausdrücken über diesen Entwurf.

„In Betracht, daß der Gesetzentwurf, weit davon entfernt, eine ausgedehnte und dauerhafte Basis festzustellen, auf welcher der Handel, der Gewerbfleiß und der Ackerbau sich gleichzeitig entwickeln könnten, diese drei arbeitenden Stände in einem vollkommenen Zustande von Anarchie läßt; daß diese Verleugnung aller Systeme und aller Grundsätze, anstatt den materiellen Interessen Freiheit zu gewähren, sie der unumschränktesten Willkühr unterwirft, indem blinder Empirismus zur Staatswirthschaft gestempelt wird; daß ein solcher Gesetzentwurf ohne Regel und ohne Plan unmöglich zur Richtschnur dienen kann, da er weder einen bestimmten Abgangspunkt, noch ein be-

stimmtes Ziel hat; — in Betracht ferner, daß ohne Rücksicht auf die gleichmäßige Vertheilung der Lasten, welche von der Verfassung verbürgt wird, und welche die Regierung verpflichtet, jedem Zweige der Industrie denselben Beistand oder dieselbe Freiheit zu gewähren, der Gesetzentwurf Vorzüge ertheilt, Unterschiede aufstellt und Privilegien beschützt, indem er einige Gewerbszweige zu unfruchtbarer Arbeit und selbst zu einem unvermeidlichen Untergang verurtheilt, um den Wohlstand und das, was er die Eroberungen gewisser anderer Gewerbszweige nennt, zu sichern; daß er, auf diese Weise, in seiner systematischen Partheilichkeit uns, den Bewohnern des Süden, alle Kriegskosten zur Eroberung der Steinkohle, des Eisens, der Wolle, des Zuckers auferlegt, uns des auswärtigen Handels beraubt, unsere Weine in unsern Kellern anhäufen läßt, alle unsere Territorial-Hülfsquellen vernichtet, und uns zwingt, auf die Vortheile unserer geographischen Lage zu verzichten; — in Betracht, daß der Gesetzentwurf, in Widerspruch mit jeder Theorie, die beobachteten Thatsachen ableugnet, und die schon gemachten Erfahrungen verkennt, indem er von gleichen Ursachen widersprechende Wirkungen herleitet; daß er z. B. einräumt, daß die Produktion der Wolle und die Tuchfabriken während unseres freien Verkehrs mit Spanien einen großen Aufschwung nahmen, und wir in den Stand gesetzt wurden, mit den besten Fabriken Europa's zu wetteifern, und doch nicht glauben will, daß die Zulässigkeit der rohen Stoffe zu billigeren Preisen dieselben Resultate herbeiführen würde; — in Betracht, daß der Gesetzentwurf sich unserem Handel mit anderen Nationen widersetzt, indem er das zurückweiset, was sie uns

Vortheilhaftes bieten, und sie verhindert, sich bei uns mit dem zu versehen, was wir im Ueberfluß hervorbringen können; daß er, auf diese Weise, die alte industrielle Feindseligkeit wieder erweckt, sich der Allianz und dem Frieden der Völker, ihrer Annäherung, der gegenseitigen Theilnahme an ihren Mitteln zur Förderung der Zivilisation und des Wohlbefindens widersetzt, um sie in die Vorurtheile eines kleinlichen Nationalismus einzuengen, oder sie im offenen Kampfe einander gegenüber zu stellen; — in Betracht, daß der Gesetzentwurf durch eine seiner unseligsten Verirrungen verschiedenartige Zölle aufrecht erhält, so daß der ganze Strich des Königreichs, der an den Ufern des Meeres liegt, verurtheilt ist, den größten Theil der beschützten Produkte zwei- bis dreifach über ihren wirklichen Werth zu bezahlen; daß eine solche Ausnahmegesetzgebung nicht allein auf jene Gegenden die ganze Last unserer Staatswirthschaft wirft, sondern sie auch von dem Handel mit fremden Ländern ausschließt; — in Betracht endlich, daß alle durch den Gesetzentwurf in Vorschlag gebrachten Verbesserungen unvollständig und ungenügend sind, weil, dem eigenen Geständnisse zufolge, die Reduktionen kaum bemerkbar sind, die Monopole der Eisen- und Kohlen-Bergwerksbesitzer aufrecht erhalten werden, und die fremden Märkte für unsere Weine und Branntweine geschlossen bleiben; — in Betracht aller dieser Ungerechtigkeiten und Irrthümer, erklären wir unterzeichnete Kaufleute, Rheder und Fabrikanten hierdurch, mit zunehmender Ueberzeugung, daß wir bei den Grundsätzen beharren, die wir in unserer Bittschrift an die gesetzgebenden Kammern ausgedrückt haben, und gedenken, im Fall die Regierung, was wir nicht glau-

ben mögen, jenen Gesetzentwurf unterstützen und dessen Annahme von den Kammern verlangen sollte, uns in eine gründliche Erörterung aller Einzelheiten desselben einzulassen, und nehmen uns endlich vor, wenn der Entwurf gleichwohl zum Staatsgesetz erhoben werden sollte, die Revision desselben in der nächsten Legislatur mit all' der Energie und Beharrlichkeit, die uns das gute Recht eingiebt, nachzusuchen."

Je aufmerksamer und andächtiger man den Inhalt dieser Erklärung in sich aufnimmt, desto mehr ist man versucht, sie in allen ihren Theilen zu bewundern. Handelte es sich um eine Lobrede auf den deutschen Zollvereinigungsvertrag, so würde die Erklärung des Bordeauxer Handelsstandes die allervollkommenste seyn, die sich entwerfen ließe. Woher aber ist diesem Handelsstande so viel Einsicht und so viel Mäßigung zugleich gekommen? Wir meinen, daß, wenn Jean Baptiste Say, welcher bekanntlich den 16. Novbr. 1832 das Zeitliche gesegnet hat, noch lebte, man de credulitate darauf schwören könnte, daß Er und kein Anderer der Konzipient der fraglichen Erklärung sei; so vollständig spiegelt sich sein Katechismus der Staatswirthschaftslehre darin ab. Allerdings bewirkt jener Umstand, daß er nicht für den Konzipienten gelten kann; dennoch dürfte ihm die Urheberschaft nicht abzusprechen seyn, da seine Werke in Frankreich sehr verbreitet und folglich seine staatswirthschaftlichen Ideen in so viele Köpfe übergegangen sind, daß es für ein Wunder gehalten werden müßte, wenn sie sich nicht in Denen reproduzirten, die ein so großes Interesse haben, Frankreichs Besteuerungs-System nach den Grundsätzen einer gesunden Staatswirthschafts-

lehre geordnet zu sehen. Und so hätte sich denn auch in diesem Falle bewiesen, daß man bei seinen Lebzeiten verkannt, zurückgesetzt, verschmäht werden, und nach seinem Tode (wenn es für ausgezeichnete Geister einen Tod giebt) gepriesen und verherrlicht werden kann. Wir sind nicht darüber belehrt, welchen Eindruck die Erklärung des Bordeauxer Handelsstandes auf die französischen Kammern gemacht hat; sollten sie sich aber ein wenig geschämt haben und zur Erkenntniß über ihre Unwissenheit und ihren Empirismus gekommen seyn: so würden wir darin eine wohlverdiente Strafe für ihre Anmaßung und ihren Anspruch auf Untrüglichkeit wahrnehmen. ...

Die Hauptfrage ist jedoch: wird die französische Regierung eingehen in die Wünsche der Weinbergsbesitzer des Gironde-Departements und in die Forderungen des Bordeauxer Handelsstandes? wird sie dem Prohibitiven entsagen und die Freiheit und Gleichheit des Handels gestatten, welche für die europäische Welt zu einem Bedürfniß geworden ist, und für die nächste Zukunft je mehr und mehr als die sicherste Grundlage aller echten Fortschritte in der Zivilisation betrachtet werden wird?

Im Allgemeinen möchten wir diese Frage dahin beantworten, daß es der französischen Regierung dazu weniger an dem guten Willen, als an der Kraft des Vollbringens fehlt.

Eine Regierung kann von der Fehlerhaftigkeit eines gegebenen Systems bis zur vollsten Ueberzeugung durchdrungen seyn, ohne daß daraus für sie der Entschluß erwächst, den Nachtheilen, welche aus dem fehlerhaften System erwachsen, eine Gränze zu setzen. Die Ursache dieser

merkwürdigen Erscheinung ist keine andere, als daß es höchst bedenklich ist, eine gegebene Ordnung der Dinge zu verändern. Was nun die französische Regierung betrifft: so ist sie, hinsichtlich der an sie gemachten Forderungen, sofern es sich um eine Bewilligung derselben handelt, durch nichts so sehr gehemmt, als durch die Fortschritte, welche sie seit etwa zwanzig Jahren im Anleihen gemacht hat. Eine Staatsschuld, welche sich, bei Napoleon Bonaparte's Ausscheiden, auf die verhältnißmäßig unbedeutende Summe von 72 Millionen Fr. belief, hat sich, seit der Restauration, aufs Neue zu mehr als 7 Milliarden erhoben, die, wenn der Staatskredit nicht leiden soll, regelmäßig verzinset werden müssen. Was dabei nicht abgeleugnet werden kann, ist, daß, seit zwanzig Jahren, die Last der Steuerpflichtigen um mehr als 300 Millionen Franken hat vermehrt werden müssen, und daß die Gränze dieser Vermehrung nur in dem gänzlichen Stillstande des bisher üblich gewesenen Anleihe-Systems gefunden werden kann. Welche Künste nun auch angewendet seyn mögen, um die Steuerpflichtigen Frankreichs zur Erlegung eines höheren Beitrags zu bestimmen: immer liegt so viel am Tage, daß an eine Verminderung desselben nicht zu denken ist. In letzter Auflösung ist alles Prohibitive nur ein Vorwand, zu welchem man seine Zuflucht nimmt, um die Bereitwilligkeit der Besteuerten in Erfüllung der ihnen auferlegten Pflichten zu vermehren; denn, was ist wohl unsicherer, als eine Anweisung auf die Vortheile, welche der Handel mit dem Auslande gewähren soll, wenn man eben dieses Ausland durch übertriebene Bedingungen vom Verkehr mit uns abschreckt? In letzter Instanz entscheidet über alles,

was Besteuerung genannt werden kann, das Bedürfniß der Regierung; und ist das politische System, das ihre Wirksamkeit bestimmt, so angethan, daß nicht die Einnahme über die Ausgabe, sondern die Ausgabe über die Einnahme entscheidet — wie denn dies in Frankreich seit der Restauration auf eine unverkennbare Weise der Fall gewesen ist —: so läßt sich nicht absehen, woher eine Verbesserung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes anders kommen soll, als ausgehend von einer Verbesserung des politischen Systems, diese sei das Werk der Weisheit, oder das Produkt derjenigen Nothwendigkeit, die sich in einer neuen Revolution darstellt.

Nach allem, was wir bisher bemerkt haben, dürfen sich weder die Weinbergsbesitzer des Gironde-Departements noch die Kaufleute von Bordeaux mit der Erwartung schmeicheln, daß ihre Vorstellungen und Bitten den mindesten Eindruck auf die Kammern und das Ministerium machen werden. Daß ihre Klagen vollkommen gegründet sind, ist unter andern auch dadurch erwiesen, daß zu Bremen durch Raths- und Bürgerbeschluß die Zinsen der auf etwa drei Millionen Thaler sich belaufenden Staatsschuld von 4 auf $2\frac{1}{2}$ Prozent herabgesetzt worden sind, weil eine solche Fülle von müssigliegenden Kapitalen vorhanden war, daß man mit großer Sicherheit die Stadtschuld kündigen konnte: eine Operation, welche ganz unmöglich gewesen seyn würde, wenn der Handel mit dem südlichen Frankreich, welcher Bremens kaufmännische Thätigkeit früher in einem so hohen Grade beschäftigte, in gleichem Flor geblieben wäre*).

*) Späteren Erklärungen zufolge beläuft sich die Reduktion nicht auf $1\frac{1}{2}$, sondern nur auf $\frac{1}{2}$ Prozent.

Jene Weinbergsbesitzer und Mitglieder des bordeauxer Handelsstandes werden sich indeß sogar glücklich zu schätzen haben, wenn die Forderungen, welche die Regierung bisher an sie gemacht hat, nicht gesteigert werden. Nicht, als ob diese Regierung nicht wüßte, daß sie durch das Festhalten ihrer prohibitiven Maßregeln dem Ackerbau eben so schadet, als allen übrigen Zweigen der Betriebsamkeit; doch in der Lage, worin sie sich durch die angeblich verbesserte Charta befindet, bleibt ihr keine andere Wahl, als die Saiten immer höher zu spannen, und es darauf ankommen zu lassen, wo und wie die Rettung sich finden wird. Ihr Zustand ist um so beklagenswerther, da sie sich in dem Falle befindet, die Erwerbfähigkeit der Steuerpflichtigen zu eben der Zeit zu vermindern, wo sie an das Produkt derselben immer größere Forderungen macht. Ganz unabtreiblich erfolgt diese Verminderung durch die Ausdehnung, welche der National-Garde-Dienst seit der Julius-Revolution gewonnen hat; denn, was liegt mehr in der Natur der Dinge, als daß eine Zeit und eine Kraft, welche auf die Beschützung der gesellschaftlichen Ordnung verwendet werden müssen, für den Erwerb verloren gehen *).

*) Der National-Garde-Dienst ist auf eine doppelte Weise zerstörend für die Betriebsamkeit: einmal nämlich durch den Aufwand, den er den Bürgern verursacht, zweitens durch das lucrum cessans, das sich an die Vernachlässigung produktiver Verrichtungen knüpft. Das letztere ist unabschätzbar. Was den ersteren betrifft, so beläuft er sich, nach den Angaben des Journal officiel des gardes nationales de France (3me année — 1833.) auf nicht weniger als 60,679,400 Fr. nämlich:

| | | |
|---|---|---|
| Ausgaben auf Kosten der Bürger . . | 54,750,000 | Fr. |
| — — — der Gemeinen | 4,544,400 | — |
| — — — der Departem. | 185,000 | — |
| — — — des Staats . | 1,200,000 | — |
| Zusammen | 60,679,400 | Fr. |

Man möchte diesen National-Garde-Dienst den Krebsschaden der französischen Gesellschaft nennen, so unheilbringend sind seine nächsten Wirkungen. Gleichwohl kann man sich darauf verlassen, daß er die Quelle ist, aus welcher alle Rettung herfließen wird, versteht sich jedoch, daß, auch in diesem Falle, das Uebermaß des Bösen der Anfang des Guten werden muß. Ganz unfehlbar kommt eine Zeit, wo das bisher befolgte Finanz-System nicht weiter fortgesetzt werden kann; und sobald die letzte Stunde für dasselbe geschlagen hat, stürzt alles Prohibitive ganz von selbst zu Boden, und die Wünsche der Weinbergsbesitzer des Gironde-Departements, so wie die der Mitglieder des bordeauxer Handelsstandes, gehen in Erfüllung, ohne daß es dazu des Beistandes einer Legislatur bedarf, deren ganze Wirksamkeit auf dem Vorurtheil beruht, daß es für das Gesetzgebungsgeschäft keiner positiven Einsichten bedürfe.

Entsteht die Frage: „wie früh oder wie spät ein so fehlerhaftes Gesellschafts-System aufhören werde?" so läßt sich darauf keine andere Antwort geben, als: „daß es aufhören wird, sobald die übelthätigen Wirkungen in größter Allgemeinheit werden empfunden werden." Eins liegt am Tage; nämlich, daß Frankreich in eben dem Maße verarmen wird, worin das geltensollende System an Ausdehnung und Dauer gewinnt. Man befindet sich im größten Irrthum, wenn man glaubt, Frankreich mit seinen 32 Millionen Einwohnern sei ein reiches Land: das Gegentheil zu beweisen, braucht man nur geltend zu machen, daß von diesen 32 Millionen zwei Drittel mit dem Ackerbau beschäftigt sind; denn daraus folgt ganz von

selbst, daß die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit wenig vorgeschritten ist, und daß selbst der Ackerbauer leidet, sofern er der stärkste Verzehrer seines eigenen Produkts seyn muß. Kommt nun zu einem solchen Gesellschaftszustande noch ein Anleihe-System, das die sich bildenden Kapitale für einen unproduktiven Verbrauch in Beschlag nimmt: so ist nichts natürlicher, als daß alle die Fortschritte wegfallen, welche sich an einen besseren, d. h. an einen reproduktiven Verbrauch der Kapitale knüpfen, und daß folglich an keine von den Erscheinungen zu denken ist, welche sich darstellen in erweitertem Geschäftsbetrieb und in den Wirkungen desselben. Die verderblichen Folgen eines permanenten, d. h. an das politische System gebundenen Anleihe-Systems, noch vollständiger auseinander zu setzen, ist hier um so weniger der Ort, als wir uns darüber bei anderen Gelegenheiten erklärt haben; genug, daß das Prohibitive damit in dem engsten Zusammenhange steht, und die Fehlerhaftigkeit dieses Systems in einem so hohen Grade vermehrt, daß die Herrschaft der Rothschilde, d. h. der Hauptagenten des Anleihe-Systems, gerade an dieser Klippe am sichersten scheitern wird. Alles hat seine Zeit; und, so wie es in allen Epochen Männer gegeben hat, die von ihren Zeitgenossen für Verderber gehalten wurden, weil sie eingewurzelte Vorurtheile bekämpften, so wird die nächste Zukunft lehren, daß die, nur als Wohlthäter aufgefaßten Beförderer des Anleihe-Systems für die ärgsten Verderber der Gesellschaft gelten werden.

Im Großen genommen scheint der Zeitpunkt nicht fern zu seyn, wo die französische Regierung sich zu einer Aufopferung des Prohibitiven entschließen wird. Der Miß-

kredit, in welchen die beiden Kammern bereits gerathen sind, kann nur zunehmen, und sobald er seinen Höhepunkt erreicht haben wird, verschwindet das bisherige Besteuerungs-System, worin alles nur auf die Sicherheit der Staatsgläubiger berechnet ist, ganz von selbst.

Der Zollvereinigungs-Vertrag der deutschen Suveräne hat jedoch nicht bloß auf Frankreich eingewirkt. Auch Großbritannien ist davon, wo nicht erschüttert, doch stark bewegt worden; und indem man sich in diesem Inselreiche am wenigsten ein Geheimniß daraus gemacht hat, daß die in dem deutschen Zollvereinigungs-Vertrage ausgesprochene Idee mit allem, was die Begebenheiten der neueren Zeit gebieterisch fordern, im Bunde steht, sind Fragen in Gang gebracht worden, welche sonst vielleicht noch lange geschlummert hätten.

Einem Staate, der, wie England, darauf Anspruch macht, Handelsstaat par excellence zu seyn, sollte alles Prohibitive ewig unbekannt bleiben; aus dem sehr einfachen Grunde, weil das Prohibitive nicht zum Wesen eines Handelsstaats gehört, ja, diesen mit sich selbst in den handgreiflichsten Widerspruch bringt. Nichts desto weniger hat England das Prohibitive bis zum gegenwärtigen Augenblick festgehalten; und wie sehr es auch, seit etwa funfzehn Jahren, in seinem Restriktiv-System nachgelassen haben möge, so ist es doch hinsichtlich des Hauptnahrungsstoffs dem Grundsatze treu geblieben, ausländisches Korn nur dann zuzulassen, wenn eine unwiderstehliche Nothwendigkeit dafür spricht.

Woher diese Eigenthümlichkeit?

Sie hängt mit Englands Vergangenheit so innig zu-

sammen, daß sich behaupten läßt, die englischen Korngesetze seien das Produkt der gesellschaftlichen Entwickelung dieses Inselreichs, und werden nicht eher verschwinden, als bis die bisherige Verfassung desselben wesentlich verändert ist.

Es sei Macht des Zufalls, oder (was wir vorauszusetzen geneigter sind) Wirkung besserer Einsicht: genug, der normandische Adel, der sich unter Wilhelms des Eroberers Auspizien Englands bemächtigte, hat sich von dem slavischen Adel Polens, wesentlich dadurch unterschieden, daß er, um seine Herrschaft festzustellen, weder die Erblichkeit der Krone, noch die gerechten Ansprüche seiner Unterthanen auf gesetzliche Freiheit in einem solchen Grade beeinträchtigt oder verdrängt hat, daß eine Souveränetät für ihn möglich wurde.

Hieraus ist das erwachsen, was man bis auf unsere Zeiten englische Verfassung nennt. Was der Einsicht des englischen Adels zur besonderen Ehre gereicht, ist, daß er früher, als jeder andere europäische Adel, begriffen hat, daß bei einer Ausstattung mit Grund und Boden und mit Kräften, welche diesen verwehrten, alle Vortheile nothwendig indirekte sind; mit andern Worten, daß der agrikultorische Fleiß am sichersten durch den nicht-agrikultorischen aufgemuntert wird. Die letzte Folge dieses verständigen Verfahrens ist gewesen, daß die agrikultorische Bevölkerung sich in England zu der nicht-agrikultorischen wie eins zu zwei verhält, daß also auf jeden Agrikultor zwei Abnehmer seines Produkts kommen. Daher die höheren Preise des Hauptnahrungsstoffs in England; daher die größeren Einkünfte, welche die Grundbesitzer von ihrem

Eigen-

Eigenthume ziehen; daher derjenige Theil der Gesetzgebung, der die sogenannten Korngesetze in sich schließt. Allerdings gewinnt es auf den ersten Anblick das Ansehn, als ob England, als Handelsstaat, dadurch mit sich selbst in Widerspruch trete, daß es fremdes Getreide hohen Eingangszöllen unterwirft; doch dringt man tiefer in diese Erscheinung ein, so macht man ganz unfehlbar die Entdeckung, daß es kein wirksameres Mittel giebt, den gesellschaftlichen Zustand Englands, sofern derselbe sich in dem Verhältniß der Agrikultur zu den übrigen Gewerben abschließt, aufrecht zu erhalten; ja, daß auf dieser Aufrechthaltung die Fortdauer des Staats mit seiner bisherigen Verfassung beruht. Während für sämmtliche Staaten des europäischen Festlandes die Frage über freie Korn-Ein- und Ausfuhr eine rein staatswirthschaftliche Frage ist, darf man behaupten, daß sie für England eine rein politische sei. Ueber die Rolle, welche Englands Adel bisher gespielt hat, entscheiden zunächst die Pacht-Quanta, die er von den Bewirthschaftern seiner Grundstücke bezieht; über die Pacht-Quanta selbst aber entscheidet das numerische Verhältniß der Nicht-Agrikultoren zu den Agrikultoren. Möglich ist, daß sich, im Verlaufe der Zeit, dies Verhältniß dadurch zum Nachtheil der letztern verändert, daß der nicht-agrikultorische Kunstfleiß, durch welchen sich England bisher ausgezeichnet hat, auf andere Staaten übergeht; und sobald dies der Fall werden sollte, würde das Verschwinden der bisherigen Korngesetze eine unabtreibliche Folge der eingetretenen Veränderung seyn. Doch, so lange die nicht-agrikultorische Bevölkerung noch zwei Drittel der Gesammtbevölkerung Großbritanniens ausmacht, werden die Korngesetze fort-

dauern, trotz allem Geschrei über die Zweckwidrigkeit des Prohibitiven.

Hiernach läßt sich über die Argumente urtheilen, mit welchen Herr Hume in der diesjährigen Sitzung des Unterhauses vom 6. März gegen die Korngesetze zu Felde zog.

Er sagte:

„Wir sehen auf der einen Seite eine große Masse Volks, die sich nach Erleichterung der Lasten sehnt, von denen sie so lange und so schwer bedrückt wird; auf der andern, die wenigen Privilegirten, die eine ungerechte Macht erlangt haben, und diese nun mit Gewalt festhalten wollen, wie sehr darunter die Andern auch leiden mögen. Ist wohl, dies will ich Jeden auf sein Gewissen fragen, in den letzten 30 Jahren dem Arbeiter und dem Gutsbesitzer gleicher Schutz gewährt worden? Aus dem Bericht des Ackerbau-Ausschusses vom Jahre 1821 werden Sie ersehen, daß die Gutsbesitzer, von der frühesten Zeit an, alles Mögliche aufgeboten haben, den Werth ihrer Erzeugnisse unnatürlich zu steigern. Seit 1660 bis jetzt hat das Parliament sich fortwährend bemüht, bald durch hohe, bald durch niedrige Zölle, bald durch Prämien, den Preis der Nahrung des Volks künstlich in die Höhe zu treiben; aber die Umstände haben gezeigt, daß es unmöglich war, dieses Ziel zu erreichen, bis im Jahre 1815 das jetzige Prohibitiv-System angenommen wurde. Nun offenbart sich aber Jedem auf den ersten Anblick, daß die Vermehrung der Volkszahl nicht unter den Ackerbautreibenden, sondern unter den Fabrik-Arbeitern Statt gefunden hat; und daraus folgt denn, daß man für den Wohlstand dieser letztern sorgen und auf eine stätige Vermehrung desselben Bedacht

nehmen muß. Die Beschäftigung von Arbeitern beim Landbau ist, der Natur der Sache nach, eine beschränkte, die sich folglich nicht erweitern lassen würde. Das einzige Mittel, die Armen-Taxen zu vermindern, besteht demnach darin, daß man den Fabriken Aufmunterung zu Theil werden läßt, damit wir dem Auslande für sein Getreide unsere Fabrikate an Zahlungsstatt anbieten können. In den Jahren 1717 und 1800 hielt die Zunahme des Getreidebaus in England gleichen Schritt mit dem auf dem Kontinente; kaum aber waren die Prohibitiv-Gesetze erlassen, als der Getreidebau in England stehen blieb, während er auf dem Festlande zunahm; und wenn Sie daher dennoch sehen, daß die Bevölkerung Englands sich seitdem beinahe verdoppelt hat, so müssen Sie zugeben, daß dies allein in der gesteigerten Fabrikation seinen Grund hat. Wir müssen also unsern Fabrikanten den möglich-größten Absatz zu verschaffen suchen. Kann dies aber wohl geschehen, wenn wir nicht von andern Ländern das dagegen annehmen wollen, womit sie uns versehen können? Wenn die Korngesetze nicht beständen, könnte unsere Fabrikation noch verdreifacht werden; die Folge ihrer Aufhebung würde seyn, daß der Arbeitslohn fallen, und daß der brittische Fabrikant im Stande seyn würde, mit dem des Festlandes und Amerika's zu konkurriren."

Seinen, auf die Abschaffung der jetzigen Korngesetze abzweckenden Antrag noch besser zu unterstützen, wies Herr Hume unter Anderem nach, daß im Jahre 1831 in Großbritannien 961,000 Familien zu der landwirthschaftlichen, 1,434,000 dagegen zu der Manufaktur-Bevölkerung, und

1,018,000 zu keiner von beiden Klassen gehörten; in Irland 834,000 zu der erstern, 249,000 zu der zweiten, und 251,000 zu keiner von beiden Klassen. Bei einer so riesenhaften Vermehrung der Manufaktur-Bevölkerung, die allein in den letzten zehn Jahren um 17 Prozent zugenommen, meinte er sodann, sei es wahrlich abgeschmackt, zu behaupten, daß England hinreiche, seine sämmtlichen Bewohner mit Lebensmitteln zu versorgen; denn selbst zu einer Zeit, wo der Weizen zu 100 Shilling per Quarter verkauft worden, und wo man alles, was einer Bestellung fähig war, zu landwirthschaftlichen Zwecken benutzt habe, sei es unmöglich gewesen, mit dem einheimischen Getreide auszureichen. Er nahm an, daß die Weizen-Preise auf dem Kontinente im Durchschnitte nur 30 bis 40 Prozent niedriger wären, als in England; aber er schloß hieraus, daß auch die Arbeits-Preise auf dem Kontinente um eben so viel niedriger seyn müßten; mit ihnen die Waarenpreise. Das rohe Material sei in England eben so wohlfeil, wie irgendwo; wenn daher die englischen Manufakturisten die Konkurrenz mit den ausländischen nicht aushalten könnten, so sei der Grund einzig und allein in dem höheren Arbeitslohne zu suchen. Zwar lasse sich nicht annehmen, daß der Arbeitslohn sich jemals wieder auf die Höhe schwingen werde, worauf er vor Einführung der Maschinen gestanden; allein die Abschaffung der Korngesetze werde der arbeitenden Klasse durch Herabstellung der Kornpreise Entschädigung gewähren. Selbst die Landeigenthümer würden dabei wenigstens in sofern gewinnen, als sie vor den bisherigen Schwankungen bewahrt bleiben würden, die so viele Bankerotte zu Wege gebracht hätten.

Während einer Periode von 18 Jahren, bis zu Ende des Jahres 1831, wären für 24 Millionen Pf. St. Getreide eingeführt worden; in einigen Jahren für 6 Millionen, in andern für 600,000. Alle diese Schwankungen würden wegfallen, wenn die Häfen einmal für allemal für fremdes Getreide geöffnet würden. Inzwischen wolle er, um bestehende Interessen nicht plötzlich zu schmälern, Anfangs eine mäßige Abgabe zugestehen, und erst allmählig eine gänzliche Freigebung der Einfuhr auswärtigen Getreides eingeführt wissen. Hiervon versprach er sich sogar Vortheile für die brittischen Rheder und Schiffseigenthümer. Zu einem speziellen Schutz seien die Landeigenthümer und Pächter auf keine Weise berechtigt; das sogenannte Schutz-System sei erst seit 1815 in Kraft, und damals von den landwirthschaftlichen Interessen verlangt worden, um die auf Grund und Boden ruhenden Lasten zu tilgen. Das Prohibitiv-System mit allen seinen nachtheiligen Folgen noch länger bestehen zu lassen, sei kein Grund vorhanden. Die Ausschließung fremden Getreides habe als Repressalie den amerikanischen Tarif und neuerdings den Preußisch-Deutschen Zollverband erzeugt. Die vorliegende Frage sei in der öffentlichen Meinung so weit gediehen, daß es nicht länger möglich sei, sie in ihrem gegenwärtigen unbefriedigenden Stande zu lassen; Englands Pflicht aber sei, mit einem guten Beispiel voranzugehen zu einer Zeit, wo die Intelligenz im Auslande fortschreite.

Bekanntlich endigte Herr Hume seinen Antrag damit, daß er eine Skala vorschlug, nach welcher man mit einem Zoll von 10 Shillingen beginnen und denselben alle Jahre um einen Shilling vermindern sollte.

Betrachtet man diesen Antrag als eine Wirkung des deutschen Zollvereinigungs-Vertrages, so geräth man in die Versuchung, über den schwachen Eindruck zu lächeln, den dieser Vertrag auf England gemacht hat. Wer in die Staatswirthschaftslehre nur einigermaßen eingeweiht ist, wird Herrn Hume schwerlich zugestehen, daß er seine Beweise so geordnet habe, daß für seine Zuhörer irgend eine Evidenz von der Nothwendigkeit des Aufhörens der Prohibitionen entstehen konnte. Die politische Seite der brittischen Korngesetze ist vollends von ihm ganz aus der Acht gelassen worden. Was jedoch in Frankreich dem Prohibitiven Dauer gegeben hat, dasselbe ist auch in Großbritannien wirksam; und diese Wirksamkeit wird nicht wenig verstärkt durch den Umfang, welcher die brittische Staatsschuld von jeder andern auszeichnet. In der That, wäre sie gar nicht vorhanden, so würde es an jedem vernünftigen Beweggrunde zur Zurückweisung der Freiheit und Gleichheit des Handels fehlen. Je größer sie nun ist, desto mehr müssen alle Hülfsmittel aufgeboten werden, die Zinsen derselben herbeizuschaffen, um den Staats-Kredit aufrecht zu erhalten. Fünf und zwanzig bis acht und zwanzig Millionen Pf. St., welche die jährliche Verzinsung erfordert, sind aber wahrlich keine Kleinigkeit; und können sie nur dadurch herbeigeschafft werden, daß man das Daseyn der Steuerpflichtigen bald unter dem einen, bald unter dem andern Vorwande erschwert — wer wird alsdann diese Bedingung zurückweisen? Hätte Herr Hume ein wirksames Mittel in Vorschlag gebracht, Englands Staatsschuld jährlich um 50 Millionen Pf. St. zu vermindern: so würde seine Skala für die Beschränkung des Prohibitiven an-

wendbar gewesen seyn. Ohne eine Verminderung der Staatsschuld war die Skala das überflüssigste Ding von der Welt.

Unter den europäischen Staaten ist der brittische, ohne Widerrede, derjenige, welcher sich der Idee eines auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Verkehrs am standhaftesten widersetzen wird: je mehr er seine gegenwärtige Größe dem Ausschließenden und Prohibitiven verdankt, desto mehr wird er in der einmal betretenen Bahn fortzuwandeln wünschen. Wird er dies jedoch durchsetzen können? wird er nicht einlenken müssen? wird er sich nicht zum Anerkenntniß der Endlichkeit seiner Kraft gezwungen sehen? Zum wenigsten wird er sich nicht länger darüber verblenden können, daß das, was er seine Größe nennt, durch bedeutende Opfer erkauft worden ist, deren Nachwehen immer empfindlicher werden, je mehr die Zeit vorschreitet. Die Reformen haben ihren Anfang genommen; wo aber wird sich das Ende derselben finden? Tory und Whig sind nicht so wesentlich von einander verschieden, daß beide nicht in gleichem Grade wünschen sollten, an dem Grundverhältniß, woraus der ganze gesellschaftliche Zustand Englands hervorgegangen ist, so wenig als möglich zu verändern. Sofern es sich aber darum handelt, den Besitz von Grund und Boden in einem so ausschließenden Werth zu erhalten, daß sich darauf eine bleibende Aristokratie gründen läßt, dürfte die Nichtigkeit dieses Experiments von dem Augenblick an entschieden seyn, wo die Unterstützung wegfällt, den die nichtagrikultorische Industrie bisher gewährt hat: ein Augenblick, der uns als um so näher erscheint, je reißender sich die Erfindungen der Chemie und Mechanik über die ganze

europäische Welt verbreiten. Worin liegt das Elend der arbeitenden Klasse Englands? Worin anders, als darin, daß nicht länger die Vergütigung erfolgen kann, auf welche der redliche Arbeiter so gerechten Anspruch macht? Die Armen-Taxe, welche zu Hülfe kommen soll, gleicht nur allzu sehr dem Abgrund, der alles zu verschlingen droht. Wir glauben also mit dem Globe, daß die Herbeiführung eines freien Handels ein Ziel seyn muß, das die Gesetzgebung nie aus den Augen verlieren sollte; und eben so glauben wir, daß man im Verlauf der Zeit dies Ziel erreichen wird, trotz allen Hindernissen, welche jetzt noch im Wege stehen. Sind Menschen nur vorhanden, sich gegenseitig zu unterstützen: so können Staaten hiervon nicht eine bleibende Ausnahme machen. Und ist die Bestimmung des Handels keine andere, als alles zu gewähren, was Hervorbringung und Verbrauch erfordern: so ist wahrlich nichts unpassender, als geheimen oder offenen Krieg an den Handel zu knüpfen: an den Handel, durch welchen der Krieg verdrängt werden soll. Nur allzu lange hat man diese Wahrheit verkannt.

Wie groß aber auch die Zahl der noch zu überwindenden Schwierigkeiten seyn möge: so läßt sich doch, nachdem der Antrieb dazu in dem deutschen Zollvereinigungs-Vertrage auf eine unwiderstehliche Weise gegeben ist, auf das Bestimmteste vorhersehen und vorhersagen, „daß fortan kein Jahr verstreichen wird, ohne daß man sich über die wahre Bestimmung des Handels je mehr und mehr zurechtfindet;" wobei sich denn ganz von selbst versteht, daß man über die natürlichen Wirkungen des Ausschließenden und Prohibitiven ganz anders urtheilen wird, als es bis-

jetzt hergebracht war. Und bedarf es wohl eines besondern Scharfblicks, um in diesem Ausschließenden und Prohibitiven, so wie es bisher geübt worden ist, die Quelle wahrzunehmen, aus welcher, ein ganzes Jahrhundert hindurch, die verderblichsten Kriege hergeflossen sind? und nicht diese allein, sondern auch eine stets wachsende Verschuldung, eine durch übermäßige Besteuerung hervorgebrachte Ueberspannung des gesellschaftlichen Nerven, und — was von dieser zu allen Zeiten unzertrennlich gewesen ist — Empörung, Aufstand, Brandstiftung, Bankerot, Auswanderung und überhaupt gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Bande? Je allgemeiner dies einleuchtet, desto mehr muß der von Deutschlands Suveränen zu Stande gebrachte Zollvereinigungs-Vertrag als die größte Wohlthat erscheinen, die dem Jahrhundert erwiesen werden konnte.

In welche Verlegenheiten also Frankreichs und Englands Finanz-Minister dadurch auch gesetzt werden mögen: so wird ihnen doch keine andere Wahl bleiben, als ihre Maßregeln so zu nehmen, daß das Ausschließende und Prohibitive je mehr und mehr verschwinde, um einem freien Verkehr Platz zu machen. Was der Finanz-Minister des Großherzogthums Baden zur Rechtfertigung des projektirten Anschlusses dieses Landes an den großen deutschen Zollverein zu den von ihm einberufenen Sachverständigen sagte, paßt, mutatis mutandis, für alle europäischen Staaten. Die Worte dieses einsichtsvollen Staatsmanns waren folgende: „Nicht über die Frage — Ob? sondern nur über die Frage — Wie? ist zu berathen. In der Freiheit des Verkehrs mit etlichen und zwanzig Millionen

Deutschen liegt ein kräftiges Mittel, den Wohlstand aller Vereinsstaaten zu erhöhen, nicht bloß durch die Befreiung von dem Handelsjoche, das andere Nationen den Deutschen auferlegt haben, sondern auch durch Herbeiführung eines Zustandes, der allgemein gewünscht wird, namentlich eines erleichterten Verkehrs zwischen Deutschland und anderen Nationen, diese mögten angehören, welchen Welttheilen sie wollen."

Wir erlauben uns folgende Bemerkungen zur Unterstützung dieses Ausspruchs.

Ist die Frage Ob entschieden, so liegt in dieser Entscheidung eine solche Nothwendigkeit, daß die Frage Wie sich in der Regel ganz von selbst beantwortet.

Dies im Allgemeinen.

Handelt es sich nun um eine Verminderung oder auch um eine Aufhebung des Ausschließenden und Prohibitiven, so ist ganz offenbar die Hauptsache, daß man sich klar mache, welche Täuschung demselben zum Grunde liegt. Dem Vorgeben nach soll die erhöhete Steuer nicht den Steuerpflichtigen, sondern den Ausländer treffen, der sich um das höher besteuerte Produkt bewirbt; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß ein solches Verfahren zweckdienlich ist, so lange sich der Ausländer in dem Falle befindet, das gesuchte Produkt nicht entbehren zu können. Doch giebt es wohl irgend eine Gewährleistung für die unveränderliche Bedürftigkeit des Ausländers? und, wenn sie nachlassen oder ganz wegfallen sollte, wer wird alsdann die Last tragen? Wer anders als der Produzent und der Konsument, deren Einkommen auf gleiche Weise verringert wird?

Alles Ausschließende und Prohibitive dient also nur zur Unterstützung eines Finanz-Systems, das von dem Grundsatze ausgeht, daß die Besteuerung keine Gränze habe: eine Voraussetzung, welche immer nur in sofern gegründet ist, als die Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte gleichen Schritt hält mit den Forderungen, welche an dieselbe gemacht werden. Wo ein anhaltendes Mißverhältniß zwischen diesen Forderungen und jener Entwickelung Statt findet, da kann sich nichts Anders einstellen, als Unmuth und Mißvergnügen; und ist — was auf die Dauer schwerlich ausbleiben kann — die Ansicht gewonnen, daß der wahre Grund der übertriebenen Forderungen in dem politischen System selbst enthalten sei, so wird man nicht eher ruhen, als bis dieses alle die Abänderungen erfahren hat, aus welchen Erleichterung hervorgehen kann. Ist also die Rede von der englischen Parliaments-Reform, so darf man keinen Augenblick darüber in Zweifel seyn, daß sie wesentlich auf die Fortschaffung der Korngesetze und alles übrigen, in England hergebrachten Prohibitiven abzwecke; und mit gleicher Bestimmtheit läßt sich vorhersagen, daß auch in Frankreich die zur Wahrheit erhobene Charta damit endigen werde, ein verbessertes Handels-System herbeizuführen. Nur dürften in beiden Staaten diesem letzten Resultate noch bedeutende Krämpfe vorangehn.

# Ueber
# eine dankeswerthe Bereicherung der deutschen Literatur.

„Wozu sich doch einer Umwälzung widersetzen, die unstreitig noch fern ist, die aber, allen Gegenbemühungen zum Trotz, nicht ausbleiben wird? Die Welt, die Ihr verheert habt, muß sich befreien von derjenigen, die Ihr bewohnt. Dann werden die Meere nur zwei Brüder, zwei Freunde trennen. Und würde bei dieser Ordnung der Dinge das Mindeste zu bedauern seyn?"

So schrieb, vor etwa fünf und sechzig Jahren, der Abbé Raynal; dies waren die Worte, welche er an die europäischen Regierungen, als Eigenthümer zahlreicher Kolonien in Amerika, richtete.

Spätere Ereignisse haben die prophetische Anrede des philosophischen Schriftstellers vollkommen gerechtfertigt. Großbritanniens Kolonien auf dem amerikanischen Festlande eroberten zuerst eine Unabhängigkeit, die sie nicht länger entbehren konnten. Das von ihnen gegebene Beispiel blieb nicht unbenutzt. Was ist seit dem Jahre 1808 aus der unermeßlichen Monarchie Philipps des Zweiten geworden, in welcher die Sonne nie unterging? Was aus Portugal, das jenseits des atlantischen Ozeans in Brasilien eine Kolonie besaß, die an Größe und Fruchtbarkeit des Bodens den Mutterstaat unendlich übertraf? Was ist übrig

geblieben von den weitschichtigen Eroberungen des funfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts? Nicht einmal die sämmtlichen Inseln des Archipelagus, mit denen diese Eroberungen begannen; denn Hispaniola ist den Negern zu Theil geworden, und hierin liegt das sicherste Unterpfand der Freiwerdung aller englischen, französischen und spanischen Kolonien, so viel davon noch übrig ist. Schon beschäftigt man sich mit der Frage, ob ein, von allen Souveränität3-Rechten gesonderter Verkehr mit ihnen nicht den Vorzug vor materiellem Besitz verdienen würde?

Bei dem Allen bleibt die Entdeckung und Eroberung Amerika's die größte und folgenreichste Begebenheit des funfzehnten und des sechszehnten Jahrhunderts. Ohne auf sie zurückzugehen, läßt sich kein genügender Aufschluß geben über die Veränderungen, welche, seit drei Jahrhunderten, in dem gesellschaftlichen Zustande Europa's zu Stande gebracht sind. Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an verfolgte Frankreichs und Englands Politik kein anderes Ziel, als sich auf Kosten Spaniens und Portugals zu bereichern; und wahrlich, es läßt sich nicht behaupten, daß ihre Bestrebungen erfolglos geblieben seien: denn, was beide bis zum gegenwärtigen Augenblick sind, verdanken sie der Nebenbulerei, welche kein Mittel verschmähete, das eine bequemere Benutzung der Kräfte Amerika's in sich schloß. Das ganze achtzehnte Jahrhundert — verstrich es nicht unter Kämpfen, die keinen andern Zweck hatten, als sich den Besitz ergiebiger Kolonien und den Genuß vorübergehender Handelsvortheile streitig zu machen? Und wurde nicht die ganze europäische Welt in diesen Kampf verwickelt? Mußte nicht selbst Friedrich

der Große sich wegen unbebauter Steppen in Nord-Amerika (welche zwischen England und Frankreich streitig geworden waren) einen siebenjährigen Krieg gefallen lassen, in welchem die größten Mächte Europa's zum Untergange der preußischen Monarchie verschworen waren? Und welches andere wichtige Ereigniß der europäischen Welt hätte sich nicht mehr oder weniger auf Amerika bezogen? Noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wollte Napoleon Bonaparte, seinen Versicherungen nach, nichts auf dem europäischen Festlande, wohl aber Kolonien, Kriegsschiffe und Handel; so lautete seine Erklärung nach der Kapitulation von Ulm im Jahre 1805. Wie weit war er davon entfernt, zu ahnen, daß die von Ludwig dem Vierzehnten angewendeten Mittel nicht mehr vorhanden waren! Wie wenig hatte er begriffen, daß seine Bestimmung nichts Anderes mit sich brachte, als dem Kolonial-Besitz mit allem, was sich daran knüpfte, den Gnadenstoß zu versetzen!

Schwerlich würde man das Ende finden, wenn man sich auf eine Beschreibung der mannichfaltigen Wirkungen einlassen wollte, welche die Entdeckung und Eroberung Amerika's für Europa hervorgebracht hat; genug, daß der ganze gesellschaftliche Zustand dieses Welttheils, mit allen seinen Erscheinungen, als das Produkt jener großen Begebenheit betrachtet werden kann. Will man hieraus die Folgerung ziehen, daß, da der Zusammenhang, worin Amerika und Europa stehen, nicht verschwinden kann, die drei nächsten Jahrhunderte nichts Anderes darbieten werden, als die weitere Entwickelung des Vorhandenen: so dürfte in dieser Folgerung nichts enthalten seyn, was sich zu-

rückweisen ließe. Dabei aber dürfte sich der Unterschied zwischen dem Unverhinderten und Freien auf der einen, und dem Ausschließenden und Prohibitiven auf der anderen Seite ganz vorzüglich geltend machen. So lange Amerika europäische Kolonie war, ließ sich das letztere nicht von dieser Art des Besitzes trennen; und hiernach ist man zu der Behauptung berechtigt, daß alle gesellschaftlichen Erscheinungen der europäischen Welt ihren letzten Grund in dem Ausschließenden und Prohibitiven gehabt haben, das von den Mutterstaaten ausgeübt wurde. Da nun dies in der Zukunft wegfällt: so ist nichts natürlicher und nothwendiger, als daß auch die gesellschaftlichen Erscheinungen einen andern Charakter gewinnen werden. Eine von den wichtigsten Folgen der Kolonisation Amerika's war, daß die allgemeine Waare, welche wir Geld nennen, in den drei letzten Jahrhunderten ihren Werth zehnfach verlor; und auf diesen Umstand, verbunden mit der Entwickelung, welche er der Gesellschaft gab, sind, bis auf diesen Tag, alle europäische Besteuerungs- und Finanz-Systeme gegründet gewesen. Wird dies fortdauern können, nachdem der Bergbau aufgehört hat, Hauptverrichtung in den ehemals spanischen und portugiesischen Kolonien zu seyn? Keine Wahrscheinlichkeit spricht dafür; es läßt sich vielmehr mit großer Sicherheit vorhersehen und vorhersagen, daß in den Besteuerungs- und Finanz-Systemen, welche bisher in Europa üblich gewesen sind, die wesentlichsten Veränderungen von dem Augenblick an vorgehen werden, wo es erkannt wird, daß für die Fortsetzung derselben kein Rechtfertigungsgrund vorhanden ist. Durch das Verschwinden der spanischen Guardacostas und Silberflotten, sind Kriegsschiffe

und stehende Heere, wo nicht überflüssig, doch minder unentbehrlich geworden; denn Amerika's Gold- und Silberbergwerke sind nicht länger ein Gegenstand der Begehrlichkeit. Man darf also auch sagen, daß William Pitt und alle Staatsmänner seiner Art, im Schuldenmachen vorsichtiger gewesen seyn würden, wenn sie die Emanzipation Amerika's als ein nothwendiges Resultat der Uebertreibungen angeschaut hätten, die sie in ihre Maßregeln brachten. In jedem Fall würden sie ihren Nachfolgern das Leben nicht wenig erleichtert haben: denn hat das Ausschließende und Prohibitive unter Welttheilen sein Ende gefunden; so kann es nur unter großen Verlegenheiten im Einzelnen fortdauern, und diese Verlegenheiten können ihren letzten Grund nur in den Schwierigkeiten haben, welche die regelmäßige Bezahlung der Zinsen einer erdrückenden Staatsschuld mit sich führt.

Was man auch hiergegen einwenden möge: Europa's Geschichte während der drei letzten Jahrhunderte wird nicht eher in irgend einer Vollkommenheit dastehen, als bis man angefangen hat, die Hauptbegebenheiten dieses Zeitraums in den transatlantischen Spiegel zu betrachten. Erfreulich aber ist es, zu bemerken, wie sich, für eine solche Anschauung, alles je mehr und mehr vorbereitet.

Zu den Werken, welche hierauf abzwecken, rechnen wir, vor allen, die seit einigen Wochen erschienenen

„Drei Berichte des General-Kapitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortes, an Kaiser Karl den Fünften, aus dem Spanischen übersetzt, mit einem Vorworte und erläuternden Anmerkungen von Dr. Carl Wilhelm

helm Koppe, Königl. Preuß. Geh. Regierungs-Rath. (Berlin, bei Theodor. Chr. Fr. Enslin.)"

Sind die Primordia rerum unter allen Umständen und Bedingungen von hoher Wichtigkeit: so sind sie es ganz vorzüglich hinsichtlich des Verhältnisses, worein Europa zu Amerika gelangt ist. Nun läßt sich zwar nicht behaupten, daß Spaniens Schriftsteller in dieser Beziehung nachlässig zu Werke gegangen seien; wer mit der spanischen Literatur des sechszehnten und des siebzehnten Jahrhunderts bekannt ist, weiß vielmehr, mit welcher Umständlichkeit und Breite die Glanz-Periode der spanischen Monarchie von einem Herrera, Solis und Anderen bearbeitet ist. Doch scheinen nicht alle Materialien, die sich der Geschichtschreibung darboten, gehörig benutzt zu seyn. Wir rechnen dahin die Berichte des Don Fernando Cortes. Zwar wurden sie sehr früh durch den Druck bekannt gemacht; allein, indem es an dem kritischen Geiste fehlte, der sie nach ihrem vollen Werthe zu benutzen verstanden hätte, verloren sie sich in den Staub der Bibliotheken, bis ihnen im Jahre 1770 zu Mexiko durch die Bemühungen des Erzbischofs Don Fr. Antonio Lorenzana eine Art von Auferstehung zu Theil wurde. Zu Mexiko, so scheint es, lernte der Herr Uebersetzer sie zuerst kennen; und wahrlich, man muß es ihm Dank wissen, daß er, nach seiner Zurückkunft von dort, den Entschluß faßte, sie ins Deutsche zu übertragen; denn schwerlich läßt sich eine Schrift nennen, welche in gleichem Maße unterhaltend und lehrreich ist.

Handelt es sich um Abenteuer, was kann alsdann die Aufmerksamkeit mehr fesseln, als jene Handvoll Spanier,

welche, in weiter Entfernung von ihrem Vaterlande, ein Königreich erobert, das, an Umfang und Bevölkerung, der pyrenäischen Halbinsel gleich kommt, ja, diese noch übertrifft? Unter diesen Abenteurern ist der Berichterstatter die Hauptperson: ein Mann von außerordentlichen Gaben, kaltblütig, entschlossen, beharrlich, voll innerer Hülfsmittel, die sich ihm in keiner noch so kritischen Lage versagen, zum Anführer wie geboren, mit einem Worte, der Bonaparte des sechszehnten Jahrhunderts in spanischen Formen, die ihn nur um so anziehender machen. Dies alles beschäftigt die Einbildungskraft und unterhält eine rege Theilnahme an den Begebenheiten.

Doch auch das Urtheil des Lesers wird in Anspruch genommen, indem er sich aufgefordert fühlt zum Nachdenken über das, was die Stärke und die Schwäche der Reiche ausmacht. Was entschied das Schicksal Montezuma's und seines Volks? Kräfte, die in Erstaunen setzten, nicht etwa durch ihre Stärke, wohl aber durch ihre Fremdheit. Die Mexikaner kannten, als die Spanier unter ihnen auftraten, weder Pferde noch Schießpulver; und wiewohl es ihnen weder an Patriotismus noch an Entschlossenheit gebrach, so unterlagen sie doch, mit aller Ueberzahl, den ungewohnten Angriffsmitteln. Ganz besonders anziehend in den Berichten des Don Fernando Cortes ist die Organisation des mexikanischen Reichs: sie bietet ein Räthsel dar, das sich nur durch die Voraussetzung lösen läßt, die Mexikaner seien durch Kunst und Wissenschaft in einem sehr hohen Grade zivilisirt gewesen, als die Spanier unter ihnen erschienen. Ein Eroberer ist nicht ein Philosoph, und wer zerstören will, darf nicht

damit anfangen, das zu achten, was unter seinen Händen zu Trümmern gehen soll. Nichts desto weniger ist man versucht, zu wünschen, der Berichterstatter hätte die Fähigkeit gehabt, in den Mexikanern noch etwas Anderes als bloße Gegner zu sehen. Das Einzige, wodurch er in dieser Hinsicht schadlos hält, sind die Vermuthungen, die er veranlaßt.

Kurz: die deutsche Literatur ist durch diese Berichte um ein eben so anziehendes als lehrreiches Werk vermehrt worden.

Von dem Verdienste des Herrn Uebersetzers besonders zu reden, scheint uns überflüssig zu seyn, da es sich dem Leser auf jeder Seite aufdrängt.

B.

## Verbesserung.

Seite 69 Zeile 2 von unten, statt hunderttausrnd lies: hunderttausend

# Rußland

## wie es ist, nicht wie es dargestellt wird.

(Aus dem Englischen.)

Veritas nihil veretur, nisi abscondi.

### Vorwort des Herausgebers.

Der vollständige Titel der Flugschrift, mit deren Inhalt wir unsere Leser zu unterhalten gedenken, ist:

„Russia as it is, and not as it has been represented; together with observations and reflexions on the pernicions and deceitful Policy of the new School.“ — „Pulchrum est accusari ab accusatis.“ — London, 1833.

Ist der Verfasser dieser Schrift wirklich das, wofür er sich ausgiebt — ist er ein geborner Engländer, der 20 Jahre hindurch in Rußland gelebt und beobachtet hat: so kann man sich nur darüber freuen, daß es ihm gelungen ist, seiner Eigenthümlichkeit in einem so hohen Grade zu entsagen, daß er gegen eine fremde Eigenthümlichkeit ge-

recht werden konnte: eine Entäußerung, die unter seinen Landsleuten ungemein selten seyn dürfte. Was er über Rußland zur Sprache bringt, trägt das Gepräge der Wahrheit auf eine fast unverkennbare Weise. Nicht, daß dies Thema durch seine Schrift erschöpft würde; so etwas anzunehmen in Beziehung auf ein Reich von 375,000 Quadrat-Meilen, das eine große Mannichfaltigkeit von gesellschaftlichen Zuständen in sich schließt, würde nur Unwissenheit verrathen. Allein man ist dem Verfasser deßhalb nicht weniger Dank schuldig, wäre es auch nur dafür, daß er die Thorheit Derjenigen nachweiset, welche darauf dringen, daß allen Bäumen Eine Rinde wachsen soll, diese komme, woher sie wolle.

Was sein Urtheil über den Kaiser Nikolaus den Ersten betrifft: so unterschreiben wir dasselbe von ganzem Herzen in allem Preiswürdigen, was von diesem Monarchen ausgesagt wird. Nur hätten wir gewünscht, daß die wahre Ursache des verminderten Ansehns, worin Rußlands Suverän gegenwärtig bei den Engländern steht, mit größerer Präzision angegeben wäre. Allerdings können wir uns irren; doch, wenn wir einigermaßen richtig beobachtet haben, so schreiben sich die Urtheile, die man im brittischen Parliament gegenwärtig über Nikolaus den Ersten fällt, nicht von der Beilegung der polnischen Rebellion her, wohl aber von der Standhaftigkeit, womit das russische Kabinet in dem Frieden von Adrianopel die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen, sowohl für Rußland, als für die ganze Welt erzwungen hat. Der Abbruch, welcher hierdurch dem Prohibitiv-System zugefügt wurde, wird von den Engländern, als

Solchen, welche die Handelsbahnen vorzuzeichnen seit einem Jahrhundert gewohnt waren, vielleicht noch lange nachempfunden werden. Doch genug zum Vorwort!

---

Die Zeitungsschreiber und Politiker der Propaganda haben sich in unsern Zeiten alle erfinnliche Mühe gegeben, den Unwillen des ganzen Europa gegen Rußland auf eine höchst gehässige und unedle Weise anzuregen; und so ist von diesem Reiche ein Bild entstanden, das nicht die geringste politische, sittliche oder physische Aehnlichkeit hat: eine Karrikatur des Löwen, gezeichnet von dem Fuchse. Nicht unbekannt ist uns, daß Parthei-Schriftsteller manchen Scherz ausgehen lassen, um gewisse Wirkungen hervorzubringen; und dabei wissen wir sehr wohl, daß sie es mit der Wahrheit eben nicht genau nehmen. Ist der Zweck, Mißtrauen und Feindschaft in Gang zu bringen, so sind Leidenschaften die Wegweiser; und jeder noch so geringe Umstand wird in ein grelles Licht gestellt und übertrieben, damit er einer giftigen Verleumdung desto besser entspreche. Wenn die Feder einmal in Galle getaucht ist, so gehen, ohne alles Erbarmen, bittere Beleidigungen von ihr aus. Ein ohnmächtiger Angriff der Menge darf unbeachtet bleiben; doch wenn Mitglieder der beiden Häuser des Parliaments, wenn Repräsentanten Großbritanniens ihre Würde — ich möchte hinzufügen, ihre Pflicht — in einem so hohen Grade vergessen, daß sie sich den gemeinen Invektiven der Illuminaten, der phantastischen Hofmeister des Ganges der Aufklärung anschließen: dann

ziemt es sich für die Freunde des Friedens, der Religion, der Sittlichkeit, der Ordnung und der guten Regierung, ihren falschen Lehren mit den Waffen der Wahrheit zu begegnen, und ihre Eitelkeit und Anmaßung dem Spotte und dem Abscheu aller redlichen Männer und wahren Patrioten bloßzustellen.

Man möchte glauben, die Völker und die Regierungen Europa's wären allzu bekannt, als daß sie leicht verläumdet werden könnten. Das Gegentheil zeigt sich jedoch in der That selbst; denn nie ist ein Land der Erde falscher dargestellt worden, als Rußland; aus welchen Beweggründen, läßt sich nicht wohl angeben, wenn diese nicht Unwissenheit und Bosheit sind, die so gern Hand in Hand gehen. Urtheilt man nach dem, was bisher bekannt geworden ist, so darf man überzeugt seyn, daß wirklich der größere Theil Europa's gänzlich unbekannt ist mit dem Charakter des russischen Volks, so wie mit dessen Sprache, Religion, Gesetzen, Sitten, Manieren und Gewohnheiten; und eben so mit der Zusammensetzung dessen Regierung. Daß Solche, die nicht unterrichtet sind, durch falsche Darstellungen leicht in die Irre geführt werden können, wird Niemand leugnen wollen; und gerade dies dürfte die Ursache seyn, weßhalb gewisse Leute sich vor kurzem eine so unanständige und illiberale Sprache erlaubt haben, als es auf Erklärungen über Rußland und dessen unerreichten Monarchen ankam. Die gewöhnliche Benennung, welche ihm von diesen ungeschliffenen, um nicht zu sagen pöbelhaften Verleumdern ertheilt wird, ist die des „nordischen Despoten," so wie sie denn seine Regierung einen verworfenen Despotismus nennen. Diese launenhaften Be-

zeichnungen sind eben so falsch, als unanwendbar auf den mit Recht ausgezeichneten Monarchen, und auf die Gesetze und Institutionen Rußlands.

Ehe ich tiefer eingehe in diese Materie, will ich zunächst versuchen, meine Leser mit einer Fülle von Thatsachen bekannt zu machen, welche aus authentischen Quellen und langer Erfahrung geschöpft sind, und darthun werden, wie irrthümlich und wie ungerecht die Meinungen sind, die man bisher von der Regierung Rußlands, so wie von dessen Monarchen und Volk unterhalten hat. Von selbst versteht sich, daß, in einem unmethodischen Werke dieser Art, es unmöglich seyn würde, umständliche und ausführliche Beweise zu geben. Wie unvollkommen aber auch, selbst in meinem eigenen Gefühl, diese Skizze seyn möge, so kann ich doch nicht umhin, mir mit der Erwartung zu schmeicheln, sie werde dazu beitragen, die Welt mit gesunderen Begriffen von dem politischen und moralischen Daseyn eines Volks, dessen genauere Bekanntschaft so wichtig ist, zu bereichern, als bisher in Umlauf seyn konnten, indem die meisten Reisenden, welche über Rußland geschrieben haben, unbekannt mit der Sprache des Landes, ihre Schlüsse übereilten, und, ohne jemals tiefer einzudringen, die Welt mit Meinungen überschütteten, deren Unhaltbarkeit sich nicht verkennen läßt.

Rußland, von den politischen Schriftstellern als eine unumschränkte Monarchie dargestellt, hat eine gemischte Regierungsform, welche weit billiger und milder verwaltet wird, als man gemeinhin glaubt, weil man damit unbekannt ist. Brot und Fische werden in diesem Reiche weit gerechter vertheilt, als in den meisten andern Königreichen

Europa's. Da es in Rußland keine Partheien, keine politische Theilungen und Zwietrachten giebt, so ist das Patronat sehr ausgedehnt, und die Ehren, Würden und Reichthümer des Reichs werden einem sehr großen Theile der Unterthanen Sr. Kaiserl. Majestät zu Theil. Wird ein neuer Minister ernannt, so geschieht es höchst selten, daß er einen Departements-Chef seines Amtes beraubt; in der That, er wagt so etwas nicht, ohne die genügendsten Gründe anzugeben, weßhalb der Departements-Chef sein Amt nicht länger verwalten kann. In Rußland giebt es keine erblichen Aemter, welche allenthalben, wo sie angetroffen werden, schädlich sind. Die Adeligen betrachten sich sämmtlich als verpflichtet, im Militär oder im Zivil zu dienen; und so ist es etwas sehr Ungewöhnliches, auf Jemand zu stoßen, welcher der Krone nicht in der einen oder der andern Eigenschaft gedient hätte.

Ich habe von jetzt an meine Leser bekannt zu machen mit den Rechten, Privilegien und Immunitäten der verschiedenen Klassen und Abtheilungen des Volks, d. h. mit Dingen, welche die Gesetze diesen zuerkannt haben, und welche der Monarch selbst, dieser mächtigste der europäischen Suveräne, zu verletzen oder anzugreifen immer auf seiner Hut ist. Wenn also der Kaiser von Rußland gewisse Rechte und Privilegien, welche die Gesetze seinem Volke gewährt haben, respektirt, wie kann er ein Despot seyn? Ist seine Macht auf irgend eine Weise durch die Kraft der Volks-Institutionen beschränkt, so daß er nicht in jedem Augenblick von seinem freien Willen und seinem Eigensinne Gebrauch macht, so kann man auch nicht von ihm sagen, daß er eine unbeschränkte und unbedingte Autorität an-

wende, welche allein den Despoten konstituirt. Die Rechte und Privilegien, welche die Bauern genießen — seit Jahrhunderten genießen, wurden ihnen von den Gesetzen ertheilt, und sind, durch eine beständige Gewohnheit und durch die Anerkennung derselben von den Grundherrn, seit dem Augenblicke bestätigt, wo sie der Scholle angehörten. Hinsichtlich des Bauern entscheidet das, was im Russischen Krapost genannt wird. Dies Wort bezeichnet einen Kontrakt oder ein Uebereinkommen zwischen dem Grundherrn und den Vasallen, wodurch diesen, für die Benutzung des Landes, gewisse Pflichten auferlegt werden, versteht sich mit Vorbehalt gewisser Rechte und Privilegien, welche ihnen nicht genommen werden dürfen, und welche unversehrt zu erhalten, alle legislativen Urkunden, Dekrete u. s. w. bis auf den heutigen Tag in den unzweideutigsten Ausdrücken abgefaßt werden. Wirklich sind sie von allen Klassen, abwärts vom Monarchen, so gut begriffen und eingestanden, daß es höchst selten Streitigkeiten giebt über einen Gegenstand, der durch die Gesetze sanktionirt und durch die gemeinschaftliche Uebereinstimmung der Regierung und der Nation bekräftigt ist. Die gelehrten Politiker der neuen Schule, welche, mit würdevoller demokratischer Animosität, Rußland einen Despotismus genannt haben, müssen also zurücknehmen was sie gesagt haben, da die Gesetze den Adeligen und dem Volke Rechte, Privilegien und Immunitäten verliehen haben, welche, wie lange sie auch bereits vorhalten mögen, von den Monarchen nie geschmälert worden sind und in ihrer ursprünglichen Kraft fortdauern.

Wir werden nunmehr unsern Lesern zeigen, daß das,

was von denen, die alles Russische falsch bezeichnen, Sklaverei genannt wird, eigentliche Vasallenschaft ist, mit Vorbehalt und Genuß gewisser Rechte und Privilegien, welche die Gesetze diesen Vasallen gewährt haben. In keinem Buche, das von russischer Gesetzgebung handelt, findet sich das Wort Sklave. Der Bauer wird im Russischen Krestianin genannt, doch wenn von ihm die Rede ist in Beziehung auf den Grundherrn, so nennt man ihn Krapostnoe Chelovek, oder Vertragsmann: eine Benennung, welche den Kontrakt bezeichnet, der zwischen ihm und seinem Herrn obwaltet. Sonst würde er Rab oder Sklave betitelt worden seyn: ein Wort, das sich nirgends in den gesetzlichen Urkunden Rußlands antreffen läßt. In der That, ich darf hinzufügen, daß dies ein veralteter Ausdruck ist, welcher sehr selten gebraucht wird. Ein überwiesener Verbrecher, der in Ketten arbeitet, wird Nevolnik genannt. Das Wort Rab oder Sklave wird nur angetroffen in der Sprache der Schmeichelei, wenn die alten Boyaren, indem sie sich vor den Thronen ihrer Fürsten einfanden, in die Worte ausbrachen: „Wir sind Eure Sklaven."

Es wird sich nun zeigen, wie schwer es hält, sich von der Regierung und dem Volke Rußlands einen richtigen Begriff zu machen nach den Schriften der Reisenden, von welchen mehre bloß ihre Gebrechen beschrieben, ihre guten Eigenschaften aber entweder mit Stillschweigen übergangen, oder geflissentlich entstellt haben. Um meine Leser über diesen Gegenstand vollkommner zu befriedigen, werde ich ihnen einen, aus russischen Kroniken gemachten Auszug, ihren Ursprung betreffend, vorlegen. Wenn ich nicht ins

Einzelne eingehe, so kann ich mich nur damit entschuldigen, daß die Natur meines Werks sich damit nicht vertrug.

Rußland ist gebildet worden durch verschiedene Stämme eines und desselben Volks, welches die allgemeine Benennung Slaviansky Narode, oder Sclavonier, wie wir sie in England nennen, führte. Sie selbst nennen sich Slaven. Unbekannt mit der Sprache, haben mehre sich eingebildet, das Wort Slave bezeichne Sklave, und die Sclavonier oder Russen seien Söhne von Sklaven. Unglücklicherweise für die Herabwürdiger Rußlands, heißt Slava so viel als Ruhm, und Sclavonier oder Slaven, Söhne des Ruhms. Die gewöhnliche Benennung Russe oder Rouss, wie es im Russischen geschrieben wird, soll, so lautet die Sage, einem von den slavonischen Stämmen wegen der Farbe seiner Haare gegeben seyn, nämlich der kastanien-braunen, welche in der russischen Sprache Rousie genannt wird. Nestor, Seite 16 u. 19, sagt: „Die Slavonen von Nowogorod nahmen ihre Zuflucht zu den Variago Russus. Einige nennen sie Variager; andere Ourmianen, Inglianen oder Gothen. Oleg, der zweite russische Fürst sagte, nachdem er Kiew genommen hätte: „„Er hoffe, diese Stadt werde die Mutter der russischen Städte werden.““ Er hatte bei sich Variager, Slavonen u. s. w. Alle wurden Russen genannt; und dies geschah um das Jahr 822 nach Christus.“ Die Slavonier, welche sich in dem Lande, das gegenwärtig Rußland genannt wird, niedergelassen hatten, bestanden aus verschiedenen Stämmen, unter besonderen Regierungen; und der zahlreichste derselben fixirte seinen Aufenthalt zu Kiew und Novogorod. Anhaltende Streitigkeiten entspannen sich unter

ihnen, bis an dem letztern Ort die Zwietrachten so ernstlich wurden, daß die eine Parthei einen benachbarten Stamm zu Hülfe rief. Dies waren die Variagi (Waräger) unter ihren Oberhäuptern Rurik, Sinow und Truvor. Sie sollten den Handel entscheiden. Nun brachten sie zwar die bürgerliche Zwietracht in Novogorod zu Ende; dabei aber unterjochten sie das Volk und begannen darauf mehre Streifzüge nach dem südlichen Rußland, und besonders nach Kiew zu demselben Zweck.

Rurik war ein milder, billigdenkender Chef. Während seiner Regierung, und selbst lange nach ihm, war der Suverän nichts weiter, als das Oberhaupt der Militär-Macht in Zeiten des Krieges; denn alle anderen Geschäfte, alle anderen Prozesse wurden durch eine Versammlung des Volks entschieden. Zu diesem Zweck gab es in der Mitte einer jeden Stadt einen viereckigen Platz, in dessen Mittelpunkt eine große Glocke angebracht war, welche jeder Bürger anzuziehen die Berechtigung hatte, so oft etwas Wichtiges mitzutheilen war. Rurik und seine Abkömmlinge erhielten den Fürstentitel. Sie herrschten über die größten Städte des Landes. Eingedenk ihrer Schwäche, wenn sie sich theilten, beschlossen diese Fürsten, eine Konföderation zu bilden, und unter sich einen Fürsten zu wählen, welcher Weleki Kniaz, oder Groß-Herzog genannt werden sollte, und den sie in streitigen Fällen als ihren Schiedsrichter zu betrachten hätten. Mit gemeinsamer Uebereinstimmung wurde dieser Titel dem Fürsten von Kiew, als dem mächtigsten, zugestanden. Um diese Zeit gab es in Rußland keinen Unterschied der Stände. Die Bürger waren alle gleich. Man kannte keine andere Titel, als

die von Fürsten, welche man den Oberhäuptern gab. Erst nach der Vertreibung der Tartaren, als die Fürsten oder Großherzoge mehr Gewalt erwarben, begannen sie, denjenigen, welche in der Nähe ihrer Personen Aemter verwalteten, Titel zu ertheilen. Bis dahin hatten die Boyaren oder Edlen keine Macht oder Jurisdiktion über das Volk, welches fortfuhr, seine Glocke zu ziehen und alle öffentlichen Angelegenheiten in einer allgemeinen Versammlung abzumachen. Erst vor vier Jahrhunderten, als Rußland dem Zepter eines einzelnen Suveräns unterworfen wurde, erwarben die Boyaren Autorität über das Volk. Obgleich die Czaare, im Verlauf der Zeit, den Adeligen Territorial-Besitzungen gewährten, gaben sie ihnen doch nicht irgend eine Gewalt über die Bebauer des Landes, bis etwa vor einem Jahrhundert, wo die Bauer an die Scholle gebunden wurden. Der Dvoranin oder Adlige wurde der Gebieter der Bauern, welche seine Ländereien bestellten; wiewohl nur mittels eines Kontrakts zwischen ihnen, wie der, in den gesetzlichen Urkunden vorkommende Name Krapostnoe oder Pflichtiger zeigt. Die Rechte und Privilegien, welche ihnen darin vorbehalten wurden, gelten bis auf den heutigen Tag, und in der Lage der Vasallen haben seit zwanzig Jahren wesentliche Verbesserungen Statt gefunden. Ich bin hierüber ausführlicher geworden, um meinen Lesern zu zeigen, daß in Rußland niemals Sklaverei existirt hat, nie dem Namen nach bekannt gewesen ist. Vasallenschaft ist der wahre Name für die Sache, und auch diese Benennung ist nicht alten Ursprungs. Diese Vasallenschaft nun ist nicht so knechtlicher Art, wie sie von Denjenigen beschrieben wird, welche geflissentlich

von ihren Mißbräuchen geredet haben — von vereinzelten Beispielen der Tyrannei, von brutalem Verfahren und von Unterdrückung. Zur Ehre Rußlands muß bemerkt werden, daß Sklaverei, wie diese in den Vereinigten Staaten Amerika's, in Westindien und anderwärts anzutreffen ist, nie auf russischem Boden bekannt war. Die Bauern haben ihre alten Wahl-Institutionen in der Regierung ihrer Dörfer zu allen Zeiten unversehrt beibehalten; keinen Augenblick sind sie derselben beraubt worden. Meine Leser müssen jetzt überzeugt seyn, daß ein willkürliches Sklaverei-System nie in Rußland wahrgenommen worden ist, nie Statt gefunden hat. Welche Mißbräuche auch eingetreten seyn mögen: immer entsprangen sie aus der beschränkten Unterwerfung des Volks unter die Grundherren, an welche dies Volk für die Freiheit, den Boden zu bestellen, gebunden war.

Das russische Volk theilt sich in fünf Klassen, von welchen jede die ihrem Range entsprechenden Rechte und Privilegien genießt.

Erste Klasse — die Adeligen: zusammengesetzt aus Fürsten, Grafen, Baronen und andern Leuten von Stande (gentlemen), sämmtlich dvoriannee oder Edelleute genannt, weil sie berechtigt sind, Ländereien mit den Bauern, welche denselben ankleben, zu kaufen und zu verkaufen. Die einzigen Unterscheidungen unter den Adeligen sind Rang und Titel: in jeder andern Hinsicht sind sie gleich. Alle Kinder der Edelleute führen den Titel ihrer Eltern; denn in Rußland giebt es kein Erstgeburtsgesetz. Beim Tode des Vaters gewährt das Gesetz seiner Wittwe den siebenten Theil seines unbeweglichen Eigenthums (Ländereien,

Häuser, Bauern u. s. w.) und einen vierten Theil seines persönlichen oder beweglichen Vermögens. Sind die Ansprüche der Wittwe befriedigt, so erhalten die Töchter, jede einen vierzehnten Theil. Was übrig bleibt, wird unter die Söhne gleich vertheilt *). Ein freier Mann, der nicht von adeligen Eltern geboren ist, muß im Militär-Dienst den Rang eines Lieutenants, im Zivildienst den Rang eines Majors erworben haben, ehe er zum Adel gezählt wird; ist er aber von adeligen Eltern geboren, so genießt er den Rang und die Privilegien eines Edelmanns, auch wenn er gemeiner Soldat seyn sollte. Kein Edelmann, wie hoch er auch dem Range nach stehen mag, darf seine Bauern grausam behandeln, oder ungesetzliche Arbeit und Steuern von ihnen erpressen, ohne dafür bestraft zu werden. Wegen hoher Verbrechen und Mißbetragens ist er den Gesetzen eben so verfallen, wie der Vasall. Nur von körperlicher Bestrafung ist er ausgenommen, und seine Standesgenossen (seine Pairs) sind seine Richter. Wird er von diesen degradirt, so verurtheilt der gemeinsame Gerichtshof ihn zu einer Verbannung nach Sibirien, um daselbst, gleich einem Bauer, den Boden zu bestellen, oder sein ganzes Leben hindurch in den Bergwerken zu arbeiten. Hochverrath ist in Rußland das ein-

*) Dies muß verstanden werden als eine vom Gesetz getroffene Anordnung, wenn der Vater ab intestato stirbt, und wenn nicht von einem Lehngute die Rede ist; denn das letztere kann durch testamentarische Verfügung nicht in andere Hände gebracht werden. Der Erblasser kann nur verfügen über das, was er selbst erworben, oder frei von Erbfolgegesetzen geerbt hat.

Anm. d. Verf.

zige Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, und dies kommt selten vor. In jeder Provinz wählen die Adeligen ihre eigenen Marschälle, welche, der That nach, ihre Repräsentanten sind, und bevollmächtigt werden, alles zwischen ihnen und der Regierung abzumachen. Jeder Distrikt wählt einen Marschall, und die Provinz wählt einen Ober-Marschall, welcher in der Hauptstadt residirt, um dem Guvernör und den Lokal-Autoritäten, mit welchen er freier verkehren kann, nahe zu seyn. Die Adeligen haben das Recht, zusammenzutreten und eine Versammlung zu bilden, um über wichtige Angelegenheiten zu berathschlagen. Sie wählen aus ihrer Mitte einen Präsidenten; auch haben sie das Recht, sich, mittels des Guvernörs der Provinz, mit Bittschriften an den Kaiser zu wenden. In diesen Versammlungen wählen sie ihre eigenen Richter, sowohl für die Gerichtshöfe, als für die Friedens-Gerichte. Sie haben auch das Recht, sich mit Bittschriften an den hohen Senat zu wenden, und verbinden damit die Erlaubniß, zur Beförderung nützlicher Zwecke Fonds zusammen zu bringen, ohne einer Kontrole unterworfen zu seyn. Von ihnen wird Register gehalten über die Namen sämmtlicher Adeligen der Provinz, und sie sind verpflichtet, eine gewisse Steuer zu bezahlen, um dem Postdienst zu Hülfe zu kommen und die Landstraßen in gutem Zustande zu erhalten. Sollte irgend eine dieser Versammlungen an den Senat eine ungesetzliche, d. h. den bestehenden Reichsgesetzen zuwiderlaufende Bittschrift richten, so unterliegt sie einer Geldbuße von 200 Rubeln.

Das Reich ist eingetheilt in ungefähr 50 Provinzen, von welchen jede eine Bevölkerung von 300,000 bis

1,200,000 Seelen hat. Ein Zivil-Guvernör und ein Vize-Guvernör stehen an der Spitze einer jeden Provinz; und zwei bis drei Provinzen haben General- oder Militär-Guvernöre. In jeder Provinz besteht ein Vollziehungs-Rath, zusammengesetzt aus zwei Räthen, einem Beisitzer u. s. w. von welchem der Guvernör der Präsident ist. Sie werden von dem hohen Senat ernannt, so wie ein Advokat, der in Rußland Procuror genannt wird. Der zuletzt genannte Beamte hat das Recht, sobald es ihm gefällt, alle Handlungen der Regierung, so wie der Polizei, zu untersuchen, um ungesetzlichem Verfahren entgegen zu wirken, dagegen zu protestiren und die Fortsetzung zu verhindern. Wird seine Dazwischenkunft verschmäht, so sendet er seine Protestation an den hohen Senat. Da der Procuror von den Obrigkeiten der Provinz unabhängig und nur dem Justiz-Minister und dem Senate verantwortlich ist, so bildet er einen starken Zügel gegen Partheilichkeit und unstatthaften Einfluß in Fällen, wo Bürger mit einander streiten, oder in Kriminal-Sachen, wo Macht und Reichthümer alles aufbieten, um den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Daß dergleichen Zügel in Rußland nicht immer ihre volle Wirkung hervorbringen, darf um so weniger überraschen, da es auf dem ganzen Erdball kein Land giebt, wo Reichthümer nicht einen ungebürlichen und nachtheiligen Einfluß ausüben. In England wird ein reicher Mann sein Gesuch bei der Kanzlei anbringen und einen ärmeren Gegner ermüden, oder dessen Finanzen erschöpfen und ihn nöthigen das Feld zu räumen. Werden nur die Auslagen in Betracht gezogen, so kosten Prozesse in Rußland viel weniger, als in irgend einem europäischen Lande,

Preußen allein ausgenommen, wo die Gerechtigkeit strenge berücksichtigt wird und die Sachen mit einer wahrhaft musterhaften Thätigkeit und Vigilanz entschieden werden.

Doch, um fortzufahren in meinem Thema: In jeder russischen Provinz giebt es einen Zivil- und einen Kriminal-Gerichtshof. Der Präsident und die beiden Assessoren des Kriminal-Gerichtshofes werden von den Adeligen ernannt, und die Räthe werden von dem Senate angestellt. Jede Provinz theilt sich in sieben bis zwölf Distrikte, von welchen jeder seinen Gerichtshof hat, der zusammengesetzt ist aus einem Richter und zwei bis drei Assessoren, vom Adel gewählt, und einem oder zweien, die von den Bürgern gewählt sind. Auch giebt es einen Verwaltungshof für das Eigenthum der Wittwen und Waisen adeliger Familien, dessen Präsident der Marschall des Distrikts ist, und der aus einem Distrikts-Richter und zwei Räthen besteht. Der Friedensrichter des Distrikts hat gleichmäßig seinen Hof: angestellt wird er von den Adeligen, doch seine beiden Assessoren werden von den Kron-Bauern gewählt. In jeder Stadt giebt es einen Polizei-Meister, der, von der Regierung angestellt, auch seinen kleinen Gerichtshof hat, wo die Sachen mündlich abgethan werden. Außerdem findet man eine Magistratur, bestehend aus dem Magistrate und zwei Bürgermeistern, von den Bürgern aus ihrer Mitte gewählt. Dies ist ein Gerichtshof erster Instanz, wo alle Sachen und Streitigkeiten abgemacht und geschlichtet werden, welche sich unter den Bürgern oder zwischen ihnen und den Adeligen erheben. Damit steht immer ein Waisen-Hof in Verbindung, der einen Magistrat und zwei Räthe zählt, die aus den

Mit-

Mitgliedern des oben gedachten Hofes gewählt werden. In jeder Provinz giebt es noch einen Billigkeitshof, in Rußland Gewissenshof genannt, welcher aus einem Richter und zwei Deputirten, die vom Adel gewählt sind, ferner aus zwei Deputirten, welche die Bauern gewählt haben, besteht. Die Wahlen der Präsidenten höherer Höfe und die Provinzial-Marschälle müssen von dem Kaiser bestätigt werden. Dem zufolge ist es hergebracht, daß der Adel zwei Kandidaten wählt, von welchen der Kaiser denjenigen bestätigt, dem er den Vorzug giebt. Alle Beamte müssen von dem General-Guvernör bestätigt werden, und wo es an einem solchen fehlt, verrichtet der Zivil-Guvernör dies Geschäft; beide sind jedoch nicht berechtigt, den in Vorschlag gebrachten Kandidaten zu verwerfen, es sei denn, daß er in einem schlechten Rufe stehe, in welchem Falle er durch das Gesetz für unfähig erklärt ist, in irgend einer Eigenschaft dem Staate zu dienen. Die Wahlen werden alle drei Jahre gehalten. Ist jemand mit der Entscheidung eines Gerichtshofes erster Instanz nicht zufrieden, so appellirt er an eine höhere, und so fort, bis die Sache vor den Senat kommt; von hier aus geht die Appellation, mittels eines Privat-Konseils, an Se. Kaiserliche Majestät. Die Korn-Bauern wählen in ihren Dörfern ihre eigenen Starostas aus ihrer eigenen Mitte, und diese bilden ihre Obrigkeit. Kleine Streitigkeiten u. s. w. werden immer von ihnen entschieden, und zwar mit sehr viel Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, dergestalt, daß Appellationen an höhere Tribunale selten Statt finden, es sei denn, daß verwickelte Rechtspunkte oder schwere Verbrechen im Spiele wären.

Zweite Klasse. — Sie besteht hauptsächlich aus Kaufleuten, welche abgetheilt sind nach Gilden oder Rangordnungen, je nach dem Betrage des Handels-Kapitals, welches ihre Besteuerung bestimmt. Die der ersten Gilde deklariren ein Kapital von 50,000 Rubel; die zweite Gilde 20,000 Rubel; die dritte Gilde 5000 Rubel und so herab. Die Kaufleute, Bürger und Handwerker einer jeden Stadt haben ihre Korporationen und erwählen ihre eigenen Magistrate. Sie haben auch einen Handelshof. Nicht verpflichtet, aus ihrer Mitte Rekruten zu stellen, bezahlen sie eine gewisse Summe für dieses Vorrecht an die Krone; und sie bezahlen keine Kopfsteuer, sondern so und so viel Prozent auf den Betrag der von ihnen erklärten Kapitale. Die Gesetze erlauben ihnen, Ländereien, Häuser u. s. w. zu besitzen; doch dürfen sie keine Vasallen halten. Versehen mit Pässen, dürfen sie Handel treiben im ganzen Reiche.

Dritte Klasse. — Die Bauern. Diese bestehen aus Kron-Bauern oder freien Pachtern, und aus Vasallen. Die freien Pachter oder Kron-Bauern, belaufen sich auf funfzig oder sechzigtausend: Leute, welche ihre Freiheit durch eine wechselseitige Uebereinkunft zwischen ihnen und ihren Herrn erhalten haben, und deren Rechte durch die Krone bestätigt sind. Sie besitzen Ländereien, welche ihnen entweder geschenkt oder verkauft sind, und worüber sie, als Eigenthümer, nach ihrem Belieben verfügen können. Ein Kron-Bauer bezahlt keine Grundsteuer, sondern nur eine Kopfsteuer, und ist keiner andern Autorität unterworfen, als der öffentlichen derjenigen Provinz, in welcher er lebt und wirkt. Vasallen bestellen die Ländereien, welche

ihren Herrn gehören, sind an die Scholle gebunden und können von derselben nicht gesondert werden. Alle Arten von Bauern sind verpflichtet Rekruten zu stellen; die freien Pächter thun dies abwechselnd, und die Vasallen auf die Ernennung ihrer Starostas, mit Einwilligung ihrer Grundherrn. Das Gesetz verpflichtet jeden Eigenthümer von Vasallen, diese mit einer hinreichenden Quantität Land für ihren eigenen Gebrauch zu versehen; drei Tage arbeiten sie für den Herrn und drei Tage für sich selbst. Andere sind, ihrem eigenen Wunsche gemäß, auf den sogenannten Obrok (eine Geldsteuer) gesetzt, d. h. sie zahlen dem Grundherrn jährlich so oder so viel, anstatt für ihn zu arbeiten. Die, welche irgend ein Gewerbe gelernt haben, bezahlen einen höheren Obrok, als der bloße Landbauer, und erhalten dafür einen Paß, nach welchem sie sich niederlassen können, wo es ihnen gefällt. Die Bauern, welche Gewerbleute werden, bezahlen auch einen weit höheren Obrok; bisweilen bildet der Grundherr aus ihnen eine Gilde und sie erwerben ein beträchtliches Vermögen durch den Handel. Manche Grundherrn erlauben ihren Vasallen, den Obrok zu zahlen; und wenn sie dann einen Theil der Ländereien für ihn bestellen, so bezahlt er ihnen diese Arbeit, es sei denn, daß ein besonderes Uebereinkommen für das Gegentheil getroffen wäre, nämlich in Folge des geringen Betrages des Obrok. Der Obrok erhebt sich, durch ganz Rußland hin, durchschnittlich nicht über 12 bis 15 Rubel jährlich, und selbst auf den besten Ländern übersteigt er nicht die Summe von 25 Rubeln mit Einschluß der Regierungssteuern und anderer Ausgaben. Die, welche einen höheren Obrok bezahlen, müssen entweder Mechaniker oder

Handwerker oder Kaufleute seyn, kurz, Leute, die mehr Gelegenheit haben, Geld zu erwerben, als der Besteller des Grundes und Bodens. Ein Bauer, der zwanzig Jahr als Soldat gedient hat, wird ein freier Mann, und ist von jeder Art der Besteuerung ausgenommen. Hat er sich, während seiner Dienstzeit, durch Bravheit und Redlichkeit ausgezeichnet, so zieht er sich mit Sergeanten-Rang zurück. Zieht er es vor, den Dienst als Sergeant um zwölf Jahre zu verlängern, so wird er Offizier und Edelmann; er kann jedoch seine Adelsrechte nicht auf seine Kinder vererben, es sei denn, daß diese zu einer Zeit geboren sind, wo er bereits in den Adelsstand erhoben war.

Vierte Klasse. — Sie umfaßt alle ehrsamen Bürger. Diese sind Künstler, Lehrer, Manufakturisten und allerlei mittelständige Leute, welche Fähigkeiten besitzen, wodurch sie sich über den großen Haufen erheben und durch ihre Talente ihren Fleiß und ihre Industrie einen höheren Rang gewinnen können. Sie sind ausgenommen von körperlichen Züchtigungen; und können ihre Rechte auf ihre Nachkommenschaft vererben. Im Fall, daß sie sich Verbrechen oder schlechtes Betragen zu Schulden kommen lassen, müssen auch sie von Ihresgleichen gerichtet werden.

Fünfte Klasse. — Die Geistlichkeit. Die Geistlichen sind oft von Adel; die Regel ist jedoch, daß die Söhne der Geistlichen die Profession ihrer Väter wählen; die Ausnahme von dieser Regel bilden meistens Beflissene der Heilkunde. In Rußland giebt es keine Zehnten — diese unleidlichste und unpopulärste aller Steuern! Die Geistlichkeit leitet ihr Haupteinkommen von den freiwilligen

Geschenken der Pfarrkinder her *). Jeder Priester, der in einer Dorfkirche fungirt, erhält so viel Land, als gemeinlich zwei Bauern zugestanden wird, sogar noch mehr, wenn er es fordern sollte, und die Bauern leisten ihm Beistand bei Bestellung desselben. Durch ganz Rußland hin gewähren die meisten Grundeigenthümer den Priestern, welche in ihren Dörfern angestellt sind, ein geringes Salarium. Ganz zuverlässig ist die Geistlichkeit nicht übermäßig ausgestattet; allein sie ist deßhalb nicht weniger mit allen Nothwendigkeiten des Lebens versehen, sogar mit Annehmlichkeiten. Diese Abhängigkeit von den Pfarrkindern bringt die Wirkung hervor, daß die Priester ihre Pflichten desto besser erfüllen; und gegenwärtig hat der Charakter eines russischen Priesters eine Ehrwürdigkeit und Heiligkeit angenommen, welche man in andern Ländern vergeblich aufsuchen würde. Die Russen, welche aus Gefühl und Prinzip religiös sind, unterstützen diese Stimmung dadurch, daß sie denjenigen, deren Aufführung durch eine strenge Beobachtung des Sittengesetzes und durch Aufmerksamkeit auf die heiligen Pflichten ihres Amtes ausgezeichnet ist, die aufrichtigste Achtung beweisen. Diejenige Geistlichkeit, welche in den entlegensten Theilen Sibiriens fungirt, erhält von der Regierung Besoldung und Mehllieferungen. Genauer drückt man sich darüber aus, wenn man sagt: aus des Kaisers Privat-Schatz. Da nämlich Se. Kais.

*) Die meisten Kirchen sind auf Schenkungen und Unterzeichnungen gebaut, und folglich mit mehr oder minder reichen Fonds ausgestattet, und auch von diesem Kapital bezieht die Geistlichkeit nur schwache Gehalte. Anm. d. Verf.

Maj. vernommen hatte, daß die Geistlichkeit von Kamtschatka ungemein bedürftig und sogar unfähig sei, sich Brot zu kaufen, so befahl sie sogleich, daß jene mit Mehl versehn und ihr Gehalt vermehrt werden sollte: einer von den stärksten Beweisen der Sorgfalt des Kaisers; denn in einigen jener entfernten Plätze ist die Zahl der Russen so gering, daß für eine minder beschützende Regierung hierin ein Vorwand liegen würde, ihnen ein Kirchenthum zu versagen. Doch, zur Ehre und zum ewigen Ruhm des Kaisers sei es gesagt, daß im ganzen Umfange seines Reichs, auch da, wo nur eine Handvoll Christen anzutreffen ist, eine Kirche, ein Geistlicher und, mit diesem, aller Trost der Religion gefunden wird. In diesem Punkt hat Se. Kais. Maj. die Worte des Evangeliums streng erfüllt, und für sich im Himmel die Schätze angehäuft, „welche kein Dieb entwenden kann und welche nicht von Motten und Rost gefressen werden."

Da dies nur ein flüchtiger Abriß von Rußland ist, so muß ich mir das Vergnügen versagen, meinen Lesern viele höchst wichtige Einzelnheiten mitzutheilen, welche mein Werk weit über die Gränzen, die ich mir gestellt habe, hinausführen würden. Dabei schmeichle ich mir, daß sie schon jetzt Thatsachen genug kennen gelernt haben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die russische Nation Rechte, Privilegien und Immunitäten besitzet, welche unverträglich sind mit den Prinzipen des Despotismus. Wenn man gesagt hat, der Kaiser von Rußland sei der mächtigste Suverän Europa's, so möchte ich dies nicht in Abrede stellen, theils weil es wahr ist, theils weil die Nothwendigkeit es mit sich bringt, daß er gerade das ist, was er seyn muß:

der Monarch und der Vater seines Volks. Zusammengesetzt aus verschiedenen Nationen, von welchen einige erobert sind, ohne daß man sie genöthigt hat, ihrer Religion und ihren Gesetzen zu entsagen, erfordert das unermeßliche Reich, an dessen Spitze er steht, eben so sehr einen festen Arm, als den milden und wohlwollenden Einfluß väterlicher Gesinnung; und beides haben die Bewohner Rußlands erfahren, ohne jemals die Unterdrückung kennen zu lernen, welche den Despotismus begleitet. Die Schonung, das Wohlwollen, die Großmuth, die Duldsamkeit und die Seelengröße, welche Rußlands Monarchen ausgezeichnet haben, sind der Bewunderung eben so würdig, als die Eroberungen ihrer unüberwindlichen Heere. Die Knie beugend vor dem König der Könige, haben sie wie dessen Stellvertreter gehandelt, und mit freigebiger Hand und mehr als menschlicher Güte Gottes Gnade über ihre Feinde ausgeschüttet. Auf diese Weise haben sie Rußland selbst die Achtung seiner Feinde erworben; und wir sind wahrhaft erstaunt darüber, daß ihre Politik nicht besser begriffen wird von denen, welche alle festen, heilsamen, religiösen und sittlichen Einrichtungen lieben sollten in Zeiten der Verwirrung und Ungebür, wo es der Schutzwehren bedarf gegen die revolutionären und gottlosen Entwürfe phantastischer Zöglinge der Demokratie. Mißbräuche giebt es, mehr oder weniger, in jedem Lande der Erde, wie frei dasselbe auch seyn, und für wie liberal — um die Sprache der Propaganda zu reden — seine Institutionen auch gelten mögen. Würde es indeß gerecht seyn, den Kaiser von Rußland, den König von England und den Präsidenten der Vereinigten Staaten Amerika's zu tadeln

wegen Mißthaten, die gelegentlich unter ihren Regierungen vollzogen werden können? Alle drei walten über ausgedehnte Reiche: ihre General-Guvernöre und Guvernöre befinden sich zum Theil in sehr großen Entfernungen von der Hauptstadt. Wären diese in ihren Vollmachten beengt, und genöthigt die Entscheidungen des Suveräns und seiner Minister für jeden Fall zu erwarten, so würden die Triebräder der Regierung nicht selten stille stehen. Es ist daher unumgänglich nothwendig, sie mit voller Gewalt und Autorität zu bekleiden, um den Umständen gemäß zu handeln. Daß Menschen mißbrauchen, was sie zu gebrauchen berechtigt sind, ist nicht auffallend für die, welche die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und den Egoismus kleiner Seelen in der Fülle der Gewalt kennen gelernt haben. Dies ist jedoch nichts weiter, als eine Krankheit der Oberfläche, vergleichbar den Ausschlägen und Pusteln, welche auf der Haut der gesundesten Konstitutionen zum Vorschein kommen, ohne deren Kraft zu vermindern; sie schaden weder dem Charakter der Nation, noch den guten Wirkungen eines väterlichen Regierungs-Systems.

Vertraut mit dem, was in Rußland hergebracht ist, wagen wir die Behauptung aufzustellen, daß die Russen, ohne irgend eine Ausnahme, das bestgenährte, das bestgekleidete, das zufriedenste und das innerlich glücklichste Volk der Erde sind. Sie sind von Natur milde und großmüthig, besitzen einen reichen Vorrath von Gutmüthigkeit, verbunden mit Scharfblick und Verstand, und sind gastfreundlich und mitleidig bis zur Fehlerhaftigkeit. In irgend einer von den größeren und kleineren Städten oder bevölkerten Abtheilungen Rußlands Hungers sterben, ist eine

unerhörte Sache; und die Bettler, deren es im Verhältniß zur Bevölkerung wenige giebt, werden in der Regel als Müssiggänger und Trunkenbolde, oder auch als Solche befunden werden, welche durch Krankheit und Körperschwäche zur Arbeit unfähig sind. Wer gesund und kräftig ist, und sich im Mindesten zum Fleiße aufgelegt fühlt, kann nicht Mangel leiden in einem Lande, wo alle Nothwendigkeiten des Lebens so wohlfeil und überfließend sind; noch mehr, er muß, ohne große Anstrengung, Eigenthum erwerben. Es ist unmöglich, den Genius und den Charakter der Russen unpartheilich zu erforschen, ohne mit Verachtung die Verläumder derselben zu verlachen. Wahrlich, die Blicke derer, die uns glauben machen möchten, es könne in Rußland nichts Großes und Gutes geben, und die Macht desselben sei ohne Fundament und Festigkeit, sind wesentlich geschwächt durch Vorurtheil.

Die Ursache so verkehrter Urtheile kann keine andere seyn, als daß die Urheber derselben unbekannt sind mit den unerschöpflichen Hülfsquellen dieses fruchtbaren, reichen und unermeßlichen Reichs, und noch unbekannter mit der Sprache seiner sanften, dabei aber tapferen Bewohner, deren edle Herzen für ihre Religion, ihren Suverän und ihr Vaterland schlagen. Leser! möge ihre Bosheit nicht Dein besseres Urtheil umwölken — Dich nicht verführen, zu glauben, eine Pflanze sei krank, welche in voller Kraft aus dem Reichthum des natürlichen Bodens emporsteigt. Das Wachsthum Rußlands ist nicht frühzeitig gewesen, wie seine Feinde behaupten; nicht aufgeschossen aus einem Mistbeete lasterhafter und unnatürlicher Hitze, und hingetrieben zur Ueberfülle. Sein alter Ursprung ist, wie ich bereits

gezeigt habe, rein und edel, sein Fortschritt ist allmählig und natürlich gewesen; nur blieb er unbemerkt von den europäischen Nachbarn, bis Rußland, angeregt durch seine Feinde, gleich dem jungen Löwen, auf einmal seine unbesiegliche Stärke und Kühnheit zeigte. Eng, in Wahrheit, müssen die Vorstellungen derer seyn, welche nicht wahrnehmen, daß der allmächtigste Schöpfer des Universums das ganze menschliche Geschlecht zu einem Gegenstand seiner Fürsorge gemacht hat. Nicht auf einen besonderen Raum hat er Genie, Talente und Muth beschränkt, sondern mit freigebiger Hand seine Segnungen über jeden Boden verbreitet. Alle Nationen haben ihre Laster, ihre Fehler und ihre Tugenden; aber, so wie ich glaube, daß die letzten vorwiegen, so hege ich meine Zweifel gegen diejenigen Lobredner, welche die Vollkommenheiten ihrer eigenen Nation zum Maßstab erheben, und die guten Eigenschaften anderer herabwürdigen, bloß weil sie sich nicht darstellen in denselben Gebräuchen, Gewohnheiten und Sitten, in welchen man sich eingelebt hat. Einige Reisende haben sich eingebildet, die Russen müßten elende verworfene Sklaven seyn, weil sie Vasallen sind, nicht sämmtlich Kleider von Tuch tragen, nicht Ragouts, Fricassees und Omelettes soufflees, Roast-Beef und Plum-Puddings essen, und nie in Ausdrücken des Vorwurfs oder Tadels von ihrer Regierung sprechen. Hätten sie sich die Mühe gegeben, Nachfrage zu halten, so würden sie die Entdeckung gemacht haben, daß ein Tulup oder Pelz mehr kostet, als ein grober Tuchrock, und vorzugsweise von dem Bauer getragen wird, um ihn gegen die Unfreundlichkeit des Klima's zu beschützen. Sie geben nichts auf frühe Gewohnheiten,

auf die Macht der Erziehung, der Religion, des Klima's u. s. w.; sondern, ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen, folglich gänzlich unbekannt mit der Gefühls- und Denkungsweise eines Volks, schließen sie, daß Elend und ein Anzug von Schaafsfell unvermeidlich beisammen seyn müssen. Wir sind indeß nicht berechtigt, einen russischen Bauer anzuklagen, weil er schwarzes Brot ißt, wenn er es vorzieht, oder weil er einen Schaafpelz trägt, wenn er ihn behaglicher und wärmer findet, als den Tuchrock. Möchten sich jene vornehmen Reisenden doch die Mühe geben, die Eigenschaften des Bauern, der ihnen so unpassend gekleidet scheint, zu erforschen. Sie würden finden, daß er höflich, gutmüthig, gütig, gastfreundlich und voll Mitgefühls ist. Von den Chinesen sagt man, daß sie von allen Nationen der Erde die zeremoniös-geschliffenste sind. Die Russen könnten für das Volk gelten, das die meiste natürliche und echte Artigkeit hat, ohne Heuchelei und Affektation. Die gemeinen Klassen beweisen dies in jedem Augenblick. Sind Mitglieder derselben mit einander bekannt, so ziehen sie im Vorübergehen den Hut; und sollte es zu einem Gespräch kommen, so werden Erkundigungen eingezogen, wie sie in andern Ländern nur unter den höheren Klassen hergebracht sind; und obgleich sie von Geschäft mit einander zu reden haben, so muß dies schon sehr dringend seyn, wenn sie darauf eingehen, ehe die Fragen nach Gesundheit und Freunden, so wie alle Formen der Höflichkeit, erledigt sind. Da ich Rußland länger als 20 Jahre kennen gelernt — da ich an den schwelgerischen Tafeln der Adeligen geschmauset, und mit ihren Vasallen Tshee (Kohlsuppe), schwarzes Brot und saure Milch ge-

gessen, und die letztern sehr oft ihre Gefühle und Gedanken ohne Rückhalt äußernd vernommen habe: so wird man mir wohl zugestehen, daß ich Gelegenheit gehabt habe, einige Kenntniß von der Moralität und den Anlagen einer Nation zu haben, deren Studium mir große Mühe verursacht hat. Dabei besitze ich noch die Vorzüge, die Sprache zu verstehen und geläufig zu reden. Ich fühle also aufs Deutlichste, daß meine Erfahrung mich in den Stand setzt, mit erträglicher Korrektheit zu urtheilen, während meine Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit mich begeistert, unpartheiisch von ihnen zu reden.

Ich glaube also fest, ihr Patriotismus und ihr gesunder Sinn werde sie stets verhindern, wegen Mißbräuche zu hadern, welche dann und wann eintreten können; sie werden sich also nicht verführen lassen, ihre bleibende Genüsse, Ruhe und Zufriedenheit, hinzugeben für theoretische Unabhängigkeit und deren turbulente Begleitung, die, wie sie wissen, sie nur mißvergnügt und unglücklich machen würde. Wenn wir das sehr ausgedehnte Reich, an dessen Spitze der Russische Kaiser steht, in Betrachtung ziehen mit seinen verschiedenen Religionen, Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten, so wie mit seinen sich nicht selten kreuzenden Interessen, welche die Regierung nicht bloß zu beschützen, sondern auch zu vereinbaren hat: so müssen wir auf der Stelle bekennen, daß ein starkes, gut disziplinirtes Heer, und eine feste Vollziehung eben so nothwendig sind, dieselben zu beschützen, als eine väterliche Verwaltung es ist, sie im Gleichgewicht zu erhalten und zu einigen. Kann ein Suverän von Geist und Herz gleichgültig seyn gegen funfzig Millionen Unterthanen, welche, dem

größten Theile nach, Menschen sind, wie ich sie so eben beschrieben habe? Er würde im höchsten Grade aus der Bahn weichen, wenn er sich dazu hergeben könnte, auch nur einen Augenblick zu lauschen auf die spekulativen Meinungen der Theoretiker, welche konstitutionelle Freiheit empfehlen, während sein Volk schon im Besitze solcher Rechte und Privilegien ist, die zu seinem politischen und moralischen Daseyn passen, und mit denen es vollkommen zufrieden ist. Mit friedlichen, guten, fleißigen, braven und getreuen Unterthanen hat er es zu thun — mit Unterthanen, welche milde und freundlich gegen ihre Freunde, fürchterlich dagegen ihren Feinden sind. Und er sollte sich verlocken lassen durch die Sophismen der Demokratie — durch die hinterlistige Beredsamkeit der Propaganda? — Nein, es ist seine Pflicht, nicht bloß dergleichen chimärische Entwürfe zurückzuweisen, sondern sich auch mit seiner ganzen Gewalt den unzusammenhangenden, frechen und wesenlosen Theorien der Propaganda zu widersetzen; denn in der Geschichte des menschlichen Geschlechts hat die Demokratie nie etwas Dauerhaftes und Wohlthätiges hervorgebracht. Amerika macht keine Ausnahme; denn es ist nicht eine demokratische Republik, wie ich leicht beweisen könnte, wenn ich nicht zum Ziele eilte. ...

Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück, um dem Leser zu zeigen, wie ein armer Mann in Rußland lebt; mag alsdann die Propaganda ihren Proviant-Zettel vorzeigen.

Er kann allenthalben Arbeit finden, zu anderthalb bis zu zwei Rubeln des Tages; und wir wollen ihn auf den niedrigsten Fuß setzen. In einer Kharchevná, oder in den

Buden am Marktplatze, kann er frühstücken, zu Mittag und zu Abend essen für 20 Kopeken die Mahlzeit, wo er mit schwarzem Brot, Kraut-Suppe mit Rindfleisch und Kascha (Grütze) bewirthet wird; will er aber zu Mittag mit Leber, Kaldaunen oder Herz verlieb nehmen, und sein Brot einstecken, so kann er noch wohlfeiler essen. Wir wollen annehmen, er habe in einem Speisehause gegessen und ein Glas Kornbranntwein oder eine Flasche Bier getrunken, und Abends eine Schale Izbitin (Thee aus Kräutern und Blättern des Landes) zu sich genommen: so wird das Ganze ihm nicht mehr als sechzig Kopeken kosten, so daß er neunzig Kopeken übrig hat. Neunzig Kopeken des Tages machen für vier und zwanzig Arbeitstage, ein und zwanzig Rubel und sechszig Kopeken Gewinn im Monat. Hiervon für Wäsche und Wohnung monatlich drei Rubel abgezogen — doch wir wollen lieber fünf annehmen — bleiben monatlich sechzehn Rubel und sechzig Kopeken übrig, welche, auf zwölf Monat, die Summe von ein hundert und neun und neunzig Rubel und zwanzig Kopeken geben. Hiervon muß der Obrok bezahlt werden, sage fünf und zwanzig Rubel. Er hat also am Schlusse des Jahres ein hundert und vier und siebzig Rubel, zwanzig Kopeken. Für siebzig Rubel kann er sich des Jahres sehr gut kleiden; es bleibt ihm also ein reiner Gewinn von einhundert und vier Rubel und zwanzig Kopeken des Jahres, die er sammeln oder ausgeben kann, wie es ihm beliebt. Diese Berechnung ist angelegt nach dem niedrigsten Satze des Arbeitslohnes und dem höchsten Preis der Nahrung und Bekleidung. In gewissen Speise-Oertern kann er für zwölf Kopeken Kartoffeln, Eier, kaltes Fleisch u. s. w. er-

halten. Schwarzes Brot kostet gemeiniglich das Pfund drei Kopeken, und übersteigt nie fünf Kopeken. Ein Russe zieht beim Mittagsessen das Roggenbrot vor, weil es besser vorhält. Will er einen Leckerbissen, so kann er für drei bis vier Kopeken eine kleine Pastete mit Fisch oder Fleisch erhalten. Dies ist die Lebensweise eines gemeinen Arbeiters in der Stadt. Wirft man aber einen Blick in seine Hütte oder Isba, im Schoße seiner Familie, so sind seine häuslichen Bequemlichkeiten gar nicht zu verachten. Er hat sein eigenes Rindfleisch, Butter, Eier, Milch u. s. w. Die Bekleidung seiner Familie wird zu Hause bereitet aus eigener Wolle oder Flachs, wenn der Winter den Boden mit Schnee bedeckt, und die ländlichen Beschäftigungen ruhen. Er hat keine Leckereien; allein es fehlt ihm nicht an dem, was gesund, gut und nahrhaft ist. Fühlt er sich dazu aufgelegt, so bereitet er Bier oder Meth; denn Hopfen und Honig sind durch ganz Rußland in Fülle. Sein Garten ist bepflanzt mit Kartoffeln, Turnips, Karotten, Zwiebeln und Kohlgewächsen. Von den letztern legt er für den Winter einen großen Vorrath zurück, der, nach holländischer Weise behandelt, eine gesunde Nahrung gewährt.

Von seiner Kindheit an wird er in der Gottesfurcht erzogen, mit Gefühlen der Achtung und Liebe für die heiligen Bande der zivilisirten Gesellschaft, des Gehorsams gegen den Suverän und die Gesetze des Landes. Er wird auf diese Weise fleißig, sparsam, sittlich und mildthätig, und ist besonders eingedenk seiner Pflichten gegen seine Eltern. Dem gemeinen Russen wird zum Vorwurf gemacht, daß er aus Gewohnheit und Unwissenheit abergläubisch sei,

und das Bild seines Heiligen anbete, als ob es Gott wäre. Ich kann meinen Lesern die Versicherung geben, daß er religiös aus Prinzip und Gefühl ist. Er ist nicht bigot. Er duldet alle Religionen, und die geringe Mühe, die er sich giebt, andere Sekten auf seine Seite zu ziehen, ist der stärkste Beweis für meine Behauptung. In dieser, so wie in so mancher andern Beziehung ist er gröblich verleumdet worden; man hat ihn, wo nicht als einen Heiden, doch als Götzendiener dargestellt, bloß weil man sich, bei der Unbekanntschaft mit seiner Sprache, keinen angemessenen Begriff von seinen religiösen Prinzipen und von der Art und Weise dieselben in Anwendung zu bringen, machen konnte. Nie habe ich einen Russen kennen gelernt, der nicht wußte, daß, wenn er seine Gebete vor dem Bildniß eines Heiligen sprach, er zu Gott betete, und zu dem Heiligen bloß als Vermittler. Da ich mir besondere Mühe gegeben habe, über diese Thatsache ins Reine zu kommen, so füge ich hier einen Auszug aus dem gemeinen Gebetbuche bei, aus welchem die Kinder aller Klassen ihre Gebete lernen. Die, welche nicht lesen und schreiben können, vernehmen diese Gebete aus dem Munde ihrer Eltern, oder auch der Priester, von dem Augenblicke an, wo sie lallen können, und wissen sie daher auswendig. Eine von den Hauptsachen ist die Empfehlung der den Heiligen gebürenden Achtung. „Die Heiligen müssen verehrt werden, nicht wie wir Gott verehren, wohl aber als die Diener Gottes, welche unsere Gebete vor ihn bringen und uns Gnade bei ihm verschaffen; deßhalb nun müssen wir sie um ihren Beistand bitten." Da dies in jedem gemeinen Gebetbuche zu finden ist, und von den Priestern,

denen

denen gesagt wird, welche die Pflichten ihrer Religion verkennen: so liegt am Tage, daß es selbst für den ungebildetsten Russen unmöglich ist, zu glauben, daß das gemeinlich in dem östlichen Winkel seines Wohnzimmers aufgehängte Bild des Heiligen sein Gott sei.

Mit einem Wort: es würde ganze Bände erfordern, wenn man alle Narrheiten und Abgeschmacktheiten, welche in Beziehung auf Rußland verbreitet sind, widerlegen wollte; entstanden sind sie aus Unkenntniß, doch hat das boshafte Verlangen, Lobenswürdiges zu entwerthen, ganz unstreitig einen wesentlichen Antheil an der Verbreitung gehabt. Ich kam einmal auf den Gedanken, den ganzen russischen Kirchendienst zu übertragen, da viele Gebete fast Wort für Wort mit denen der englischen Kirche übereinstimmen; doch als ich die mir vorliegende Masse überschaute, fand ich, daß dies eine herkulische Arbeit seyn würde. Sie haben Gebete, nicht bloß für jeden Tag im Jahre, sondern auch für alle Fasttage, deren jährlich fünf sind, und für alle Sonntage besonders. Dies macht die Kirchenbücher ungemein voluminös. Daß die Russen aus Prinzip und Gefühl religiös sind, davon bin ich innigst überzeugt, so wie auch davon, daß sie aus denselben reinen Beweggründen Gastfreundschaft, christliche Liebe und Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht üben. Im Allgemeinen wird man finden, daß sie ein mildherziges, gutmüthiges, edelgesinntes und wohlgelauntes Volk sind, in welchem weniger Verbrechen begangen werden, als in jedem anderen Volke gleicher Stärke auf der ganzen Erdoberfläche *).

*) Während der Regierung des Kaisers Alexander, d. h. fünf und zwanzig Jahre lang, ist keine Todesstrafe vollzogen worden.

Ich schreibe dies ihrer guten Moral und ihrer religiösen Erziehung, besonders aber der Eigenthümlichkeit des russischen Strafgesetzbuches zu, welches fast gar nicht mit dem Tode, sondern nur mit dem bestraft, was für die Einbildungskraft weit furchtbarer ist; nämlich lange Pönitenz, Verbannung, oder harte Arbeit in den Bergwerken auf Lebenszeit. Ein Russe ist an den Fleck, wo er seine Entstehung erhalten hat, so innig geknüpft, daß Verbannung ihm als die härteste aller Bestrafungen erscheint.

In dieser flüchtigen und unvollkommenen Skizze muß ich mich darauf beschränken, die Irrthümer gewisser Schriften ins Licht zu stellen; und was die Rechte, Privilegien und Immunitäten der fünf Klassen, aus denen die russische Bevölkerung zusammengesetzt ist, anlangt, so glaube ich ausführlich genug gewesen zu seyn. Die Sitten und Gewohnheiten der höheren Klassen von St. Petersburg und Moskau, welche so oft das Thema der Reisenden gewesen sind, zu beschreiben, würde überflüssig seyn, und dürfte jene Herrn verletzen, ohne den Zweck dieser Flugschrift zu fördern. Die volle Wahrheit zu gestehen, ich glaube, daß keiner von den Reisenden, welche über Rußland geschrieben haben — einen gewissen muthwilligen und gelehrten Doktor ausgenommen, der vor einigen Jahren schrieb — je die Absicht hatte, das Land und dessen Bewohner zu verfälschen. Allein sie waren, unglücklicherweise ganz unbekannt mit der Sprache; und dies hat Veranlassung zu vielen groben Irrthümern gegeben, und sie zu höchst unvollkommenen Richtern über das, was unter ihren Augen vorging, gemacht. Ich möchte also diejenigen, welche mit Offenheit und Herzenseinfalt zur Belustigung

des Publikums geschrieben haben, nicht der Bosheit und Partheilichkeit bezüchtigen.

Doch Wahrheit und Ueberzeugung bestimmen mich, in einem ganz andern Lichte diejenigen zu betrachten, welche, als entschiedene Gegner Rußlands, in der Erbitterung ihrer Aufklärungs-Prinzipe es versucht haben, den schönen Ruf, die Ehre, den Ruhm und die Würde des gegenwärtigen, wahrlich vortrefflichen Kaisers zu beflecken. Nicht als fühlte ich den Beruf, etwas zu vertheidigen, was für so niedrige und unedle Angriffe unerreichbar ist, sondern weil die Gerechtigkeit es erheischt.

Aufgefaßt in seinem Privat-Charakter ist Kaiser Nikolaus der Erste ein vortrefflicher Gatte, ein liebender Vater, ein wohlgesinnter Mann und ein aufrichtiger Freund In allem, was diese, für Religion und Tugend so heiligen Pflichten angeht, ist sein Betragen nicht bloß untadelich, sondern selbst exemplarisch. Nicht die Pracht seines Hofes, nicht das Gepränge seiner Hofleute, nicht der Glanz seiner Unterhaltungen sind das, was die Glückseligkeit seines Palastes bildet. Nein! dies sind die Seifenblasen für die Welt im Großen. Seine Genüsse sind soliderer Art; denn es sind nur solche, wie jeder gefühlvolle, sittliche, gute und gerechte Mann sie um sich her vereinigt. Ein Mann, dessen Prinzipe so rein und edel sind, dessen Affektionen so häuslich und väterlich sind, dessen Betragen nie von dem leisesten Anstrich der Irreligion und Unsittlichkeit befleckt wurde, kann wahrlich nicht ein böser Monarch seyn. Will jemand, nachdem er diese Wahrheiten gelesen hat, sich einen Augenblick einbilden, daß der Kaiser von Rußland mit seinem lebendigen Gefühl für die

zarten Freuden gesetzmäßiger Liebe, mit seiner Väterlichkeit, mit seiner Menschlichkeit, werde gleichgültig werden für das Schicksal von funfzig Millionen Unterthanen, welche, brav und gut und treu, auf ihn hinblicken, nicht bloß als auf ihren Suverän, sondern auch als auf ihren Vater? Darf man annehmen, daß ein Mann, ausgestattet mit allen den Eigenschaften, die ich aufgezählt habe, verführt werden könne, als Kaiser alle die Gefühle und Gesinnungen abzulegen, welche mit seinem Daseyn als Mensch so innig verschmolzen sind? Wahrlich, niemand wird leichtgläubig genug seyn, zu glauben, daß ein solcher Mann, ein solcher Suverän, im Besitz höherer Talente, gesunder Beurtheilung und einer Masse nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen, je dahin gelangen könne, so zu denken und so zu handeln, daß eine Uebereinstimmung sichtbar wird mit denen, die keinen anderen Wunsch hegen, als daß er des Landes vergesse, das ihm Entstehung gab — der theuersten Interessen seiner treuen und geliebten Unterthanen vergesse.

Die Anarchisten des Süden sendeten ihre Brandstifter, ausgerüstet mit den Brennstoffen des Jakobinismus, unter die unbeständigen und leichtgläubigen Polen; und es gelang ihnen, die Flamme der Rebellion anzufachen. Die Polen entsagten ihrem Treueide, und ergriffen die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Suverän. Jetzt verließen die Verführer das insurgirte Land, um nicht unter dem Druck ihrer eigenen Thorheit und Unvorsichtigkeit zu versinken. Am Schlusse des Streits forderten die Schüler der französischen Schule, welche weder an die Güte Gottes noch an die Güte eines Monarchen glauben, von ihren früheren Freunden und Rathgebern ein Asyl. Doch ach! sie

kamen als Bettler — nicht einen Sou in der Tasche — arm, elend, entblößt, verlassen; sie kamen als Wanderer, welche ihren Heerd preisgegeben hatten, um die belebende Wärme demokratischer Gastfreundschaft zu suchen und sich im Sonnenschein der Freiheit zu baden. Wie wurden sie aufgenommen? Gleich den zerstreuten Ueberbleibseln eines geschlagenen Heeres. Endlich faßten ihre theuren Freunde, belästigt durch den unerwarteten Besuch, den glücklichen Gedanken, die beschwerlichen Gäste so schnell als möglich nach Algier einzuschiffen, während die Gazette der großen Nation, dieser Beschützerin unschuldiger und unterdrückter Rebellen, sie für die unruhigsten und anmaßendsten Sterblichen erklärte. Alles hatte Nikolaus gethan, das Schicksal der Verführten anders zu wenden. Nur ihre Halsstarrigkeit hatte über seine Menschlichkeit gesiegt.

# Nachrichten
über
# das japanische Kaiserreich,
gezogen
aus japanischen Büchern und anderen Quellen
von
Julius v. Klaproth.

---

## Vorwort.

Das japanische Reich ist, wie bekannt, allen europäischen Völkern verschlossen, nur nicht den Holländern. Doch werden auch diese daselbst als Gefangene behandelt und auf die kleine Insel Desima beschränkt, wo sie nur japanische Dolmetscher sehen: Leute, die eben nicht geneigt sind, ihnen, im Allgemeinen, richtige Begriffe von den Eigenthümlichkeiten ihres Landes zu geben. Zwei, der holländischen Residenz zu Desima angehörige Aerzte, der Deutsche Kämpfer und der Schwede Thunberg, sind die einzigen Schriftsteller, welche uns über Japan mit Werken beschenkt haben, die man als authentisch betrachten kann; und dabei muß man bekennen, daß das Werk des erstern in mehr als einer Hinsicht den Vorzug vor dem des letztern verdient, weil Kämpfer aus Original-Quellen schöpfte.

Europa's Gelehrte schmeicheln sich nicht ohne Grund mit der Erwartung, nach kurzer Zeit köstliche Nachrichten über Japan zu erhalten; verdanken werden sie dieselben dem Herrn Doktor von Siebold, welcher sich lange in diesem Lande aufgehalten hat, und mit seinen reichen Sammlungen glücklich allen Gefahren entronnen ist, von welchen er bedroht war.

Bis dahin dürfte es, meine ich, dem Publikum einiges Vergnügen machen, eine Beschreibung von Japan zu lesen, welche aus Büchern, die in der Sprache dieses Landes geschrieben sind, gezogen ist: aus Büchern, welche nothwendig positive Thatsachen enthalten müssen, weil sie aus Quellen geschöpft sind, deren Aechtheit sich nicht in Zweifel ziehen läßt.

---

Japan, zwischen dem 29. und 41. Grade nördlicher Breite und dem 127. und 141. Grade östlicher Länge von Paris gelegen, ist ein Archipel, dessen Hauptinseln die Inseln Niphon, Kiusiu und Sikokf sind. Zwischen dem grossen Ozean und dem japanischen Meere gelegen, ist der Archipel, im Westen von Corea, durch die Meerenge Tsusima, und im Norden der Insel Yeso durch die Meerenge von Tsu-gar, von den europäischen Seefahrern Sangar genannt, geschieden.

Der Name Japan wird im Lande Niphon gesprochen. Er ist chinesischen Ursprungs, und abgeleitet von dem Worte Jy-pon, Geburt der Sonne. Der berühmte Venetianer Marco Polo nennt diese Gegend Zipangu,

nicht Zipangri, wie man in den meisten Ausgaben lieset; und dies ist das chinesische Wort Jy pan kue (Königreich des Ursprungs der Sonne). Eine von den ältesten Benennungen des Landes ist Ono oder Yamato, im chinesischen Ho; sie ist viel älter, als die von Japan. Der Gründer der japanischen Monarchie nannte, den Ueberlieferungen der Eingebornen zufolge, die große Insel Niphon Akitsu-sima (Spinnejungfern-Insel) wegen ihrer vorausgesetzten Aehnlichkeit mit diesem Insekt.

Die drei Hauptinseln, welche das japanische Reich bilden, vor allen jedoch die Insel Niphon, sind sämmtlich mit hohen vulkanischen Gebirgen angefüllt. Die letzte wird, ihrer ganzen Länge nach, von einer Kette durchzogen, deren Erhebung beinahe einförmig ist, und deren Spitzen auf mehren Punkten mit ewigem Schnee bedeckt sind. Diese Kette sondert die Flüsse, welche im Süden und im Osten in den großen Ozean strömen, von denen, welche mehr oder minder im Norden fließen, um sich in das japanische Meer zu stürzen. Inzwischen gehört der höchste Berg des Reichs nicht zu dieser Kette: sein Name ist Fusi-no yama, eine überaus hohe Pyramide, deren Spitze mit ewigem Schnee bedeckt ist. Er liegt in der Provinz Suru ya, an der Gränze der Provinz Kai. Dies ist der Hauptvulkan Japans, einer der allerthätigsten.

Ein Land, das nur aus Inseln zusammengesetzt ist, kann nicht sehr große Flüsse haben; nur auf Niphon, der ausgedehntesten dieser Inseln, findet man die beträchtlichsten, namentlich in dem westlichen Theile, welcher breiter ist, als der östliche. Der Yodogava tritt aus dem Biva-no mitsu umi-See; er bespült die Städte Yodo und

Osaka, und ergießt sich in den Meerbusen dieses Namens. Der Kiso-gava entspringt in der Provinz Sinano, fließt süd-westlich, tritt in die Provinz Mino, wo er von mehren großen Zuströmungen angeschwellt wird, bildet die Gränze zwischen der letzteren Provinz und der Provinz Owari, und hat, unter der Benennung Sayn gava, seine Ausmündung in den Meerbusen Ize. Der Tenrio gava (Fluß des himmlischen Drachen) hat seine Quelle in dem Suwa-See, der sich in der Provinz Sinano befindet, strömt durch die Provinz Tootomi, und ergießt sich durch drei Mündungen ins Meer. Er ist sehr breit und sehr reißend. Der Kamanafi entströmt dem Berge Yatuga oka in dem Kai; an der Gränze dieser Provinz und der Provinz Suruga theilt er sich in zwei Aerme; der westliche, Coy gava genannt, trennt Suruga von Tootomi, und ergießt sich nicht weit von Iro ins Meer; der östliche Arm, Fusi-no gava genannt, kommt aus Fusino-yama, und findet sein Ziel in der Bai von Taga. Die Quellen des Ara gava sind im Fosio-dake, einem hohen Berge zwischen den Provinzen Kootsuke und Musadzi; dieser Fluß durchströmt die letztere und theilt sich bald in zwei Aerme, von welchen der westliche den Namen Todo gava führt, und sich in den Meerbusen von Yedo in Osten der Stadt gleichen Namens ergießt, welche seine Aerme und Kanäle bespülen. Auf einem derselben ist das berühmte Niphon bas, oder die Brücke Japans gebaut, von welcher aus alle Entfernungen des Reichs berechnet werden. Der zweite Arm des Ara gava gelangt zu dem großen See Tuk gava, welcher, in der Provinz Kootsuke, durch den Takasina, Atsuma und Kava gava (reiche Ströme) gebildet

wird. Er trennt das Musadzi vom Kootsuke und vom Simosa. Einer seiner Aerme ergießt sich in den Meerbusen von Yodo, der andere in den Kasmiga ura, einen großen See, dessen Gewässer durch eine weite Mündung, Sara gava genannt, sich in den östlichen Ozean stürzen. Dieser See, in der Provinz Fitats gelegen, wird durch sehr viel Bäche genährt, welche sich von den Bergen des Muts, des Simotsuke und des Fitats ergießen. Der Yokami gava und der Figami gava sind zwei große Ströme, welche dem östlichen Ozean zufließen. Die Quelle des Kasaba gava ist in der Provinz Sinano; er nimmt seinen Lauf nach Norden, tritt in das Jatsingo, wo er die Benennung Fime gava erhält, und stürzt sich, bei der Stadt Itowo gava, in das japanische Meer. In den Sinano sendet er zur Rechten den Si gava, einen Arm, welcher nordöstlich läuft und sich mit dem Sinano gava wieder vereinigt. Dieser große Fluß hat seine Quelle im Berge Aki yama der Provinz Sinano, tritt in die Provinz Jetsingo wo er sich durch drei Mündungen in die Brandung von Niegata, welche mit dem japanischen Meere in Verbindung steht, ergießt. Der Iko gava geht, an der Gränze des Sinano und des Moots, von dem Berge Sanotooki aus; er durchströmt einen Theil der letzteren Provinz, wo er zur Linken den Datami und zur Rechten die Gewässer des Inaba, eines salzigen Sees, in sich aufnimmt; er tritt sodann in das Jetsingo, wo er die Benennung Tsugava erhält; durch einen seiner Aerme stürzt er in die Brandung von Niegata und durch den östlichen Arm in die Brandung von Fuku sima gata. Der größte Fluß der Provinz Deva ist der Mogami, an seiner Mün-

dung Sakada gava genannt; er wird gebildet durch die Vereinigung mehrer Bäche, welche von den Schneebergen der Provinz Moots kommen. Auch er hat seine Ausmündung in das japanische Meer.

Man zählt im Reiche mehre beträchtliche Seen, unter welchen der Biwa-no mitsu umi in der Provinz Oomi der ausgedehnteste ist. Auf unserer Charta führt er die Benennung des Oitz-Sees. Seine Entstehung verdankt er dem bemerkenswerthesten vulkanischen Phänomen, das in Japan eingetreten ist. Im Jahre 285 vor unserer Zeitrechnung bildete ein erstaunliches Versinken des Bodens in einer einzigen Nacht diesen See süßen Gewässers. Die japanischen Chroniken fügen hinzu, daß, in demselben Augenblick, der Fusi-no yama, der höchste Berg Japans, gelegen in der Provinz Suruga, sich aus den Eingeweiden der Erde erhoben. Im Jahre 82 vor J. Ch. trat die große Insel Tsikubo sima aus dem Grund des See's hervor; sie ist noch jetzt vorhanden. Dieser See hat, bei 72½ englische Meilen Länge, 22½ in seiner größten Breite. Der Inaba, ein großer salziger See der Provinz Moots, hat seinen Ausfluß durch den Strom Tsu gava.

Der Archipel, aus welchem das japanische Reich besteht, ist von einer Menschengattung bewohnt, welche, auf den ersten Anblick eine auffallende Aehnlichkeit der Gestalt und des Aeußeren mit den Chinesen hat. Doch, wenn man ihre charakteristischen Züge genauer untersucht, und sie mit denen dieses Volks vergleicht, so bemerkt man ohne Mühe den zwischen beiden bestehenden Unterschied. Ich selbst habe diesen Versuch an der Gränze des russischen und des chinesischen Reichs gemacht, wo ich gleichzeitig

Individuen der beiden Völker angetroffen habe. Die Augen der Japaner, obgleich fast eben so schief liegend, wie die der Chinesen, sind gleichwohl größer in der Nähe der Nase, und das Augenlied scheint wie gehoben, wenn es geöffnet ist. Das Haupthaar der Japaner ist nicht einförmig schwarz; es ist vielmehr von dunkelbrauner Farbe. Bei Kindern unter zwölf Jahren bietet es alle Abstufungen dar; selbst die des Flachses. Man findet aber auch Personen, welche ganz schwarzes Haupthaar haben, das noch dazu kraus ist, mit schiefliegenden Augen und einer fast schwarzen Haut. In gewisser Entfernung erscheint die Gesichtsfarbe der niedrigen Klasse als gelb, ungefähr wie die Farbe des Käses. Die Farbe der Städtebewohner wechselt, je nach ihrer Lebensweise, und in den Palästen der Großen entdeckt man nicht selten Frauen, deren Gesichtsfarbe eben so weiß ist, und die eben so gefärbte Wangen haben, wie die Europäerinnen. Auf der andern Seite haben Vagabunden, die sich auf den Heerstraßen bewegen, eine Haut, deren Farbe die Mitte hält zwischen Kupfer und Erdbraun. Dies ist zugleich die allgemeine Farbe der japanischen Landleute in allen denjenigen Theilen ihres Körpers, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind.

Der ganz verschiedene Ursprung der Chinesen und Japaner stellt sich am vollständigsten dar in der Sprache der letztern, die, was die Wurzelwörter betrifft, sich gänzlich von der Sprache aller benachbarten Völker unterscheidet. Obwohl sie eine beträchtliche Zahl von chinesischen Wörtern in sich aufgenommen hat, so bilden diese noch nicht einen wesentlich integrirenden Theil der japanischen

Mundart. Durch chinesische Kolonien sind sie eingeführt worden; hauptsächlich aber durch chinesische Literatur, welche der japanischen zur Grundlage gedient hat. Die japanischen Wurzelwörter haben eben so wenig Aehnlichkeit mit denen der Coreer, und sind auf gleiche Weise verschieden von der Sprache der Ainos oder Kurilen, welche das Yeso bewohnen. Endlich hat das Japanische nicht die mindeste Verwandtschaft mit der Sprache der Mandschus und der Tungusen, welche den Theil des asiatischen Kontinents bewohnen, welcher Japan gegenüber liegt.

Die Japaner betrachten Zin mou, oder den göttlichen Krieger, als den Stifter ihres Reichs. Er kam im Jahre 660 vor J. Ch. aus dem westlichen Theile ihres Landes, um die große Insel Niphon zu erobern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er chinesischen Ursprungs war, und daß seine Familie sich aus China während der Unruhen geflüchtet hatte, welche dies Land unter der Dynastie Tcheu bewegten, und sich in ein östlich gelegenes Land begab. Diese Vermuthung ist um so zulässiger, weil die Japaner so viel als gar nichts von den, in ihrem Vaterlande vor der Ankunft Zin mu's erfolgten Begebenheiten wissen. Dieser Eroberer fand Niphon bereits bevölkert, und ließ sich daselbst nur nieder. Die Insel scheint um diese Zeit nur von Eingebornen bewohnt worden zu seyn, die sich, je mehr die Zivilisation sich in den westlichen Theilen verbreitete, allmählig in die östlichen zurückzogen, und aus diesem Grunde die Benennung Atsuma yebis oder Barbaren des Osten erhielten. Diese Völker behaupteten sich lange in dem Nord-Westen von Niphon, vorzüglich in der großen Provinz Muts; nicht eher wurden sie zerstreut

und mit den übrigen Japanern vermischt, als im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Giebt man zu, daß Zin mu chinesischen Ursprungs war, so braucht man dabei nicht anzunehmen, daß er direkt von China nach Japan gekommen sei. Die chinesischen Annalen sagen aus, daß die östlichen Gegenden Asiens in einer weit früheren Zeit von China aus bevölkert worden sind. Denn, um das Jahr 1195 v. J. Ch. schifften die Bewohner des östlichen China, gedrückt von der Tyrannei des Kaisers Wou y, sich in großer Zahl, Männer, Weiber und Kinder ein, und erreichten die benachbarten Inseln, wo sie Kolonien stifteten. Seit Zin mu's Zeiten langten andere chinesische Kolonisten auf Japan an, unter andern eine Expedition von dreihundert Paaren junger Leute beiderlei Geschlechts, von dem Kaiser Tsin-chi-huangti über das östliche Meer unter der Leitung des geschickten Arztes Ziko Fuk (Sin fu) nach der eingebildeten Insel Forai san (Fuung lai chan) gesendet, um daselbst den Unsterblichkeitstrunk zu suchen. Die japanischen Annalen berichten, daß, nachdem diese Truppe vergeblich das Getränk gesucht, sie im Jahre 209 v. J. Ch. auf Japan gelandet und in der Provinz Kii zu Kumano ans Land gestiegen sei. Sie fügen hinzu, der Anführer sei auf dem Berge Fusi-no yama gestorben. Er führte Künste und Wissenschaften ein, welche man früher nicht kannte, und deßhalb beweisen die Japaner ihm noch jetzt göttliche Ehren.

In den Manufaktur-Arbeiten kommt der Kunstfleiß der Japaner dem der Chinesen und der Hindus gleich. Es giebt bei ihnen vortreffliche Arbeiter in Kupfer, in Eisen und in Stahl. Ihre Säbel sind nicht schlechter,

als die von Damaskus und von Khorasan. Mehre Künste, wie die der Seiden- und Baumwollen-Fabrik, des Porzellans, des Papiers aus Maulbeerbaumrinde und den Fasern verschiedener Pflanzen, lakirter Gegenstände, Glasarbeiten und vieler anderen Sachen, haben bei ihnen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Die Japaner verstehen, die verschiedenen Theile einer Uhr zusammenzubringen, und sogar eine solche zu verfertigen. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts üben sie Druckerei, gleich den Chinesen. Die berühmtesten Pressen waren zu Miyako und zu Yedo. Diese beiden Städte, so wie Osaka, Nangasaki und Kasi-no mats waren die Hauptmärkte der Industrie des Reichs.

In früheren Zeiten hatten die Japaner zahlreiche Flotten, und ihre Kauffarthei-Schiffe besuchten alle von den benachbarten Meeren bespülten Länder bis nach Bengalen. Doch, seit der Revolution von 1585 hat der Staat keine Kriegsschiffe mehr, und die Handelsschifffahrt ist in dem Zustande geblieben, der sich für ein Volk paßt, welches durchaus von andern Völkern gesondert leben will. Ein Edikt von 1637 verbietet den Japanern fremde Länder zu besuchen; es erlaubt ihnen bloß die Küstenfahrt des Reichs und den Besuch der Inseln, welche von dem Reiche abhangen. Die, welche durch einen Sturm in ein fremdes Land verschlagen sind, werden, wenn sie zurückkommen, einer strengen Polizei-Aufsicht unterworfen, oder für ihre ganze Lebensdauer eingekerkert. Nangasaki ist der einzige Hafen, welcher fremden Nationen geöffnet wird, und noch dazu mit argen Beschränkungen. Die Chinesen, die Coreer und die Holländer, welche dies Vorrecht genießen,

dürfen nur eine beschränkte Zahl von Schiffen herbeiführen, die beiden ersten je zwei Jonken (Schiffe, deren Anker von Holz und deren Segel von Palmblättern sind); die letztern ein großes Fahrzeug, oder zwei kleine. Die chinesischen oder holländischen Kaufleute, welche Geschäfte machen, stehen unter polizeilicher Aufsicht, und können betrachtet werden als Gefangene in dem Komptoir, welches angeordnet ist, damit sie darin wohnen können. Nachdem sich die Engländer im Jahre 1811 Java's bemächtigt hatten, hätten sie sehr gern die Holländer verdrängt; doch alle ihre Versuche scheiterten an der Zähheit, womit die Japaner ihren Gewohnheiten anhangen.

Die von den Holländern eingeführten Haupt-Artikel bestehen in rohem Zucker, in Kandi, in Zinn, Schildkrötenschaale, Merkur, Färbeholz, Gewürz, Blei, Eisenstangen, Glaswaaren, Elfenbein, Kaffee, Borax, Muskus, Safran u. s. w. Sie führen aus: Kupfer, Kampfer, Seidenwaaren, lackirte Sachen. Die Chinesen laden dieselben Waaren, getrockneten Fisch und Thran, und geben dafür Zucker, englisches Tuch, Thee, Apotheker-Waaren und andere Gegenstände. Je beschränkter der auswärtige Handel Japan's ist, desto thätiger und blühender ist der innere Handel. Keine Steuer hemmt seine Bewegungen, und die Kommunikationen sind erleichtert durch den trefflichen Zustand der Landstraßen. Wiewohl die Häfen des Reichs den Fremden verschlossen sind, so sind sie deßhalb nicht weniger angefüllt mit Fahrzeugen jeder Größe. Die Märkte und Kramläden haben eine Fülle von allerlei Waaren und Genußmitteln; und bedeutende Jahrmärkte ziehen

zahl-

zahlreiche Schaaren in die Handelsstädte, welche im ganzen Lande verbreitet sind.

Japan's Regierung ist monarchisch, despotisch und feudal. Die suveräne Gewalt sollte in den Händen des Kaisers ruhen, welcher in der Regel Daïri genannt wird. In Wahrheit, seine Familie gilt für entsprossen von den alten Gottheiten des Landes. Aus diesem Grunde führt er den Titel Ten si (Sohn des Himmels), und zwar mit besserem Rechte, als der Kaiser von China, weil in diesem Lande die Dynastien öfters gewechselt haben, und folglich dieser Monarch sich nicht einer göttlichen Abkunft rühmen kann. Die Benennung „Daïri" bezeichnet eigentlich das Innere des Palastes; sie wird gebraucht, die Person des Kaisers zu bezeichnen, weil es verboten ist, den Namen dieses Fürsten auszusprechen, den das Publikum in der Regel gar nicht kennt. Die Dynastie der Daïri stammt von Zin mu ab, und der im Jahre 1822 regierende Kaiser war der 121ste dieses Geschlechts. Doch die Daïri sind nicht selten von den Oberbefehlshabern des Heeres verdrängt worden, welche sich aller politischen Autorität bemächtigt haben und die wirklichen Suveräne Japan's sind. Dieser Militär-Chef hat seinen Wohnsitz zu Yedo, welches aus diesem Grunde die östliche Hauptstadt genannt wird; er wird gemeinhin durch den Titel Seo gum, oder Generalissimus, oder auch durch den Titel Kön Bö bezeichnet, dessen Bedeutung beinahe dieselbe ist.

Ehemals waren die Fürsten der Kokf, oder der Provinzen des Reichs, fast suverän in ihren Gebieten; heut zu Tage sind die von Sendal, von Kaga, Satsuma und dem Muts die einzigen, welche als unabhängig betrachtet

werden können. Alle übrigen sind bloß Guvernöre, welche die ihnen anvertrauten Distrikte verwalten. Das Reich wird von acht Ministerien oder Conseils regiert. Diese sind: das Tsin djo-no sio, oder allgemeine Zentral-Conseil; das Sio bu-no sio, oder der Gesetzgebungs- und Unterrichts-Rath; das Dzi bu-no sio, oder Rath des Innern; das Min bu-no sio, oder Rath der Volksangelegenheiten (General-Polizei); das Fio bu-no sio, oder allgemeine Kriegs-Conseil; das Ghio bu-no sio oder Rath in Kriminal-Sachen; das Oi ko ura sio, oder Finanz-Rath; das Ku-nai-no sio, oder Ministerium des kaiserlichen Hauses.

Das Reich ist getheilt in acht große Abtheilungen oder Regionen, die man Do nennt; namentlich Goki-nai, Tokaido, Tosando, Fuku ro kudo, San in do, Nan kai do, Sai kai do. Diese Do sind getheilt in 68 Kokf oder Provinzen, und diese enthalten 622 Kori oder Distrikte.

Drei Haupt-Religionen bestehen in Japan. Die, welche sich Sinto oder Sin siu nennt, ist die älteste, und der ursprüngliche Glaube des Reichs. Gegründet ist sie auf die Verehrung der Geister, oder der Gottheiten, welche allen Dingen vorstehen und Sin oder Kami genannt werden. Der Daïri, von dessen Geschlecht man annimmt, daß es entsprossen sei von den Gottheiten, welche in früherer Zeit das Reich regierten, war ursprünglich das Oberhaupt dieser Religion; mehr, als alle übrigen Gottheiten, betet man in ihr die Göttin Tan sio dai sin (den grossen Geist des himmlischen Lichtes) an. Der Daïri stammt von dieser Göttin ab, deren Haupttempel, Nai ku oder auch Dai sin ku genannt, nicht weit von Uza in dem

Distrikt Watarabe in der Provinz Ize gelegen ist. Gegründet wurde er von dem elften Daïri, vier Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Ein sehr einfaches Gebäude, das von sieben andern Tempeln umgeben ist, welche verschiedenen Gottheiten oder Genien geweiht sind. In seiner Nachbarschaft finden sich vier und zwanzig andere Kapellen oder geheiligte Oerter, wo den verschiedenen Schutzgeistern Opfer dargebracht werden. Dieser Ghe ku (äussere Tempel) oder Ghe dai sinku, befindet sich in demselben Distrikt zu Takawara, auf dem Berge Nuki noko yama. Hier ruft man den Gott Toyo ki o dai sin an, welcher betrachtet wird, als der Schöpfer des Himmels und der Erde, und zu gleicher Zeit als die Schutzgottheit des Daïri. Dem gemäß bringt der regierende Daïri in diesem Tempel seine Opfer dar, und verrichtet seine Andachten. Bei der Einweihung eines jeden Daïri nimmt man das Maß seines Körperwuchses mit einem Bambus-Stabe, welcher in diesen Tempel gebracht und bis zu des Daïri's Tode daselbst aufbewahrt wird. Später wird dieser Bambus-Stab nach Nai ku mit zwölf bis dreizehn Papierstücken gesendet, welche an demselben befestigt sind und den Namen des Fürsten enthalten. Alle diese Bambus hingeschiedener Daïris werden verehrt, als eben so viel Kami oder Geister. Außer dem Bambus bewahrt man in dem Ghe ku einen Strohhut, einen Mantel zum Schutz vor dem Regen und einen Spaten; dies sind die Sinnbilder der Agrikultur, eines Gewerbes, das in Japan den zweiten Rang einnimmt; denn es folgt unmittelbar auf den Militär-Stand. Diese Gegenstände befinden sich hinter einem Vorhange von weißer Leinwand; das Volk bildet sich ein,

daß er die Bildnisse der Götter verbirgt. Der Ghe ku ist, wie die übrigen Tempel, im vierten Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erbaut worden und mit vier andern Tempeln umgeben, unter welchen sich die der Erde, des Windes und des Mondes befinden. Sechzehn Kapellen, welche verschiedenen Gottheiten angehören, befinden sich in seiner Nähe, und acht andere ein wenig weiter entfernt. Im Allgemeinen ist die Provinz Ize mit Tempeln und Opferörtern angefüllt; auch wird sie als heiliges Land betrachtet. Bruder der Göttin Ten sio dai sin war Fatsman, gemeinlich Uza Fatsman genannt, weil der vornehmste seiner Tempel zu Uza in der Provinz Bunzen gelegen ist. Er wurde 510 v. J. Chr. gebaut. Fatsman ist bei den Japanern der Gott des Krieges, und derjenige, der an den Schicksalen des Reichs den meisten Antheil nimmt. Und dies ist der Grund, weßhalb die Kaiser ihm Gesandtschaften zuwenden, um ihn über wichtige Angelegenheiten zu befragen.

Die Japaner betrachten Ten sio dai sin als die Stifterin des Reichs, und eben deßwegen ist sie Gegenstand ihrer höchsten Achtung. In der That, der Glaube von Sinto erkennt kein höheres Wesen, als diese Göttin. Da die Daïris ihre Abkömmlinge sind, so führen sie aus diesem Grunde den Titel Ten si (Söhne des Himmels). Der Stamm dieser himmlischen Familie ist unvergänglich; denn das Volk glaubt, daß, wenn der Daïri kein Kind hat, der Himmel ihm eins verschaffe. Gegenwärtig, wenn der Kaiser kinderlos ist, findet er ein Kind in der Nähe seines Palastes unter einem Baum. Er selbst hat es heimlich in einer berühmten Familie gewählt und es an diesen Ort

bringen lassen. Die Seele des Daïri, so wie die Seele aller anderen Menschen, wird für unsterblich gehalten, weil die Sintoisten einen Daseynszustand nach dem Tode annehmen. Alle Seelen erscheinen vor himmlischen Richtern; die der tugendhaften Menschen werden zugelassen in das Paradies Taka amaka wara (den hohen Altan des Himmels) wo sie Kami oder wohlthätige Genien werden, während die Seelen der Bösen in die Hölle (Ne-no kunsi) wandern müssen. Man errichtet Mia, oder hölzerne Tempel, zu Ehren der Kami; das Symbol der Gottheit wird in die Mitte des Gebäudes aufgestellt; es besteht in papiernen Streifen, welche an Stäbchen von Finoki-Holz (thuya japonica) befestigt sind. Diese Symbole, so sei genannt, finden sich wieder in allen Häusern des Landes, wo man sie in den kleinen Mia aufbewahrt. Zur Seite dieser Kapellen stellt man Blumentöpfe mit grünen Sakari-Zweigen (cleyeria kaempferiana) und bisweilen mit Myrten- und Tannenzweigen. Hier bringt man auch zwei Lampen, eine Theetasse und mehre mit Sake (japanischem Weine) angefüllte Vasen an. Man fügt hinzu: eine Glocke (Sutsu), Blumen (Fanatate), eine Trommel (Taiko) und andere musikalische Instrumente, welche in der Nähe des Kami-Tempels angebracht werden; endlich einen Spiegel (Kagami) als Emblem der Reinheit der Seele. Morgens und Abends richten die Japaner ihre Gebete vor diesen Kapellen an die Kami.

Die Mia, oder Tempel, obwohl höchst einfach ihrem Bau nach, bilden mit den Wohnungen der Priester und mit andern Gebäuden nicht selten geräumige Baue, zu welchen man durch Ehren-Hallen gelangt, welche Tori e,

oder Oerter, die sich für Vögel passen, genannt werden. Vor diese Tempel stellt man die zwei Hunde Koma-inu, und vor das Sanktuarium der Ten sio dai sin die beiden Gefährten, welche sie auf der Reise von Fiuya nach Idzumia begleiteten. Diese sind Fi-no o (der König des Feuers) und Mitzu o (der König des Wassers). Ihre Bildnisse werden auch den Prozessionen vorgetragen, die man zur Ehre der Göttin anstellt.

An jedem Tage werden, zu festgestellten Zeiten, dem Stifter des Reichs, den guten Kaisern und anderen Personen, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben und deren Seelen Kamis geworden sind, Gebete und Opfer dargebracht. Auch Feste werden, unter der Benennung von Matsuri, ihnen zu Ehren gehalten. Niemand hat die Erlaubniß sich direkt an Ten sio dai sin zu wenden; man muß seine Bitten durch die Vermittelung der Sin go zin, oder Schutzgottheiten an sie richten. Zu dieser Klasse gehören alle anderen Kamis; und da Thiere nicht selten Kamis sind, so werden einige als Schutzgötter verehrt; z. B. der Fuchs (inari). Dies vierfüßige Thier wird überhaupt in Japan sehr geachtet; vorzüglich der graue Fuchs, den man für sehr intelligent hält, und den man eben deßwegen in den schwierigsten Angelegenheiten zu Rathe zieht. In den Häusern vornehmer Personen, am häufigsten aber in den Hütten der niedrigeren Klassen, entdeckt man Tempel, welche dem Inari geweiht sind. Hat ein Japaner um eine Gnade zu bitten, oder befindet er sich in einer Verlegenheit, so bringt er seinem Fuchs ein Opfer, das in rothem Reiß und in Schneidebohnen besteht. Bemerkt er nun am folgenden Tage, daß einiges

von diesen Sachen verschwunden ist, so schließt er daraus, daß der Fuchs es gefressen hat; und dies ist eine günstige Vorbedeutung. Ist dagegen das Opfer unberührt geblieben, so verzweifelt er an dem Erfolge dessen, was er wünscht.

Die Opfer, welche man den Kamis und Schutzgottheiten vorzüglich zu Anfang und zu Ende des Monats darbringt, bestehen aus verschiedenen Gerichten, als da sind Reis, Kuchen, Fische, Rehbraten u. s. w. Ehemals beehrte man sie mit Menschenopfern, z. B. den Kiu siu rio, oder den neunköpfigen Drachen des Berges Toka kusi in der Provinz Sinano, oder andere Kamis im Yamato. Dies geschah, um sich diese übelthätigen Gottheiten, die man sich als Dienerschaft der Götter dachte, zu Freunden zu machen; man opferte ihnen die geliebtesten Glieder der Familie, in der Regel junge Mädchen von ausnehmender Schönheit.

Den Anbetern des Sinto ist es nicht verboten, lebendige Wesen zu tödten. Die Priester dieser Religion lassen, wie die Laien, ihr Haar wachsen und dürfen sich verheirathen. Die Todten werden in einen Sarg gelegt, welches menschliche Form hat. Ehemals, wenn eine angesehene Person starb, wurden eine gewisse Zahl ihrer Diener oder Freunde lebendig mit ihr begraben. Später schlitzten sich, bei derselben Gelegenheit, diese Leute den Leib auf. Dieser Gebrauch wurde von dem drei und dreißigsten Daïri verboten, namentlich im Jahre 3 vor J. Chr.; der Gebrauch dauerte indeß fort bis zur Zeit Taiko's, d. h. bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. An die Stelle lebender Menschen brachte man Gestalten von Thon, welche man häufig in der Erde vergraben antrifft.

Die Schutzgottheiten der verschiedenen Distrikte werden vornehmlich von den Wanderern und Reisenden angerufen an Oertern, welche, es sei zu Lande oder zu Wasser, gefährlich sind. Beim Umsegeln gewisser Kaps bringen also die Seeleute diesen Geistern Opfer, welche in Nahrungsmitteln bestehen, die sie ins Meer werfen. Derselbe Gebrauch wird von den Chinesen befolgt. Die Meerenge zwischen den Inseln Niphon und Sikokf ist sehr gefährlich an der Stelle, wo die Provinzen Bitsiou und Samuki sich scheiden. Darum bringen alle japanischen Schiffe, ehe sie in diese Meerenge einlaufen, dem Konfira Opfer, d. h. der Schutzgottheit des Sanuki, deren Tempel auf dem Berge Zo tsu san oder dem Elephantenkopf im Süden von Mura kame, einer Stadt des Distrikts Outari, gelegen ist. Dieser Konfira wird, wie der Tengu (himmlische Hund) dieses Landes betrachtet. Man opfert ihm Krabben, Fische süsser Gewässer, Knoblauch und kleine Seekrebse. Die Tengu werden in der Regel in menschlicher Gestalt dargestellt, jedoch mit Fledermaus-Flügeln und mit einem Schnabel.

Die zweite Religion, und zwar diejenige, welche heut zu Tage in Japan am meisten verbreitet ist, weil sie sich des Volks bemächtigt hat, ist der Buddhaismus. Vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hatte er sich von Indien nach Mittel-Asien ausgebreitet, von wo er bald darauf nach China und nach Corea vordrang. Aus dem letztern Lande, oder vielmehr aus Fiaksai (Pet si), das am westlichsten liegt, wurde er, 552 unserer Zeitrechnung, nach Japan gebracht. Um diese Zeit, so erzählen die japanischen Jahrbücher, sendete der König von Fiaksai dem Daïri Kim mei

ten o einen Gesandten, welcher beauftragt war, ihm ein Bildniß des Buddha Siaka (Sakya) und unter andern Gegenständen die klassischen Bücher seiner Religion zu überbringen. Einer von den Ministern suchte den Kaiser zur Anbetung dieses Gottes zu überreden; doch ein anderer brachte ihn durch folgende Vorstellung davon zurück: „Unser Königreich ist göttlichen Ursprungs, und der Daïri hat bereits viele Götter anzubeten. Wenn wir unsere Verehrung den Göttern fremder Gegenden zuwenden, so werden die unsrigen damit nicht zufrieden seyn." In Wahrheit, der Daïri war von dieser Rede betroffen, doch nur so weit es ihn selbst anging. Dennoch faßte seit dieser Zeit der Buddhaismus Wurzeln in Japan. Zwar wurde er Anfangs verfolgt; allein er triumphirte bald, weil die Kaiserin Sui ko ten o, welche von 593 bis 628 nach J. Ch. regierte, ihren Vetter Munaya dono oji, welcher ein eifriger Verehrer dieses Glaubens war, an Kindes Statt annahm Mit seinem Freunde Mumoko widmete er sich der Einführung der Lehre Siaka's in seinem Vaterlande. Beide ließen Garans oder Klöster für Buddhaistische Mönche bauen, und ladeten die unterrichteten Priester Corea's ein, nach Japan zu kommen. Diese fremde Religion hielt sich nicht bloß in den Palästen der Großen, sondern sie machte auch Fortschritte unter der Menge, welche gewonnen wurde durch den Pomp ihrer Zeremonien, die freilich weit gebietender und prächtiger waren, als der reine und einfache Kultus des Landes. Von dieser Zeit an, strömten Buddhaistische Priester in Menge aus Corea und China in Japan ein; und da China im östlichen Asien als die zweite Wiege des Buddhaismus betrachtet wird, so begab sich eine große

Zahl Japaner, die sich für das Priesterthum bestimmten, nach jenem Lande, um sich daselbst im Studium des Gesetzes zu vervollkommnen, indem sie eine längere Zeit in den Klöstern zubrachten. Die Daïris selbst, welche früher als die Oberhäupter des Sinto betrachtet worden waren, gaben diese Religion auf, um den Vorschriften des Buddhaismus zu folgen; und mehre Prinzen des kaiserlichen Hauses, welches in dem Rufe stand, als stamme es von den alten Göttern des Landes ab, schoren sich das Haupt, und wurden Priester in den Klöstern des neuen Glaubens. Im Jahre 805 ließ der funfzigste Daïri in seinem Palaste sogar Bildnisse Buddhaistischer Gottheiten aufstellen und die aus Indien angelangten heiligen Schriften lesen und erklären. Zuletzt erhielt er sogar den Kwan sio, oder die buddhaistische Taufe. Diese Zeremonie wird vollzogen an einem dunklen Orte, wo niemand sehen kann was vorgeht. Der Großpriester des Tempels, in welchem die Taufe verrichtet wird, gießt Wasser über den Kopf des Neophyten, indem er dazu einige Worte spricht.

Der Buddhaismus machte standhaft Fortschritte, bis die japanische Regierung erklärte, daß er die Staats-Religion bilde. Dieser Umstand war die Ursache, daß das Sinto, obgleich wesentlich verschieden von dem Buddhaismus, fast gänzlich mit diesem Glauben verwechselt wurde, zum wenigsten von dem großen Haufen; denn, die Gelehrten kennen den Unterschied der beiden Religionen. Die Vermengung wird heutiges Tages so weit getrieben, daß die Gottheiten des Sinto nicht selten in Buddhaistischen Tempeln angebetet werden, gerade wie die Gottheiten des Buddhaismus in den Heiligthümern des Sinto.

Die Anhänger des Buddha theilen sich auf Japan in mehre Sio oder Observanzen, welche bisweilen, wenngleich unschicklich, als Sekten bezeichnet werden. Jeder Tempel, jedes Kloster gehört einer dieser Observanzen an, und in einigen derselben, befolgt man derer zwei. Die acht hauptsächlichsten, Fats sio genannt, sind folgende: 1) das San ron sio, oder die Observanz der drei Räder, wurde im Jahre 625 durch Ya Kwan, einen coreischen Priester, nach Japan gebracht: es theilt sich in drei Zweige, nämlich den Tsin ron, den Siuni mon ron und den Fiak ron, die sich nicht wesentlich von einander unterscheiden; gegenwärtig ist der San-ron-sio nicht sehr in Gebrauch. 2) Das Fots so sio, oder die Observanz des Nachdenkens über das Gesetz; es wurde, vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts, von China nach Japan gebracht. 3) Das Ku sia sio, oder die Observanz des Buchs Ku sia, eingeführt von Ghenbò, einem japanischen Priester, der es aus China bezog, wohin es im Jahre 735 gekommen war. 4) Das Ziu zits sio (Observanz des Buchs von Zu Zits oder der vollkommenen Wahrheit). Es wurde in Japan durch den Priester To zi verbreitet, welcher 737 aus China zurückkam. 5) Das Rits sio (Observanz der Regeln) gegenwärtig in den Tempeln von Sioo tai und von Sai dai zi gelehrt; es wurde im Jahre 754 von Ghan-sin, einem chinesischen Priester eingeführt, welcher an den Hof des Daïri Kwo ken ten o kam; die Priester dieser Observanz dürfen keinen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht haben, und sind verpflichtet, sich nach fünf besonderen Geboten zu richten. 6) Das Ke gon sio (Observanz des Buchs Ke gon kiò);

es wurde in Japan durch den Priester Ro-ben verbreitet, welcher 772 starb. 7) Das Ton dai sio (Observanz des Berges Ten dai oder Thian tai chan in der chinesischen Provinz Che kiang); es wurde durch einen berühmten chinesischen Geistlichen in Gang gebracht, welcher unter der Benennung Thian tai ta szu, oder des Großmeisters des Berges Thian tai, bekannt ist, und unter den Dynastien Tchin und Sui, d. h. gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, Kue szu, oder Einrichter des Reichs war. Er lebte noch unter den ersten Kaisern der Thang. Diese Observanz wurde durch Sai ten, oder Zio ghio dai si, einen berühmten Priester, welcher nach China gegangen war, im Jahre 804 nach Japan gebracht. Sie ist eine der am meisten verbreiteten; ihr Hauptsitz aber ist der Tempel Yen riak si. 8) Das Sin gon sio, Observanz der wahren Worte. Er wurde durch den Bodhi sat wa Rio mio (im chinesischen Lung mong) einen Eingebornen des südlichen Indiens gegründet, welcher 800 Jahre nach Chákya mum lebte, und die Werke bekannt machte, welche die Titel führen: Dai ni ghio, Ghingo tio ghio und Zo zits tsi ghio. Diese Observanz wurde durch den berühmten Ko kai oder Ko bo dai sin nach Japan gebracht; er war im Jahre 804 nach China gegangen, um daselbst den Buddhaismus zu studiren, und trug, nach seiner Rückkehr, hauptsächlich zu dem Ansehn und dem Glanz bei, worin diese Religion noch immer in Japan steht. Gegenwärtig theilt sich diese Observanz in den Koghi, gemäß den alten Ideen, und den Singhi, welcher den neueren folgt, die zuerst von Nogora-kakan (gestorben i. J. 1143) verbreitet wurden. Die Anhänger beider Observanzen ver-

richten ihre Gebete in der Sanscrit-Sprache, und fahren fort, ihre Religionsbücher in Davanagari-Charaktern zu schreiben, welche sie Bonze (Fan-tsu) oder indische Charaktere nennen.

Unabhängig von diesen acht Observanzen, giebt es in Japan noch mehre andere, von welchen die sieben folgenden die vornehmsten sind. Der Zen sio, oder die Buddhaistische Meditation, im Japanischen Zen, im Chinesischen Chen genannt. Sie wurde durch den Priester Yo sai, welcher im Jahre 1191 aus China zurückkam, nach Japan gebracht, und hat zwei Modifikationen: die des Rin sai, berühmten chinesischen Priesters, durch Yo sai nach Japan verpflanzt, und die des So to siò (Observanz des So und des To); beide waren chinesische Geistliche, deren Lehre durch Do ghen, welcher 1223 nach China ging, nach Japan verpflanzt wurden. Die dritte Observanz ist die des Oobak, eines chinesischen Mönchs. Der Ziu de siò (Observanz des Landes der Reinheit) wurde durch Ghen ko, einen japanischen Mönch, gestiftet, welcher im Jahre 1212 starb. Späterhin erlitt diese Observanz eine Abänderung, welche Sai zu zin ghi, oder der Berg des Westen nach einem Tempel genannt wird, der diesen Namen führt und in dem Residenz-Ort des Daïri gelegen ist. Der Sin sio (die ächte Observanz) oder Itsko sio, die Observanz der allgemeinen Belehrung, wurde von Sin van oder Zen sin, einem Schüler Ghon ko's eingeführt. Die Priester, welche sie befolgen, bilden den vornehmsten kirchlichen Orden. Obgleich sie der Siaka-Religion angehören, so unterscheiden sie sich doch in mehren Punkten von den übrigen Geistlichen dieses Glaubens. Sie gelten

für Verwandte des Daïri. Ihr Kopf ist nicht geschoren. Auf Reisen tragen sie nicht den Anzug der Geistlichen, sondern bekleiden sich, wie andere Leute, und tragen zwei Säbel. Ihre Norimon oder Palankine gleichen denen der übrigen Japaner; aber ihre Pferde sind aufgeschirrt, wie die der Fürsten. Sie sind vertraut mit der Kriegskunst, essen Fisch und Fleisch und verheirathen sich gewöhnlich in den vornehmsten Familien, selbst mit der Verwandtschaft des Daïri. Da dieser Orden sehr reich und mächtig ist, so ist er im ganzen Reiche verbreitet. Die Seogun behandeln seine Mitglieder stets mit sehr viel Achtung und Auszeichnung. Bei dem Amtsantritt eines Seogun erhalten die Priester der übrigen Orden von ihm ein Patent, das mit einem Zinober-Siegel bedeckt ist; die Itski-Priester hingegen überreichen ihm eine Schrift, deren Siegel mit ihrem Blute gefärbt ist: eine Schrift, worin sie sich verpflichten, ihm in allen Gefahren beizustehen, was ihm bei dem Hofe von Yedo sehr viel Achtung verschafft. Die Observanz des Nitsi ren sio wurde von einem Priester dieses Namens eingeführt, welcher 1282 starb. Da sie großen Theils gegründet ist auf die Lehre des Buchs, das den Titel führt Fotz ke ghio (Blume des Gesetzes) so nennt man sie gewöhnlich Fotz ke sio. Die Observanz Zisio (die Zeit) datirt von 1275 bis 1277. Die von Dai nen Buts sio (der große Buddha im Gebet) wurde 1127 von Owara Raeko-in und Rioo nin sio nin eingeführt.

Es dürfte hier der Ort seyn, auch des Ordens der Yamma bos oder derjenigen zu gedenken, welche sich auf die Berge zurückziehen, oder, wenn der Name mit andern

Charakteren geschrieben wird, derer, welche auf den Bergen schlafen. Die Priester dieses Ordens erhielten ihren Ursprung durch die Observanzen Tendai's und Singon's. Ihr erster Stifter war Yen no kio sin, oder Yen no sio kok, welcher 701 in einem Alter von 70 Jahren starb, und zwar auf seinen Rückzug ins Gebirge. Die Yamma bos gelten heutigen Tages für Zauberer. Im Aeussern haben sie eine auffallende Aehnlichkeit mit den Priestern Tendai's und Singon's; allein sie unterscheiden sich von der Mehrzahl der Buddhaistischen Priester dadurch, daß sie Fleisch essen und sich verheirathen.

Japan ist mit Buddhaistischen Tempeln bedeckt, die man Zi nennt. Einer der vornehmsten ist der Fo ko zi in dem Quartier des Süd-Osten von Kio oder Miyako. Sein Umkreis schließt mehre religiöse Gebäude in sich, von welchen der beträchtlichste der Dae-Buts-den, oder der Saal des großen Buddha ist. Man erblickt daselbst die Statue dieses Gottes in kolossaler Größe. Sie führt den Beinamen Rusiana, ein Wort, das aus dem Sanscrit aufgenommen ist, wo es Rochana (das Glänzende) lautet. Aufgerichtet wurde sie im Jahre 1576 von dem Militär-Kaiser Taicko oder Fide yosi. Im Jahre 1596 zerstörte ein heftiges Erdbeben den Saal, worin sie aufgestellt war; Fide yori, Sohn Taiko's, erbaute ihn im Jahre 1602 von neuem; da aber der Koloß von vergoldetem Kupfer durch ein zweites Erdbeben im Jahre 1662 stark beschädigt worden war, so wurde die Statue geschmolzen und das Metall zur Anfertigung einer Kupfermünze verbraucht. Eine hölzerne mit Goldpapier bedeckte Statue wurde im Jahre 1667 beendigt; sie dauert noch immer

fort und stellt den Buddha in indischer Weise dar, auf einer Nenuphar-Blume. Der Körper des Gottes mißt 77 Fuß 5¾ Zoll Rheinisch, und das ganze Bild mit der Neunuphar-Blume 89 Fuß 8¾ Zoll. Der Kopf des Kolosses geht durch die Decke des Saales. In geringer Entfernung davon befindet sich die Kapelle, welche Mimitsouka (Grab der Ohren) genannt wird. Hier liegen die Nasen und die Ohren der Coreer begraben, welche in der Schlacht gegen Taiko getödtet sind. Dieser Fürst ließ sie einsalzen und schickte sie in Fässern nach Japan. Der große Säulengang der äußeren Mauer des Tempels führt die Benennung Nie-wo-mon (Thor der beiden Könige). Tritt man aus diesem 83½ Fuß hohen Portikus in den Tempel, so gewahrt man zu jeder Seite eine kolossale Statue von 22 Fuß Höhe, welche die beiden himmlischen Könige Awuu und Ingo, diese gewöhnlichen Thürhüter buddhaistischer Tempel, darstellen. Ein anderes Gebäude, das vor dem Saal des großen Buddha angebracht ist, enthält die größte Glocke, die man kennt. Sie hat 17 Fuß 2½ Zoll Höhe und wiegt 1,700,000 japanische Pfund, welche 2,040,000 holländischen gleichkommen. Ihr Gewicht ist also fünfmal beträchtlicher, als das der Ivan velike zu Moskau.

Auf der süd-östlichen Seite der Umschließung des Tempels sieht man den großen Saal der dreißig Arkaden. Er wurde unter der Regierung des vier und siebzigsten Daïri von 1108 bis 1123 erbaut und man brachte daselbst das Bild des Gottes Kwan ron mit elf Gesichtern an. Geweiht wurde dieser Saal erst 1131 nach der Abdankung dieses Daïri durch dessen Nachfolger. Gozira kawa no nin,

sieben

sieben und siebzigster Daïri, welcher gleichfalls abdankte und den geistlichen Stand annahm, stellte eine große Zahl Statuen desselben Gottes im Jahre 1164 darin auf. Die Länge dieses Saales ist ungefähr 491 Fuß. Auf jeder Seite des Altars giebt es zehn Reihen Stühle, von welchen der eine etwa einen Fuß höher ist, als der andere. In jeder Reihe befinden sich funfzig Statuen, sämmtlich 5 Fuß hoch, sehr gut gearbeitet und dem Geschmack des Landes gemäß mit Goldpapier überzogen. Auf den Köpfen, den Schultern, den Armen und den Händen dieser Götzenbilder befinden sich eine Menge kleiner Idole; denn man zählt auf einigen wohl funfzig. Man hat also keine Ursache, eine Uebertreibung darin zu finden, wenn die Japaner die Zahl der Idole dieses Tempels auf 33,333 angeben. Tagtäglich halten die Soldaten ihre Uebungen im Bogenschießen neben dem Saal des Kwan won. Das Register des Tempels berichtet, daß, im Jahre 1686, Sawa Dai Fads von Ku' tsin, von diesem Orte aus, an einem einzigen Tage 13,053 Pfeile schoß, von welchen 3133 ins Ziel trafen.

Der dritte in Japan übliche Glaube ist der Suc do, oder die philosophische Lehre des Confucius. Die erste amtliche Mittheilung, welche zwischen Japan und China Statt fand, war eine Gesandtschaft, welche der Daïri Sai nin tan o an den Kaiser Kuang wu ti von der Dynastie der Hau han im Jahre 57 schickte; allein wir erfahren dadurch nicht, ob chinesische Literatur und Philosophie auf diesem Wege nach Japan gebracht worden. Es dürfte scheinen, als ob dies erst im Jahre 284 unter der Regierung des Diari Ozin tono erfolgt sei, als dieser Fürst

eine Gesandtschaft in das Königreich Fiaksae (Pet si) in Corea schickte; sie war beauftragt, gelehrte und überhaupt solche Männer mitzubringen, welche fähig wären, die Zivilisation und Literatur China's im Reiche zu verbreiten. Diese Gesandtschaft kam zurück mit dem berühmten Wonin, einem Abkömmling der kaiserlichen Familie Han, welcher den Rongo (Lun yu), das Buch des Confucius, bei sich führte. Er überreichte dasselbe dem Daïri und unterrichtete einen seiner Söhne im Lesen und im Schreiben. Hiernach dürfte es scheinen, daß die chinesischen Kolonisten, die sich vor Alters in Japan niedergelassen hatten, keineswegs die Kenntniß und den Gebrauch der Schrift verbreiteten; vielleicht behielten sie dies als ein nützliches Geheimniß für sich. Wie dem auch sei, Wonin's Verdienst schien den Japanern so ausgezeichnet, daß sie ihm göttliche Ehren erwiesen haben. Sein Haupttempel ist in der Provinz Idzumi.

Seit den Zeiten Ozin-teno's bis auf den heutigen Tag sind die ideographischen Zeichen der Chinesen, so wie die Sprache derselben in Japan in Gebrauch geblieben. Dies verhindert jedoch nicht, daß sie nicht allgemein im Reiche bekannt sind. Da inzwischen die japanische Sprache ihrer Struktur nach sehr wesentlich von der chinesischen abweicht, und da die chinesischen Charaktere öfters verschiedene Bedeutungen haben: so erkannte man leicht, daß es eines Auskunftsmittels bedürfe, um dieser Unbequemlichkeit zu begegnen. Demgemäß ersann man in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die syllabischen Systeme, Kata kana und Firo kana, welche der Mundart des Landes vollkommen angemessen sind. Diese Art zu

schreiben ist gegenwärtig in Japan allgemein; und selten stößt man auf einen, der sie nicht zu lesen verstände.

Von dem Augenblick an, wo die Japaner eine geschriebene Sprache hatten, machte ihre Literatur von Jahrhundert zu Jahrhundert rasche Fortschritte. Unglücklicher Weise ist sie in Europa fast unbekannt. Doch, nach der geringen Zahl japanischer Bücher, die wir besitzen, zu urtheilen, hat dieses Volk Werke aller Art, namentlich historische Kompositionen und eine sehr ausgedehnte schöne Literatur. Der Gebrauch des Papiers datirt sich in Japan vom 17ten Jahrhundert an; die Druckerei, in chinesischer Manier, wurde 1205, folglich 250 Jahre früher eingeführt, als diese Kunst in Europa erfunden wurde.

# Ueber den nahen Untergang der angeblich zur Wahrheit erhobenen Charta Ludwigs des Achtzehnten.

Alle Erscheinungen der französischen Welt beweisen seit etwa vier Jahren, daß durch die Julius-Revolution für die Ordnung und den inneren Frieden nicht nur nichts geleistet, sondern dem Aufruhr und dem Bürgerkrieg jeder Vorwand gewährt geworden ist. Die Idee der Volks-Souveränetät hat nicht die Grundlage der gesellschaftlichen Organisation werden können, ohne zugleich den Abgrund auszuhöhlen, in welchen die der Gesellschaft so nothwendige Autorität zu versinken bestimmt war. Jener Krieg Aller gegen Alle, der eine natürliche Folge der Anarchie zu seyn pflegt, ist nicht ausgeblieben. Vergeblich hat man sich nach jedem, in den vier letzten Jahren gedämpften Aufstande mit der Erwartung geschmeichelt, daß er der letzte seyn werde; eine niederschlagende Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen, und die im April dieses Jahres in Lyon und Paris erfolgten Gräuel haben bis zur Evidenz gezeigt, daß man da, wo die Ursache fortdauert, vergeblich auf Stillstand in den Wirkungen rechnet, die von jener ausgehen.

Die edleren Geister Frankreichs sind ganz unstreitig hierin einverstanden; doch wie die Uebergänge finden, durch

welche man allein zu einem bessern System gelangen kann? Je zahlreicher die Hindernisse sind, die sich entgegenstellen, desto gerechter ist die Furcht, welche sie einflößen. Man möchte nicht gern alles aufs Spiel setzen. Gleichwohl treibt eine verhängnißvolle Nothwendigkeit zu neuen Versuchen; ich sage „eine verhängnißvolle Nothwendigkeit:" denn diese stellt sich unabtreiblich ein, so oft die Natur der Gesellschaft verletzt ist, und folglich neue Anstrengungen gemacht werden müssen, um ihr gerecht zu werden.

Wie groß die Verlegenheit der französischen Regierung in dem gegenwärtigen Augenblick ist, geht am deutlichsten aus einem Artikel des Journal des Débats hervor, welches zum ersten Male seiner Gewohnheit, die bestehende Ordnung der Dinge (venia sit verbo!) zu rühmen und Alles zum Besten zu kehren, auf eine Weise entsagt hat, die den aufmerksamen Leser nur in Erstaunen setzen kann.

Diesen Artikel zu kommentiren, ist der wesentliche Zweck unseres Aufsatzes. Es sei uns also erlaubt, jenen hier nach seinem ganzen Umfange zu wiederholen. Veranlaßt durch die nah bevorstehenden Wahlen, lautet er von Wort zu Wort, wie folgt:

„Man müßte taub und blind seyn, um nicht die ernsthaftesten Besorgnisse zu hegen. Wenn der Kanonendonner mitten in der Hauptstadt ertönt; wenn der Bürgerkrieg die Straßen von Paris und Lyon verwüstet: so ist nichts natürlicher, als daß dieser Zustand der Dinge, der unser gesellschaftlicher Zustand zu werden scheint, aller Welt Furcht einjagt. Wir schüchtern das Publikum weder mit 1793, noch mit den Metzeleien vom 2ten Sept. ein, wenn überhaupt das Publikum, um eingeschüchtert zu

werden, unserer Worte bedürfte. Es sieht das Blut fließen, es hört das Kartätschenfeuer und kämpft selbst mit, sofern es zur National-Garde gehört. Was könnten wir ihm sagen, das es nicht besser wüßte und sähe, als wir? Welche Mittel die Presse auch haben mag, um die Wahrheit unter dem Gewichte beständig wiederholter Lügenworte zu erdrücken, so vermag sie doch nichts gegen solche Wahrheiten, die sich durch Kanonenschüsse kund geben — gegen Wahrheiten, die man in blutigen Zügen auf dem Pflaster unserer Straßen und in feurigen Zügen auf unsern zusammengestürzten Häusern lies't; sie vermag nichts gegen den 5. und 6. Juni des abgewichenen und gegen den 13. Apr. des laufenden Jahres. Wir beginnen aufs neue die Polemik vom 5. und 6. Juni. Es geschieht dies sehr gegen unsere Absicht, und eben so sehr gegen unsere Erwartung: denn nach den Junius-Tagen konnte man glauben, daß es für immer um die Insurrektion geschehen sei; man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß das Princip des Aufruhrs sich in jenen traurigen Tagen erschöpft habe. Die April-Tage haben uns auf eine beklagenswerthe Weise enttäuscht. Sie haben uns die mörderische Fruchtbarkeit jenes Grundsatzes gezeigt; sie haben uns bewiesen, daß der Bürgerkrieg, wie eine unheilvolle Krankheit, sich in unserer Regierung so zu sagen akklimatisirt hat. Nach dem 5. und 6. Juni hatten wir uns gesagt, daß der Ausbruch den Vulkan gelöscht habe; heute sehen wir uns zu dem Eingeständniß gezwungen, daß der Vulkan noch brennt, und daß er fast periodische Ausbrüche hat. Nach dem 5. und 6. Juni war unsre Empfindung vielleicht Zorn; heute empfinden wir Schmerz — einen tiefen Schmerz, indem

wir sehen, daß unsre Regierung nur immer einige Monate der Ruhe unter der Bedingung erhält, von einer Zeit zur andern Wochen des Bürgerkrieges zu haben. Wir beschwören das Land, ernstlich über den Zustand der Gesellschaft nachzudenken — jener Gesellschaft, welche durch die Entwickelung der Zivilisation und durch die Fortschritte der Freiheit dahin geführt ist, keinen andern Beistand mehr zu haben, als die Bajonette des Heers und der National-Garde. In der Zeit der Täuschungen haben wir oft sagen gehört, und vielleicht haben wir selbst gesagt, daß die Macht der Presse die Macht des Geistes und der Intelligenz sei, und daß es schön wäre, zu sehen, wie das Wort die materielle Kraft im Zaume behalte. Ihr habt die Presse zum Despoten gemacht; wie könnt ihr verlangen, daß sie sich nicht zum Tyrannen aufwerfe? Ist es billig, sich wegen der Schwäche aller Gesetze an der Presse zu halten? Sie konnte, Dank jener Schwäche der Gesetzgebung, Alles, was sie wollte. Wenn sie nun übel gethan, wenn sie ihre Allgewalt gemißbraucht hat, ist es wohl allein ihre Schuld? Dieser Despotismus der Presse, der Macht, die, wie man sonst sagte, den Geist und die Intelligenz repräsentirte, hat auf dem Wege der Reaktion zu dem Despotismus der Waffen geführt. Da die Presse keinem Widerstande in der Ausübung ihres Willens begegnete: so überließ sie sich ihrer Laune, bis sie auf die Gewalt der Waffen traf, der einzigen Bürgschaft, die der Gesellschaft bleibt. So lange die Presse die Kraft eines Mannes und die Gesetzgebung des Landes nur die Kraft eines Kindes hat, so lange wird auch die militärische Regierung in Frankreich unvermeidlich seyn. Wir haben es

schon gesagt: man muß den Gemüthern den Gehorsam wieder einpfropfen; man muß die öffentliche Gewalt neu erschaffen, und diese Wiedergeburt hängt von den Wählern ab."

So das Journal des Débats.

Wir beginnen unsern Kommentar mit einer Beleuchtung des Satzes, „daß die militärische Regierung in Frankreich unvermeidlich sei, so lange die Presse die Kraft eines Mannes, die Gesetzgebung hingegen die Kraft eines Kindes habe."

Ist dies noch mehr, als bloße Phrase?

Wem verdankt denn die Presse ihre Kraft? Doch ganz unstreitig dem bestehenden Gesetz. In der Chartá Ludwigs des Achtzehnten war der achte Artikel auf folgende Weise ausgedrückt: „Die Franzosen haben das Recht, Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen, wenn sie sich den Gesetzen fügen, welche die Mißbräuche der Preßfreiheit unterdrücken sollen." Diese Abfassung mißfiel dem Herrn Berard, so wie denen, welche mit der Prüfung der von ihm in Vorschlag gebrachten Abänderungen des Staatsgrundgesetzes beauftragt waren. Was geschah? Man strich die Bedingung, unter welcher es erlaubt war, seine Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen; und auch damit noch nicht zufrieden verordnete man, „daß die Zensur niemals wieder eingeführt werden könne." Dies hieß doch wohl, der Preßfreiheit den Charakter der Unbedingtheit ertheilen? Bleibt man nun bei der Definition stehen, welche schon Cicero von der Freiheit gegeben hat; sagt man also mit diesem römischen Staatsmanne, libertas est potestas faciendi id, quod jure

licet: so begreift man in der That nicht, woher die Berechtigung zur Bestrafung von Preßvergehen kommen soll, da das Gesetz dergleichen Vergehen für unmöglich erklärt hat.

Und man behaupte nur nicht, daß dies aus Unachtsamkeit oder aus Uebereilung geschehen sei. Man wollte dem begegnen, was man königlichen Despotismus nannte. Das Mittel nun, das man als das wirksamste für diesen Endzweck betrachtete, war die Feststellung der Volks-Souveränetät. Es wirksam zu machen, blieb nichts anderes übrig, als der Preßfreiheit den Charakter der Unbedingtheit zu ertheilen. Allerdings wurden die Publizisten dadurch zu den ersten Organen des Volks; allein wie hätte man sich dadurch abgeschreckt fühlen können, das Gesetz gerade so auszudrücken, wie es in der revidirten Verfassungsurkunde ausgedrückt ist? Man gewann dadurch den großen Vortheil, der Volksmeinung eine Stimme zu geben, welche nie verkannt werden konnte.

Das Einzige, worauf in der Trunkenheit des Sieges keine Rücksicht genommen wurde, war der Umstand, daß früher vorhandene Partheien durch die veränderte Verfassungsurkunde nicht zu Boden geschlagen waren. Die Absolutisten verwandelten sich in Legitimisten, die leidenschaftlichen Liberalen in sogenannte Republikaner; und indem weder die einen noch die andern von einem Gesetz ausgeschlossen werden konnten, das eine unbedingte Preßfreiheit gestattete, konnte es nicht ausbleiben, daß die Presse weit über das Ziel hinausging, das man sich als das höchste gedacht hatte. Hieraus folgt nichts weiter, als daß ein Gesetz immer nur in so weit für stark und gut

gelten kann, als es gesellschaftlichen Bedürfnissen entspricht, die befriedigt werden müssen. Hätte der achte Artikel der revidirten Charta dieser Forderung entsprochen, so würden alle die Skandale weggefallen seyn, welche aus der bewilligten und feierlich beschwornen Preßfreiheit hervorgequollen sind. Nicht also der relativen Schwäche des Gesetzes, sondern seiner inneren Unvollkommenheit verdankt Frankreich die Skandale der Preß-Prozesse; und es ist wahrhaft absurd, von einer starken Presse zu reden, welche das Produkt eines schwachen Gesetzes seyn soll. Auch hier heißt es: Fortes generantur fortibus; nur mit der Beschränkung, daß in menschlichen Angelegenheiten nichts häufiger vorkommt, als daß die Wirkungen unserer Maaßregeln die entgegengesetzten von denen sind, die wir beabsichtigt haben, und zwar vermöge der Kurzsichtigkeit, welche uns Hauptumstände übersehen läßt.

Annehmen, daß die militärische Gewalt hierbei irgend etwas vermitteln könne, heißt eine Voraussetzung machen, die kein Fundament hat. Ist das Gesetz gut, so wird es sich ganz von selbst vollziehen; ist es dagegen schlecht, so wird keine physische Kraft, wie groß sie auch gedacht werden möge, ihm irgend einen Eingang in die Gemüther verschaffen, und diese zum Gehorsam stimmen. Mit Einem Worte: nur das gute, d. h. das angemessene Gesetz hat Aehnlichkeit mit dem Naturgesetz, das sich unter allen Umständen selbst vollzieht.

Der Verfasser des hier kommentirten Artikels stützt die Wiedergeburt der öffentlichen Gewalt auf den guten Willen Derer, welche bei der nächsten Zusammensetzung der Deputirten-Kammer als Wähler agiren werden. Nun

wohl! ihr Wille sei, wie der Verfasser ihn anzutreffen wünscht, und die nächste Deputirten-Kammer bestehe demgemäß nur aus solchen Mitgliedern, die keinen andern Beruf fühlen, als den Präsidenten des Minister-Raths und das ganze Ministerium in allem zu unterstützen, was für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung für ersprießlich oder nothwendig gehalten wird. Eine solche Deputirten-Kammer ist, wenn die üblichen Mittel in Anwendung gebracht werden, keineswegs unmöglich. Doch was wird mit ihr aus dem so laut gepriesenen Staatsgrundgesetze, verbesserte Charta genannt? Wird man nicht genöthigt seyn, es in Trauerflor zu hüllen? Bedarf es, nach der Angabe des Kriegs-Ministers, dreimal hundert und sechzig tausend Mann aller Waffenarten, um den innern Frieden Frankreichs zu erhalten: so kann man, vorausgesetzt, daß die Bildung einer so zahlreichen Heeresmacht nicht besonderen Schwierigkeiten unterliegt, annehmen, daß der vorgesetzte Zweck werde erreicht werden. Doch von liberalen Institutionen sei alsdann nicht länger die Rede; und man gebe der Wahrheit wenigstens in sofern die Ehre, als man eingesteht, die alte türkische Verfassung, welche nur der rein-physischen Kraft vertraut, sofern es sich um die Erhaltung der öffentlichen Ordnung handelt, sei, im rechten Lichte betrachtet, doch die vorzüglichste.

Wir haben uns seit vier Jahren nie in dem Fall befunden, die angebliche verbesserte Charta Ludwigs des Achtzehnten für ein Meisterstück des menschlichen Verstandes zu halten; und käme es darauf an, zu beweisen, daß wir die auffallendsten Wirkungen derselben vorhergesehen und vorhergesagt haben, so würde uns dieser Beweis nicht schwer

werden. Nicht deſto weniger möchten wir die Erſcheinung eines ehemaligen Marſchalls des Kaiſerreichs an der Spitze des gegenwärtigen Miniſteriums verhängnißvoll nennen. Klar iſt, daß Uebergänge aufgefunden werden mußten, wenn die, jeder großen Geſellſchaft unentbehrliche Autorität, nachdem ſie durch die Julius-Revolution zu Grunde gerichtet war, wiederhergeſtellt werden ſollte. Doch wie dieſe Uebergänge auf eine ſolche Weiſe finden, daß aus Uebel nicht Aerger wurde? Daß dies die eigentliche Aufgabe war, wird niemand leugnen. Nun war der erſte Gedanke des militäriſch-geſinnten Präſidenten des Miniſter-Raths, die Hauptſtadt mit ſolchen Forts zu umgeben, daß Paris zu einem zweiten Algier würde. Als die Unausführbarkeit dieſes Entwurfs nicht mehr zweifelhaft war, entwickelte ſich aus dem aufgegebenen Gedanken ein zweiter — derſelbe, der bereits wenigſtens in ſofern ins Werk gerichtet iſt, als eine gefügige Deputirten-Kammer, kurz vor ihrem Ausſcheiden, die Realiſations-Mittel nicht verſagt hat. Ein durch Zahl und Umfang unwiderſtehliches Heer ſoll demnach jede Oppoſition, die ſich in Folge der angeblich verbeſſerten Charta bilden kann, im Entſtehen zu Boden ſchlagen. Allerdings iſt dies Mittel entſcheidend. Allein ſind wohl alle Wirkungen berechnet, welche daraus hervorgehen können?

Am Tage liegt, daß Ludwig Philipps Stellung zum franzöſiſchen Volk dadurch Knall und Fall verändert wird. Aus dem konſtitutionellen Monarchen, der ſein Daſeyn und ſeine Wirkſamkeit der Verfaſſungs-Urkunde verdankte, wird ein Diktator, der keine andere Beſtimmung hat, als überall

den Antrieb zu geben, und seinen Willen als den einzig geltenden auszubringen, so daß Deputirten- und Pairs-Kammer gleich überflüssig und zu Gegenständen der Verspottung werden. Dabei nun entsteht die Frage, ob Ludwig Philipp dieser Rolle gewachsen seyn wird? Zwar wird der Erfolg hierüber entscheiden; zieht man jedoch die Erfahrung vergangener Zeiten zu Rathe, so ist nichts gewisser, als daß Frankreichs bisher konstitutioneller König die Probe, auf welche sein Ministerum ihn gebracht hat, nicht bestehen wird. Diktatur ist am wenigsten für geborne Fürsten vorhanden; und wer sich die Mühe giebt, zu fragen, warum nicht? wird leicht zu der Entdeckung gelangen, daß die Diktatur eine Festigkeit des Willens und mit ihr eine Härte und Gefühllosigkeit voraussetzt, die sich nur in Solchen findet, welche ihre Erhebung persönlichen Anstrengungungen verdanken. Aus Diktatoren sind, wenn sie von einem guten Genius begünstigt waren, erbliche Monarchen geworden; doch nie haben erbliche Monarchen, wenn sie zur Entwickelung einer ungewöhnlichen Thatkraft herausgefordert waren, die Diktatur durchzuführen vermocht. Hiernach sind durch die Wendung, welche die Dinge in Frankreich genommen haben, dem regierenden Hause ganz neue Schicksale vorbehalten — Schicksale, die wir hier nicht genauer bezeichnen wollen, von denen sich aber aufs Bestimmteste aussagen läßt, daß sie nichts weniger als erfreulich seyn werden. Was der Präsident des Ministerraths und mit ihm das ganze Ministerium bei der Schöpfung eines überschwenglich zahlreichen Heeres ganz aus der Acht gelassen hat, ist der Ausspruch Montes-

quieu's *), daß, wenn zwei hundert Soldaten das Leben und die Freiheit eines Monarchen zu beschützen vermögen, zweimal hundert tausend Mann dies niemals können, weil die Unordnung, an welcher die Gesellschaft leidet, jene immer zuerst trifft." In Frankreich dürfte die Anwendung einer rein-physischen Macht zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung um so bedenklicher seyn, da, wie ein französischer Schriftsteller sehr richtig bemerkt, die Zeiten vorüber sind, wo, unter einem hochberühmten Anführer, das Lager zum Geburtslande geworden war und der Grundsatz galt: „Wo die Fahne, da ist unser Vaterland." Derselbe Schriftsteller fügt hinzu: „Mit einer Armee von 400,000 Bürgern gründet man keine militärische Gewalt; höchstens kann es gelingen, Elemente zum Bürgerkriege hervorzurufen und das Schicksal des Staats von der Verführung eines Regiments abhängig zu machen. Man gewöhnt das Volk daran, das Recht in der Gewalt zu sehen und die Gesetze zu verachten; man giebt sogar den Faktionen eine falsche Richtung, indem man sie veranlaßt, in Ermangelung des Volks die Popularität in der Armee zu suchen. Man tödtet die Partheien nicht; man giebt ihnen Waffen in die Hand, damit, über kurz oder lang, die Staatsgewalt einem Soldaten ohne Ruhm, einem Helden des Bürgerkrieges in die Hände falle." Ist dies nun wohl die Zukunft, die man einem Lande bereiten soll?

In Wahrheit, es ist auffallend, wie schnell das französische Ministerium, mit einem militärisch-gesinnten Präsidenten an seiner Spitze, auf denselben Punkt gerathen ist,

*) Montesquieu de la Grandeur des Romains et de leur Decadence Chap. XVI.

worauf sich die Minister Karls des Zehnten befanden, als ihnen, um die öffentliche Autorität zu retten, kein anderer Ausweg übrig blieb, als jene berüchtigten Ordonnanzen, welche die Julius-Revolution herbeiführten. Wir möchten um keinen Preis behaupten, daß es nicht außerordentlicher Maßregeln bedurft hätte, um die Wirksamkeit der beiden Faktionen zu mässigen, welche die angeblich verbesserte Charta ins Leben gerufen hat; wir bezweifeln nur die Angemessenheit des angewendeten Mittels. Ist, wie das Journal des Débats will, Frankreich nichts weiter, als ein Vulkan: so können die Ausbrüche desselben nur beschleunigt werden durch die Kompression der Elemente, mittelst welcher jene allein möglich sind. Nichts widerspricht der Idee, welche die angeblich verbesserte Charta von dem Zustande der französischen Gesellschaft aufstellt, stärker als das Gesetz gegen die Assoziationen; und wären Deputirten- und Pairs-Kammer das, was sie dem Staatsgrundgesetz gemäß seyn sollten, so hätte jenes Gesetz gar nicht zu Stande kommen können. Da es gleichwohl zu Stande gebracht ist, so liegt in ihm das Todesurtheil für Frankreichs Institutionen, wie standhaft man auch behaupten möge, daß es nur zur Rettung derselben gegeben sei.

Wiederum läßt sich nicht begreifen, wie das, was seit fast zwanzig Jahren französische Regierung genannt wird, fortdauern will ohne die Formen, welche es zuerst durch die Charta Ludwigs des Achtzehnten, und seit vier Jahren durch das verbesserte Staatsgrundgesetz erhalten hat. Was sich ganz besonders an diese Formen knüpfte, war die Berechtigung, den Staatsausgaben keine Gränze zu setzen, und das Fehlende in der Einnahme durch An-

leihen zu ergänzen. Auf diese Weise ist Frankreich in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum zu einer Staatsschuld gelangt, deren regelmäßige Verzinsung nur allzu beschwerlich fällt. Möglich war dies nur dadurch, daß man, so oft es sich um eine neue Anleihe handelte, die Zustimmung der Volksrepräsentanten in Anspruch nahm, und daß diese niemals ausblieb. Fällt nun, durch die Zurückführung der Militär-Gewalt, das ganze Repräsentativ-System, so wie es bisher gehandhabt worden ist, über den Haufen: so geht damit die Aussicht verloren, den sogenannten Staats-Kredit noch weiter zu treiben, als man ihn bisher getrieben hat. Und will man sagen, an diesem Verluste sei nichts gelegen, so hat man dabei ganz unstreitig die Wahrheit auf seiner Seite, weil sich nicht absehen läßt, wie aus einer ins Unendliche getriebenen Verschuldung irgend ein Vortheil für die Gesellschaft erwachsen könne. Gleichwohl dürften, mit dem plötzlichen Stillstande der Verschuldung, Wirkungen verbunden seyn, deren Eintritt nur allzu bedenklich wird, sobald man erwägt, daß die Zahl der Mißvergnügten dadurch nicht wenig vermehrt werden würde. Die Maßregeln, welche die französische Regierung bisher gegen die Assoziationen der Arbeiter genommen hat, lassen nicht vermuthen, daß sie damit umgehe, dieser nützlichen Klasse, ohne welche die Gesellschaft keinen Augenblick fortdauern könnte, Erleichterung zu gewähren; diese wird sich jedoch ganz von selbst finden, sobald die Form zerbrochen ist, vermöge welcher, um den Ausdruck des Journal des Débats beizubehalten, „der Bürgerkrieg, wie eine unheilvolle Krankheit, sich in der französischen Regierung gewissermaßen akklimatisirt hat."

Daß

Daß die nächsten Wahlen zum Vortheil des Ministeriums ausfallen werden, ist, nach dem, was in Lyon und in Paris geschehen ist, nicht sehr wahrscheinlich. Was sich aber auch in dieser Beziehung herausstellen möge: immer will der Widerspruch gehoben seyn, in welchen die französische Regierung mit sich selbst gerathen ist: ein Widerspruch, welcher nicht ausbleiben konnte, weil jede Justemilieu-Regierung ihre Bestimmung verfehlt, und damit endigen muß, ihrer Halbheit zu entsagen. Wir werden also in Frankreich, allen Fortschritten der Zivilisation zum Trotz, im neunzehnten Jahrhundert sich wiederholen sehen, was diesem Lande in der letzten Hälfte des sechzehnten begegnete, als man, nach langem Hin- und Herschwanken zwischen Katholizismus und Protestantismus, mit der Bartholomäus-Nacht endigte.

# J. Bapt. Say an Herrn Malthus *).

## Erster Brief.

Mein Herr!

Wer die schöne und neue Wissenschaft, welche Staatswirthschaftslehre genannt wird, anbaut, wird das Werk lesen wollen, wodurch Sie dieselbe bereichert haben. Sie gehören nicht zu den Schriftstellern, welche das Wort an das Publikum richten, ohne daß Sie etwas Lehrreiches zu sagen haben; und knüpft sich an die Berühmtheit des Autors die Wichtigkeit des Gegenstandes, und handelt es sich für die in Gesellschaft lebenden Menschen um nichts Geringeres, als um die genauere Kenntniß ihrer Daseyns- und ihrer Genußmittel: so begreift man, wie die Neugier der Leser auf eine doppelte Weise angeregt ist.

Ich werde mich nicht darauf einlassen, mein Herr, meine Zustimmung zu dem Beifall des Publikums zu geben, indem ich alles hervorhebe, was in Ihrem Werke zugleich scharfsinnig und richtig ist; das würde mir allzu viel zu schaffen machen. Ich werde mich auch nicht unterfangen, mit Ihnen wegen gewisser Punkte, auf welche Sie mir ein starkes Gewicht zu legen scheinen, in Erörte-

*) Wir wünschen und hoffen, unsere Leser werden den Zweck nicht verkennen, den wir bei der Bekanntmachung dieser für die Staatswirthschaftslehre so wichtigen Briefe verfolgen.

B.

rung zu treten; denn, ich mag hier weder das Publikum, noch Sie, mein Herr, mit lästigen Streitfragen langweilen. Allein man stößt, was mir leid thut, in Ihrer Lehre auf gewisse Fundamental-Prinzipe, die, wenn sie auf eine so gebietende Autorität, wie die Ihrige ist, eingeräumt würden, einer Wissenschaft schaden könnten, deren Fortschritte zu fördern Sie durch ihre ausgebreiteten Kenntnisse und Ihre Talente berufen sind.

Zuvörderst nun, was meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nimmt, weil alle Interessen des Augenblicks sich daran knüpfen: woher diese allgemeine Ueberfüllung aller Märkte der Welt, auf welche man Waaren bringt, die sich mit Verlust verkaufen? Woher kommt es, daß im Innern eines jeden Staats, bei einem, allen Entwickelungen der Betriebsamkeit eigenthümlichen Thätigkeitsbedürfnisse — woher, sage ich, diese allgemeine Schwierigkeit, die man erfährt, gewinnreiche Beschäftigungen zu finden? Und, wenn man über die Ursache dieser chronischen Krankheit im Klaren ist, was giebt es für Mittel, den gesellschaftlichen Körper davon zu befreien? Offenbar sind dies Fragen, von welchen die Ruhe und Wohlfahrt der Völker abhängt. Ich habe also wohl glauben können, eine Erörterung, welche dieselbe aufzuklären strebt, sei Ihrer und der Aufmerksamkeit eines erleuchteten Publikums nicht unwürdig.

Alle, die sich, seit Adam Smith, mit Staatswirthschaft befaßt haben, kommen darin überein, daß wir, der Realität nach, die Gegenstände unseres Verbrauchs nicht mit dem Zahlmittel, nicht mit dem in Umlauf befindlichen Gelde erkaufen, mittels dessen wir sie bezahlen. Wir müssen zu-

vor dieses Zahlmittel selbst durch den Verkauf unserer Produkte gekauft haben. Für einen Bergwerksunternehmer ist das Silber ein Produkt, womit er das ihm Nöthige erkauft; für alle Diejenigen, durch deren Hände hierauf das Silber geht, ist es nur der Preis der Produkte, welche sie selbst mittels ihres Grundeigenthums, ihrer Kapitale und ihrer Betriebsamkeit geschaffen haben. Indem sie dieselben verkaufen, tauschen sie zunächst ihre Produkte gegen Geld (Gold und Silber) aus; und vertauschen hierauf dies Geld gegen Gegenstände ihres Verbrauchs. Sie machen also ganz zuverlässig ihre Ankäufe mit ihren Produkten; es ist für sie also unmöglich, es sei von welchem Gegenstande es wolle, für einen höheren Werth zu kaufen, als der ist, den sie selbst hervorgebracht haben, es sei durch ihre Arbeit, oder mittels ihrer Kapitale und Grundstücke.

Aus diesen Vordersätzen hatte ich eine Folgerung gezogen, welche mir evident scheint, deren Folgen Sie jedoch erschreckt zu haben scheinen. Ich hatte gesagt: „weil Jeder die Produkte Anderer nur mit seinen eigenen Produkten kaufen kann; weil der Werth, den wir kaufen können, gleich ist dem Werthe, den wir hervorzubringen vermögen: so kaufen die Menschen um so mehr, als sie mehr hervorbringen." Daher die andere Schlußfolge, welche Sie nicht gern einräumen möchten, „daß, wenn gewisse Waaren sich nicht verkaufen, die Ursache keine andere ist, als daß andere Waaren nicht hervorgebracht werden, und daß die Produktion allein den Produkten Abgang verschafft."

Ich weiß, daß dieser Satz ein paradoxes Ansehn hat, welches gegen ihn einnimmt; ich weiß, daß man auf den Beistand gemeiner Vorurtheile weit sicherer rechnen kann,

wenn man behauptet, daß der Produkte nur dadurch zu viel werden, daß alle Welt sich mit Hervorbringung derselben befaßt; daß, anstatt immer hervorzubringen, man lieber die unfruchtbaren Verbrauche vervielfältigen und die alten Kapitale verzehren sollte, anstatt neue anzuhäufen. Diese Lehre hat allerdings den Anschein für sich: sie kann durch Vernunftgründe unterstützt werden, sie kann die Thatsachen zu ihrem Vortheil auslegen. Doch, mein Herr, als Kopernikus und Galilei zum ersten Male lehrten, daß die Sonne, obgleich wir sie jeden Morgen im Osten aufgehen, prachtvoll um Mittag über unsern Häuptern schweben und gegen Abend im Westen untergehen sehen, sich nicht von ihrer Stelle rühre, da hatten auch sie, außer dem allgemeinen Vorurtheil und der Meinung der Vorzeit, das Zeugniß der Sinne gegen sich; durften sie gleichwohl auf die von einer gesunden Physik hergenommenen Beweise verzichten? Ich würde Sie zu beleidigen glauben, wenn ich an Ihrer Antwort zweifelte.

Noch mehr: wenn ich behaupte, daß die Produkte es sind, was den Produkten Abfluß verschafft; daß die Mittel der Betriebsamkeit, welcher Art sie auch seyn mögen, sobald sie sich selbst überlassen werden, sich stets den Gegenständen zuwenden, welche für das Volk am nöthigsten sind, und daß diese nöthigen Gegenstände zu gleicher Zeit sowohl neue Bevölkerungen, als neue Genüsse für diese Bevölkerungen hervorrufen: so sind nicht alle Erscheinungen wider mich. Versetzen wir uns nur um zwei Jahrhunderte in die Vergangenheit zurück, und nehmen wir an, ein Handelsmann habe nach den Plätzen, wo gegenwärtig New-York und Philadelphia angetroffen werden, eine reiche

Ladung gebracht: würde er sie verkauft haben? Nehmen wir ferner an, es sei ihm, ohne das Opfer der Eingebornen zu werden, gelungen, daselbst eine Niederlassung für Ackerbau oder Manufaktur zu gründen: würde er von seinen Produkten das Mindeste verkauft haben? Nein, ohne allen Zweifel; er selbst hätte sie sämmtlich verzehren müssen. Warum nun sehen wir gegenwärtig das Gegentheil geschehen? Warum, wenn man zu Philadelphia oder zu New-York eine Waare erzeugt oder dahin bringt, ist man gewiß, daß man sie nach dem Cours verkaufen werde? Es scheint mir einleuchtend, daß es geschieht, weil die Landbauer, die Kaufleute und gegenwärtig sogar die Manufakturisten von New-York, von Philadelphia und von den umliegenden Provinzen daselbst Produkte entstehen machen und herbeiziehen, mittels welcher sie diejenigen erwerben, die man ihnen von der andern Seite anbietet.

Was von einem neuen Staate wahr ist, so wird man sagen, ist es nicht von einem alten Staat. In Amerika gab es Platz für neue Produzenten und neue Konsumenten; doch in einem Lande, wo der Produzenten nur allzu viele sind, bedarf es nur der Konsumenten. Erlauben Sie mir, die Bemerkung zu machen, daß die einzigen wahren Konsumenten diejenigen sind, die auch von ihrer Seite hervorbringen, weil sie allein die Produkte der Andern kaufen können; und daß unfruchtbare Konsumenten nichts weiter kaufen können, als was sie mittels der von den Produzenten geschaffenen Werthe zu erwerben vermögen.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß zu den Zeiten der Königin Elisabeth, wo England nicht die Hälfte seiner gegenwärtigen Bevölkerung in sich schloß, bereits die Vor-

aussetzung galt, es habe mehr Aerme, als Arbeit; zum Beweise meiner Behauptung will ich nur das Gesetz anführen, das zum Vortheil der Armen gegeben wurde, und dessen Folgen eine offene Wunde für England sind. Sein Hauptzweck ist, den Unglücklichen, welche nicht Beschäftigung finden, Arbeit zu verschaffen. Sie hatten nicht Beschäftigung in einem Lande, das seitdem einer doppelten, ja dreifachen Anzahl von Arbeitern Beschäftigung gewährt hat. Woher kommt es, mein Herr, daß, wie beschwerlich auch die Lage Großbritanniens seyn möge, man daselbst gegenwärtig bei weitem mehr verschiedene Gegenstände verkauft, wie zu den Zeiten der Königin Elisabeth? Woher kann dies rühren, wenn nicht daher, daß man mehr hervorbringt? Der Eine bringt dies, der Andere jenes hervor, und tauscht dagegen das Produkt seiner Nachbarn ein. Die Bevölkerung ist gewachsen, weil sie sich besser ernähren konnte; und vermöge dieses Umstandes ist jeder besser versehen. Nur die Fähigkeit zum Hervorbringen macht den Unterschied zwischen einem Lande und einer Wüste; und ein Land ist um so mehr vorgeschritten, um so mehr bevölkert und um so besser versorgt, als es mehr hervorbringt.

Diese in die Augen springende Beobachtung wird von Ihnen wahrscheinlich nicht zurückgewiesen; allein Sie tadeln die Folgerungen, die ich daraus ziehe. Ich habe behauptet, daß, wenn es eine Ueberfülle an mehren Arten von Waaren giebt, dies nur daher rühre, daß andere Waaren nicht in hinreichender Quantität hervorgebracht werden, um gegen die erstern ausgetauscht werden zu können; daß, wenn ihre Hervorbringer davon mehr erzeugen, oder andere an

ihre Stelle bringen konnten, die ersteren den ihnen fehlenden Verschleiß finden würden; mit Einem Worte: daß der Produkte in gewissen Gattungen nur deßhalb zu viel sind, weil es in anderen Gattungen daran fehlt. Sie dagegen behaupten, daß es eine Ueberfülle in allen Gattungen geben könne; und auch Sie rufen Thatsachen zu Beweisen für Ihre Behauptung auf. Herr von Sismondi hatte sich bereits gegen meine Lehre erhoben; und es macht mir Vergnügen, hier seine stärksten Ausdrücke anzuführen, um Sie, mein Herr, keines Ihrer Vortheile zu berauben, und damit meine Antworten beiden zu Statten kommen.

„Europa," sagt dieser scharfsinnige Schriftsteller, „ist dahin gelangt, daß es in allen seinen Theilen eine, seine Bedürfnisse übersteigende Betriebsamkeit und Fabrikation hat. ..." Er fügt hinzu, „daß die Ueberfülle, welche daraus entspringt, die ganze übrige Welt zu belästigen beginnt." Man durchlaufe die Handelsberichte, die Tagblätter, die Erzählungen der Reisenden: überall wird man die Beweise dieser Ueberfülle an Hervorbringung, welche den Verzehr übersteigt, dieser Fabrikation, die sich nicht nach der Nachfrage, sondern nach den anzulegenden Kapitalen richtet, endlich, dieser kaufmännischen Thätigkeit antreffen, welche die Handelsklasse bestimmt, sich in Menge auf jedes neue Debouché zu werfen, und sie in jedem Zweige des Verkehrs, von welchem sie Gewinne erwartete, den empfindlichsten Verlusten aussetzt. Wir haben Kaufmannswaaren aller Art, vorzüglich aber englische — denn England ist die große Manufaktur-Macht — auf allen Märkten Italiens in einer, alle Nachfrage so sehr

übersteigenden Fülle ausgestellt gesehen, daß die Kaufleute um wenigstens einen Theil ihres Kapitals zurückzuerhalten, genöthigt gewesen sind, auf allen Gewinn zu verzichten und mit einem Viertel oder Drittel Verlust loszuschlagen. Zurückgedrängt von Italien hat der Handelsstrom sich auf Deutschland, auf Rußland, auf Brasilien geworfen; allein er hat hier dieselben Hindernisse angetroffen.

„Die letzten Tagblätter kündigen uns ähnliche Verluste in neuen Ländern an. Im Monat August 1818 beklagte man sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung darüber, daß sämmtliche Magazine mit europäischen Waaren angefüllt wären, daß man diese zu niedrigeren Preisen anbiete, als in Europa, ohne verkaufen zu können. Zu Calcutta waren im Juni die Klagen des Handels derselben Art. Ein seltsames Phänomen hatte sich hier gezeigt: England, das Baumwoll-Gewebe nach Indien sendet, dem es folglich gelungen ist, wohlfeiler zu arbeiten, als die halbnackten Bewohner Hindostan's, versteht sich nur dadurch, daß es seine Arbeiter zu einer noch elenderen Existenz gezwungen hat. Doch diese, dem Handel gegebene abgeschmackte Richtung hat nicht lange vorgehalten; gegenwärtig sind englische Produkte in Indien billigeren Kaufs, als in England selbst. Im Monat Mai sah man sich genöthigt, aus Neu-Holland europäische Waaren, die in zu großer Fülle daselbst niedergelegt waren, wieder auszuführen. Buenos-Ayres, Neu-Granada, Chili werden auf gleiche Weise von Waaren erdrückt.

„Die Reise des Herrn Fearon in den Vereinigten Staaten — sie wurde beendigt im Frühling 1818 — gewährt dasselbe Schauspiel auf eine noch auffallendere Art.

Von dem einen Ende dieses so großen Kontinents bis zum andern, giebt es keine Stadt, keinen Flecken, wo die Quantität der zum Verkauf gestellten Waaren die Mittel der Käufer nicht bei weitem übersteigt, obgleich die Kaufleute sie durch langen Kredit und durch jede Art von Erleichterung hinsichtlich der Zahlung, die sie terminweise und in verbrauchbaren Sachen jeder Gattung erhalten, zu verführen bemüht sind.

„Keine Thatsache stellt sich uns an mehren Oertern, unter mannichfaltigeren Gestalten dar, als das Mißverhältniß der Verbrauchsmittel zu den Mitteln der Hervorbringung, als die Unmöglichkeit, worin sich die Produzenten befinden, einer in Verfall gerathenen Betriebsamkeit zu entsagen, und als die Gewißheit, daß ihre Reihen nur durch Bankerotte gelichtet werden können. Wie kommt es nun, daß Philosophen nicht sehen wollen, was den Augen des großen Haufens von allen Seiten einleuchtet?

„Der Irrthum, in welchen sie gerathen sind, rührt gänzlich von dem falschen Prinzip her, daß Hervorbringung und Einkommen eins und dasselben seyen. Herr Ricardo wiederholt es auf Herrn Say's Autorität, und bestätigt es, indem er sagt: „„Herr Say hat auf das Befriedigendste bewiesen, daß es kein Kapital giebt, das, wie beträchtlich es auch seyn möge, nicht angelegt werden könne, weil die Nachfrage nach Produkten nur begränzt wird durch die Produktion. Niemand bringt hervor, es sei denn mit der Absicht, das Hervorgebrachte entweder zu verbrauchen oder zu verkaufen; und man verkauft nie zu einem andern Zweck, als um ein anderes Produkt zu erwerben, das entweder von unmittelbarer Nützlichkeit ist,

oder zu einer künftigen Produktion beitragen kann. Der Produzent wird also Verzehrer seiner eigenen Produkte, oder Käufer und Verzehrer der Produkte irgend eines Andern.""

„Nach diesem Prinzip" — fährt Herr von Sismondi fort — „wird es durchaus unmöglich, die in der Geschichte des Handels am stärksten erwiesene Thatsache — die Ueberfüllung der Märkte — zu fassen, oder zu erklären *).

Für diejenigen, denen die Thatsachen, über welche Herr von Sismondi sich mit Recht betrübt, als folgerichtig erscheinen möchten, will ich zunächst bemerken, daß sie wirklich folgerecht sind, nur daß sie wider ihn selbst auftreten. Es sind in Italien und anderwärts zu viel englische Waaren angeboten worden, weil es nicht genug italiänische Waaren giebt, die den Engländern zusagen. Ein Land kauft immer nur das, was es bezahlen kann; denn, wenn es nicht bezahlte, so würde man sehr bald müde werden, ihm zu verkaufen. Womit nun bezahlen die Italiäner die Engländer? Mit Oelen, mit Seide, mit Rosinen; und wollten sie, über diese und einige andere Artikel hinaus, mehr englische Produkte erwerben — womit würden sie bezahlen müssen? Womit anders, als mit Geld? Geld selbst aber müßten sie erwerben, um die Engländer damit zu bezahlen. Sie sehen nun wohl, mein Herr, daß eine Nation, ein Produkt zu erwerben, gleich dem Privatmanne ihre Zuflucht zu ihren eigenen Produktionen nehmen muß.

*) Nouveaux Principes d'Economie politique, de Sismondi. Tom. I. p. 337. 59.

Man sagt, daß die Engländer an den Oertern, die sie mit ihren Waaren überschwemmt haben, mit Verlust verkaufen. Ich glaube dies sehr gern. Sie vervielfältigen die angebotene Waare, was diese in ihrem Werthe herabsetzt; und sie fordern, so viel es sich thun läßt, nur Geld, was dieses seltener und eben dadurch werthvoller macht.

Ist Geld kostbarer geworden, so giebt man es bei jedem Tausch in geringerer Quantität; und gerade daher rührt es, daß man genöthigt ist, mit Verlust zu verkaufen. Nehmen wir jedoch für einen Augenblick an, die Italiäner hätten mehr Kapital, und zögen aus ihren Ländereien und aus ihren Betriebsamkeitsanstalten mehr Gewinn, mit einem Worte, sie produzirten mehr; und setzen wir zugleich voraus, die englischen Gesetze, anstatt nach den Absurditäten des Handelsgleichgewichts gemodelt zu seyn, hätten, bei gemäßigten Bedingungen, alles zugelassen, was die Italiäner im Stande gewesen wären zur Bezahlung englischer Produkte anzubieten: können Sie, unter dieser doppelten Voraussetzung daran zweifeln, daß die englischen Waaren, welche die Häfen Italiens überfüllen, und sehr viel andere Waaren obendrein, leichten Absatz finden würden?

Brasilien, dieses große, von der Natur so sehr begünstigte Land, könnte hundertmal mehr englische Waaren verschlürfen, als gegenwärtig daselbst verkauft werden. Dazu aber würde erforderlich seyn, daß Brasilien alles hervorbrächte, was es hervorbringen kann. Wie könnte dies jedoch dem armen Brasilien gelingen? Alle Anstrengungen seiner Bewohner werden durch die Verwaltung gelähmt. Verspricht irgend ein Zweig der Betriebsamkeit größeren Gewinn, so bemächtigt sich seiner die Regierung, um ihn

zu tödten. Findet jemand einen kostbaren Stein, so muß er ihn hergeben. Herrliche Aufmunterung, um andere aufzusuchen und sich derselben zum Ankauf europäischer Waaren zu bedienen *)!

Ihrer Seits stößt die englische Regierung, mittels ihrer Zölle und ihrer Eingangsgebüren die Produkte zurück, welche die Engländer von ihrem Verkehr mit dem Auslande zurückbringen könnten, sogar die Nahrungsstoffe, die für ihre Fabriken ein so starkes Bedürfniß sind; und dies alles bloß, weil die englischen Pachter ihr Getreide über achtzig Shilling den Quarter müssen verkaufen können, um übertriebene Steuern berichtigen zu können. Alle Völker beklagen sich über einen Leidenszustand, in welchen sie sich durch ihre eigene Schuld versetzt haben. Ich glaube Kranke zu sehen, die übler Laune sind, die sich jedoch nicht befreien wollen von den Ausschweifungen, welche die erste Ursache ihrer Leiden bilden.

Wohl weiß ich, daß man einen Eichbaum nicht so leicht entwurzelt, wie man gewöhnliches Unkraut ausrauft; ich weiß, daß man alte Schlagbäume, wie verfault sie auch seyn mögen, nicht über den Haufen wirft, wenn sie unterstützt werden von allen den Unsauberkeiten, die sich unter ihrem Schutz gesammelt haben; ich weiß, daß gewisse Regierungen, verderbt und verderbend, der

*) Hierin zeigt sich die falsche und engherzige Politik des englischen Kabinets, welches allenthalben den Despotismus und die Vorurtheile beschützt, die der Entwickelung der Völker am meisten schaden. Dies Kabinet wendet das Geld des englischen Volks an, um andere Völker außer Stand zu setzen, gute Kunden für England zu werden.

Anm. d. Verf.

Monopole und der Schutzsteuern bedürfen, um die Stimme ehrenwerther Majoritäten zu bezahlen, welche die Nationen zu repräsentiren vermeinen; ich bin nicht ungerecht genug, um zu verlangen, daß man im Sinne des allgemeinen Vortheils regiere, um alle Stimmen, ohne sie bezahlt zu haben, zu erhalten. ... Allein, weßhalb sollte ich zu gleicher Zeit davon überrascht seyn, daß so viele fehlerhafte Systeme beklagenswerthe Folgen haben?

Leicht werden Sie, mein Herr, mit mir darin übereinstimmen (zum wenigsten glaube ich es), daß die Völker sich gegenseitig durch ihre Eifersucht, durch ihren schmuzzigen Eigennutz und durch die Unerfahrenheit derer, die sie zu ihren Organen machen, sehr viel Böses zufügen; allein Sie behaupten, daß, selbst mit Voraussetzung liberalerer Einrichtungen, die hervorgebrachten Waaren über die Bedürfnisse der Konsumenten hinausgehen können. Nun wohl, mein Herr, ich lasse mir eine Vertheidigung auf diesem Grund und Boden gefallen. Lassen wir also den Krieg bei Seite, den die Völker sich durch ihre Gränzzollbeamten machen; betrachten wir jedes Volk in seinen Beziehungen auf sich selbst, und mitteln wir einmal für alle aus, ob man außer Stande ist, das zu verbrauchen, was man im Stande ist hervorzubringen.

Sie sagen:

„Herr Say, Herr Mill und Herr Ricardo, diese Haupturheber der neuen Lehre von den Gewinnen, scheinen mir über diesen Gegenstand in mehre Fundamental-Irrthümer verfallen zu seyn. Zuvörderst haben sie die Waaren betrachtet, als wären sie algebraische Zeichen, anstatt Verbrauchs-Artikel zu seyn, die sich nothwendig auf

die Zahl der Konsumenten und auf die Beschaffenheit ihrer Bedürfnisse beziehen müssen *).

Ich weiß nicht, mein Herr, worauf Sie, zum wenigsten, was mich angeht, diese Beschuldigung gründen. Unter allen Gestalten habe ich den Gedanken wiederholt, daß der Werth der Dinge (die einzige Eigenschaft, die sie zu Reichthümern erhebt) gegründet sei auf ihre Nützlichkeit, d. h. auf die Fähigkeit, die ihnen beiwohnt, unsere Bedürfnisse zu befriedigen. „Das Bedürfniß, welches man nach den Dingen hat" — so habe ich mich ausgedrückt — „hängt ab von der physischen und sittlichen Beschaffenheit des Menschen, von dem Klima, das er bewohnt, von den Sitten und von der Gesetzgebung seines Landes. Er hat Bedürfnisse des Körpers, Bedürfnisse des Geistes und des Gemüths, Bedürfnisse für sich, andere für seine Familie, noch andere als Mitglied der Gesellschaft. Eine Bärenhaut und ein Rennthier sind für den Lappländer Gegenstände erster Nothwendigkeit, während einem Lazzarone von Neapel selbst die Benennung unbekannt ist. Dieser kann seinerseits alles entbehren, wenn er nur Makaroni hat. Auf gleiche Weise werden in Europa Gerichtshöfe für eins der stärksten Bande des gesellschaftlichen Körpers gehalten, während die Eingebornen Amerika's, die Araber, die Tartaren, sich ohne dergleichen behelfen.

„Unter diesen Bedürfnissen werden einige durch den Gebrauch befriedigt, den wir von gewissen Dingen machen, welche uns die Natur ohne unser Zuthun gewährt, als da sind: Luft, Wasser, Sonnenlicht. Diese Dinge

*) Principles of political Economy, p. 354.

können wir natürliche Reichthümer nennen, weil die Natur allein die Kosten derselben trägt; und da sie diese Reichthümer ohne Unterschied allen zutheilt, so ist niemand verpflichtet, sich um den Preis irgend eines Opfers zu erwerben. Sie haben daher auch keinen Tauschwerth.

„Andere Bedürfnisse können nur durch den Gebrauch befriedigt werden, den wir von gewissen Dingen machen, denen man die ihnen eigenthümliche Nützlichkeit nicht verleihen konnte, ohne sie einer Modifikation zu unterwerfen, ohne eine Veränderung ihres Zustandes bewirkt, und ohne zu diesem Endzweck irgend eine Schwierigkeit überwunden zu haben. Dieser Art sind die Güter, welche wir durch unsere Bemühungen im Ackerbau, im Handel, in den Gewerben erhalten. Sie sind die einzigen, die einen Tauschwerth haben. Der Grund ist einleuchtend: durch die bloße Thatsache ihrer Produktion sind sie das Resultat eines Tausches, in welchem der Produzent seine produktiven Dienste hingegeben hat, um dieses Produkt zu empfangen. Man kann sie, von jetzt an, von ihm nur in Kraft eines andern Tausches erhalten, indem man ihm ein anderes Produkt giebt, das er eben so werth hält, wie das seinige.

„Diese Dinge können gesellschaftliche Reichthümer genannt werden, weil kein Austausch möglich ist, ohne daß es eine gesellschaftliche Beziehung giebt, und weil das Recht, etwas, das man entweder durch die Produktion, oder durch den Tausch erhalten hat, ausschließend zu besitzen, nur im Zustande der Gesellschaft garantirt werden kann."

Ich füge hinzu: „Bemerken wir auch noch, daß die gesellschaftlichen Reichthümer, als solche, die einzigen sind, welche

welche der Gegenstand eines wissenschaftlichen Studiums sind, 1) weil sie die einzigen abschätzbaren, oder wenigstens die einzigen sind, deren Abschätzung nicht willkührlich ist; 2) weil sie allein sich bilden, sich vertheilen und sich verbrauchen nach Gesetzen, die sich genau angeben lassen.

Heißt dies, die Produkte als algebraische Zeichen betrachten, indem man abstrahirt von der Zahl der Konsumenten und von der Beschaffenheit ihrer Bedürfnisse? Stellt diese Lehre nicht, im Gegentheil, fest, daß unsere Bedürfnisse allein uns bestimmen, die Opfer zu bringen, mittels welcher wir die Produkte erhalten? Diese Opfer sind der Preis, den wir bezahlen, um sie zu haben. Sie bezeichnen, nach Adam Smith, diese Opfer durch die Benennung von Arbeit (labour). Dieser Ausdruck ist jedoch unzureichend: denn jene umfassen das Zusammenwirken der Ländereien und der Kapitale. Ich nenne sie produktive Opfer. Sie haben allenthalben einen laufenden Preis. Geht dieser über den Werth der hervorgebrachten Sache hinaus, so entspringt daraus ein unvortheilhafter Tausch, in welchem man mehr Werth verbraucht, als man geschaffen hat. Hat man dagegen ein Produkt hervorgebracht, das die Dienste aufwiegt, so werden diese durch das Produkt bezahlt, dessen Werth, indem er sich unter die Produzenten vertheilt, ihre Einkünfte bildet. Sie begreifen wohl, daß diese Einkünfte nur in sofern Statt finden, als das Produkt einen Tauschwerth hat, und daß es einen solchen nur dadurch erhalten kann, daß man in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft ein Bedürfniß danach hat. Ich abstrahire demnach nicht von diesem Bedürfniß, ich schätze es auch nicht willkührlich ab. Ich nehme es

vielmehr für das, was es wirklich ist, für das, was die Konsumenten wollen, daß es sei. Im Nothfalle hätte ich Ihnen mein ganzes drittes Buch zitiren können, welches die verschiedenen Arten der Konsumtion, ihre Beweggründe und ihre Resultate umständlich abhandelt. Allein ich mag weder Ihre Aufmerksamkeit, noch Ihre Augenblicke mißbrauchen. Doch weiter!

Sie sagen: „Es ist keineswegs eine thatsächliche Wahrheit, daß Waaren sich immer gegen Waaren austauschen. Der größte Theil der Waaren wird direkt gegen produktive oder nicht-produktive Arbeit ausgetauscht; und es ist einleuchtend, daß diese ganze Masse von Waaren, verglichen mit der Arbeit, gegen welche sie ausgetauscht werden muß, durch ihre Ueberfülle eben so gut in ihrem Werthe fallen kann, wie eine einzelne Waare durch ihre Ueberfülle in ihrem Werthe in Beziehung auf Arbeit oder auf Münze fallen kann." *)

Erlauben Sie mir, zuvörderst zu bemerken, daß ich nicht gesagt habe, daß Waaren (commodities) sich immer gegen Waaren austauschen, wohl aber, daß Produkte nur durch Produkte gekauft werden.

Zweitens könnten diejenigen, die den Ausdruck Waaren zulassen, Ihnen antworten, daß, wenn man Waaren hingiebt, um Arbeit damit zu vergüten, man, der Wirklichkeit nach, diese Waaren gegen andere Waaren austauscht, d. h. gegen solche, die aus der erkauften Arbeit entspringen. Doch diese Antwort ist unzureichend für diejenigen, welche das Phänomen der Hervorbringung unserer Reichthümer vollständiger auffassen. Erlauben Sie mir, Ihnen

*) Principles of political Economy pag. 353.

ein auffallendes Bild vorzulegen. Das Publikum, das über uns beide urtheilt, wird, wenn ich nicht sehr irre, darin eine bedeutende Erleichterung finden, den Werth Ihrer Einwendungen und meiner Antworten gehörig zu fassen.

Um die Betriebsamkeit, die Kapitale, die Ländereien in dem Werk der Produktion thätig zu sehen, personifizire ich dieselben; und ich mache die Entdeckung, daß jede dieser Personen ihre Dienste, welche ich produktive Dienste nenne, einem Unternehmer verkauft, der ein Kaufmann, ein Manufakturist oder ein Pachter ist. Dieser Unternehmer, nachdem er die Dienste eines Grundstücks dadurch erkauft hat, daß er dem Grundbesitzer eine Zins bezahlt; ferner die Dienste eines Kapitals, durch Entrichtung eines Zinses an den Kapitalisten; endlich die Betriebsamkeits-Dienste der Arbeiter, der Aufseher, durch Entrichtung eines Arbeitslohnes oder Gehalts; dieser Unternehmer, sag' ich, verbraucht alle diese produktiven Dienste, und aus diesem Verbrauch geht ein Produkt hervor, das einen Werth hat.

Der Werth der Produkte, vorausgesetzt, daß er gleichkommt den Produktions-Kosten, d. h. dem Preise, welcher für alle produktiven Dienste vorausgehen mußte, ist hinreichend, um die Gewinne aller derjenigen zu bezahlen, welche, direkt oder indirekt, zu dieser Produktion mitgewirkt haben. Der Gewinn des Unternehmers, für dessen Rechnung die Operation gemacht worden ist, repräsentirt, wenn man absieht von dem Interesse des Kapitals, das er darauf verwendet haben kann, den Lohn für seine Zeit und sein Talent, d. h. für seine eigenen produktiven Dienste. Ist sein Talent groß und sind seine Berechnungen richtig gewesen, so ist sein Gewinn erheblich; hat er, anstatt des

Talentes, Unerfahrenheit und Unbesonnenheit in sein Geschäft gebracht, so ist es sehr wohl möglich, daß er nicht nur nichts gewonnen, sondern sogar verloren hat. Den Unternehmer treffen als Unfälle; dafür aber ist er auch derjenige, welcher von allen günstigen Wechseln Vortheil zieht.

Alle Produkte, welche tagtäglich unsere Augen treffen, so wie alle diejenigen, welche unsere Einbildungskraft fassen kann, sind durch Operationen gebildet worden, welche den von mir angedeuteten gleichkommen, aber auf unendlich verschiedene Weise kombinirt werden können. Das, was Unternehmer auf der einen Seite für ein Produkt leisten, dasselbe leisten Andere von einer andern Seite für andere Produkte. Nun aber sind es diese verschiedenen Produkte, die, indem sie sich gegen einander austauschen, gegenseitig das eine dem andern einen Absatz darbieten. Das größere oder geringere Bedürfniß, das man nach einem dieser Produkte im Vergleich zu andern hat, bestimmt den größeren oder geringeren Preis, um welchen man es erwirbt, d. h. die größere oder geringere Quantität jedes andern Produkts. Das Zahlmittel ist dabei nur ein vorübergehendes Agens, das, wenn der Austausch beendigt ist, nicht weiter in Betrachtung kommt, und seine Anwendung bei andern Austauschungen sucht.

Mit dem Betrieb, mit den Zinsen und Arbeitslöhnen, welche die aus dieser Produktion hervorgehenden Gewinne bilden, erkaufen die Produzenten die Gegenstände ihres Verbrauchs. Die Produzenten sind zu gleicher Zeit Konsumenten; und da die Natur ihrer Bedürfnisse in verschiedenen Graden auf die Nachfrage nach den verschiedenen

Produkten einfließt: so begünstigt sie stets, wenn es nicht an Freiheit fehlt, die nothwendigste Produktion; denn diese gewährt ihren Unternehmern den meisten Gewinn eben dadurch, daß sie die stärkste Nachfrage für sich hat.

Ich habe gesagt, daß, um besser zu beobachten, wie Betriebsamkeit, Kapitale und Grundstücke in den Operationen der Hervorbringung wirksam seien, ich dieselben personifizirte und in den von ihnen geleisteten Diensten beobachtete. Dies ist hier jedoch keine müssige Fiktion; dies sind Thatsachen. Die Betriebsamkeit wird repräsentirt durch die Betriebsamen aller Ordnungen, die Kapitale durch die Kapitalisten, und die Ländereien durch ihre Eigenthümer. Diese drei Ordnungen von Personen sind es, welche die produktive Wirksamkeit ihres Werkzeugs verkaufen und seine Zinsen stipuliren. Man kann meine Ausdrücke tadeln, allein alsdann muß man bessere in Vorschlag bringen; denn läugnen läßt sich nicht, daß die Dinge sich so machen, wie ich gesagt habe. Ich habe Thatsachen dargestellt. Man kann meine Darstellungsweise bekritteln; man glaube aber nicht, daß man die Thatsachen erschüttern werde. Diese stehen nun einmal da, und werden sich selbst vertheidigen. Kehren wir jetzt zu ihrer Anklage zurück!

Sie sagen, mein Herr, daß viele Waaren durch Arbeit gekauft werden müssen; und ich — ich gehe noch weiter, als Sie: denn ich sage, daß alle Waaren auf diese Weise gekauft werden müssen, indem ich den Ausdruck: „Arbeit“ *) auf den Dienst ausdehne, den die Kapitale

*) Was die englischen Schriftsteller nicht selten dunkel macht, ist der Umstand, daß sie, nach dem Beispiele Adam Smiths, unter

und die Grundstücke leisten. Ich sage, daß sie nur auf diese Weise erkauft werden können; daß man stets durch solche Dienste den Dingen Nützlichkeit und Werth ertheilt, und daß sich sodann zwei Entschließungen darbieten, welche genommen werden können, nämlich die Nützlichkeit und folglich der Werth, den wir hervorgebracht haben, selbst zu verbrauchen, oder uns seiner zu bedienen und eine von Andern hervorgebrachte nützliche und werthvolle Sache zu kaufen. In beiden Fällen kaufen wir Waaren durch produktive Dienste, und dabei gilt, daß wir davon um so mehr kaufen können, als wir mehr produktive Dienste auslegen.

Sie, mein Herr, behaupten, daß es keine immaterielle Produkte giebt. Ei, ei! ursprünglich giebt es keine andere. Selbst ein Feld leistet der Produktion nur seinen Dienst, und dieser ist ein immaterielles Produkt. Es dient als Schmelztiegel, in welchen sie ein Mineral legen und aus welchem Metall und Schlacke fließt. Giebt es wohl Theilchen des Schmelztiegels in diesen Produkten? Nein, der Schmelztiegel dient einer neuen produktiven Operation. Giebt es wohl einige Theile des Feldes in der Erndte, die aus demselben hervorgegangen ist? Ich antworte auf gleiche Weise mit Nein; denn wenn ein Grundstück sich abnutzte, so würde es, nach Verlauf einer Reihe von Jahren, gänzlich verbraucht sein; ein Acker giebt nur das zurück, was man ihm anvertraut hat, aber er giebt

---

der Benennung „Arbeit" (labour) die Dienste vermengen, welche von Menschen, Kapitalen und Grundstücken geleistet werden.

Anm. d. Verf.

es mit einer Verarbeitung zurück, welche ich den produktiven Dienst des Feldes nenne. Man kann mich wegen des Worts zur Rede stellen; allein ich fürchte nie die Chikanen, welche man mir wegen der Sache macht: denn die Sache ist und wird bestehen; so lange man Staatswirthschaft studirt, wird man die Thatsache anerkennen, welche Benennung man ihr zu geben auch für gut befinden mag.

Der Dienst, welchen ein Kapital in irgend einer Unternehmung leistet, diese betreffe den Handel, den Ackerbau oder die Manufaktur, ist, auf gleiche Weise, ein immaterielles Produkt. Der, welcher ein Kapital unproduktiv verbraucht, zerstört das Kapital selbst; der, welcher es auf eine reproduktive Art verbraucht, konsumirt das materielle Kapital und außerdem den Dienst dieses Kapitals, der ein immaterielles Produkt ist. Wenn ein Färber für 1000 Fr. Indigo in seinen Farbekessel legt, so verbraucht er für 1000 Fr. Indigo, materielles Produkt; außerdem aber verbraucht er die Zeit dieses Kapitals, seinen Zins. Die Färbung, welche er aus dem Kessel zieht, giebt ihm den Werth des materiellen Kapitals, das er verwendet hat, außerdem aber den Werth des immateriellen Dienstes desselben Kapitals zurück.

Der Dienst des Arbeiters ist auch ein immaterielles Produkt. Der Arbeiter kommt aus seiner Manufaktur Abends mit seinen zehn Fingern, wie er Morgens in dieselbe eingetreten ist. Nichts Materielles hat er in der Werkstätte zurückgelassen. Es war also ein immaterieller Dienst, den er einer produktiven Operation geleistet hat. Dieser Dienst ist das tägliche, jährliche Produkt eines Fonds, den

ich seine Betriebsamkeits-Fähigkeiten nenne und der seinen Reichthum ausmacht: ein armseliger Reichthum, vorzüglich in England, und ich könnte den Grund davon angeben.

Dies alles bildet immaterielle Produkte, die man bezeichnen mag, wie man wolle, die aber deßhalb nicht weniger immaterielle Produkte seyn werden, welche sich austauschen gegen materielle Produkte und in allen Austauschungen ihre laufenden Preise suchen: Preise, die, wie alle laufende Preise, gegründet sind auf das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage.

Alle diese Dienste der Betriebsamkeit, der Kapitale und der Grundstücke sind Produkte, die nicht von der Materie abhängen, gleichwohl aber unser Aller Einkommen bilden... Wie! unser Einkommen wäre immateriell?!! — Ja, mein Herr, ganz und gar: denn, wenn das nicht der Fall wäre, so müßte die Masse der Materien, welche den Erdball ausmachen, sich Jahr aus Jahr ein vermehren; und dies würde deßhalb nöthig sein, weil wir sonst nicht jedes Jahr neues materielles Einkommen haben könnten. Wir schaffen, wir zerstören kein einziges Atom. Wir beschränken uns darauf, die Kombinationen zu verändern, und alles, was wir hierzu thun, ist immateriell, ist Werth; und dieser gleichmäßig immaterielle Werth ist das, was wir täglich, jährlich verbrauchen und was uns Leben giebt: denn der Verbrauch ist eine Veränderung der Form, welche dem Stoffe gegeben ist, oder, wenn Sie lieber wollen, eine Zersetzung der Form, wie die Produktion eine Zusammensetzung derselben ist. Wenn Sie in allen diesen Sätzen etwas Paradoxes antreffen sollten, so betrachten Sie nur die Dinge, welche dadurch ausgedrückt werden, und ich

müßte mich sehr irren, oder sie werden Ihnen sehr einfach und vernünftig vorkommen.

Ohne diese Analyse, fordere ich Sie heraus, die Totalität der Thatsachen zu erklären; zum Beispiel zu erklären, wie dasselbe Kapital jedesmal verbraucht wird, produktiv von dem Unternehmer und unproduktiv von seinem Arbeiter. Mittels dieser Analyse wird man gewahr, daß der Arbeiter seine Arbeit, die Frucht seiner Fähigkeit, bringt; er verkauft sie dem Unternehmer, bringt seinen Tagelohn, der sein Einkommen bildet, nach Hause, und verbraucht denselben auf eine unproduktive Weise. Der Unternehmer seinerseits, der die Arbeit des Werkmanns gegen einen Theil seines Kapitals gekauft hat, verbraucht dasselbe auf eine reproduktive Weise, wie der Färber reproduktiv den Indigo verbraucht, den er in seinen Kessel geworfen hat. Diese auf eine reproduktive Weise zerstörten Werthe kommen wieder zum Vorschein in dem Produkt, das aus den Händen des Unternehmers tritt. Nicht das Kapital des Unternehmers bildet das Einkommen des Werkmanns, wie Herr v. Sismondi es behauptet. In den Werkstätten, nicht in der Hauswirthschaft des Werkmanns, verzehrt sich das Kapital des Unternehmers. Der in der Behausung des Werkmanns verbrauchte Werth hat eine andere Quelle; er ist das Produkt seiner industriellen Fähigkeiten. Der Unternehmer weiht einen Theil seines Kapitals dem Ankaufe dieser Arbeit. Nachdem er dieselbe gekauft hat, verbraucht er sie, und der Werkmann seinerseits verbraucht den Werth, den er im Austausch seiner Arbeit erhalten hat. Allenthalben, wo es einen Austausch giebt, giebt es zwei fertige Werthe, die gegen einander ausgetauscht wer-

den; und allenthalben, wo es zwei fertige Werthe giebt, kann es zweierlei Verbrauche geben, und giebt es deren wirklich *).

Eben so verhält es sich mit dem persönlichen Dienst, den das Kapital leistet. Der Kapitalist, der es austhut, verkauft den Dienst, die Arbeit seines Werkzeugs; den täg-

*) Ein Domestik bringt persönliche Dienste hervor, welche in ihrer Totalität von seinem Herrn unproduktiv verbraucht werden, sobald sie hervorgebracht sind. Der Dienst eines öffentlichen Beamten wird auf gleiche Weise von dem Publikum verbraucht, so wie er eben geleistet ist. Das ist der Grund, weßhalb diese verschiedenen Dienste sich nicht mit einer Vermehrung der Reichthümer vertragen. Der Verzehrer genießt diese Dienste; allein er kann sie nicht anhäufen. In meinem Traité d'Economie politique Band I. Seite 124 ist dies umständlicher erklärt. Hiernach begreift man nicht, wie Herr Malthus Seite 35 seines Werks drucken lassen konnte, „daß sich die Fortschritte, welche Europa seit den Zeiten der Feudalität gemacht hat, nicht erklären lassen, wenn man die persönlichen Dienste für eben so produktiv hält, wie die Arbeit der Kaufleute und der Manufakturisten." Es verhält sich mit diesen Diensten, wie mit der Arbeit des Gärtners, welcher Salate und Erdbeeren gezogen hat. Der Reichthum Europa's rührt ganz gewiß nicht von den Erdbeeren her, welche hervorgebracht sind, weil sie, wie ein persönlicher Dienst, auf eine unproduktive Weise ganz verbraucht werden mußten, so wie sie reif wurden, wenn gleich nicht ganz so schnell, wie persönliche Dienste.

Ich führe hier die Erdbeeren als ein Produkt sehr kurzer Dauer an; doch befördert ein Produkt die Anhäufung nicht dadurch, daß es von Dauer ist. Dies geschieht vielmehr dadurch, daß es auf eine solche Weise verbraucht wird, daß sein Werth sich in einem andern Gegenstande wieder erzeugt. Denn, dauerhaft oder nicht, jedes Produkt ist dem Verbrauch geweiht, und dient zu irgend einem Zweck nur durch seinen Verbrauch; (dieser Zweck ist entweder Befriedigung eines Bedürfnisses, oder Hervorbringung eines Werths). Unternimmt man es, über Staatswirthschaft zu schreiben, so muß man vorher sich von dem Gedanken lossagen, daß ein dauerhaftes Produkt sich besser anhäuft, als ein flüchtiges.

lichen oder jährlichen Preis, den ein Unternehmer ihm zahlt, nennt man Zins. Die beiden Terme des Tausches sind von der einen Seite der Dienst des Kapitals und von der andern der Zins. Indem der Unternehmer das Kapital auf eine reproduktive Weise verbraucht, verbraucht er zu gleicher Zeit den Dienst des Kapitals auf reproduktive Weise. Seinerseits verbraucht der Darleiher, welcher den Dienst des Kapitals verkauft hat, auf eine unproduktive Weise den Zins, der ein materieller Werth ist, welchen er für den immateriellen Dienst des Kapitals in Tausch gegeben hat. Darf man sich darüber wundern, daß es einen doppelten Verbrauch giebt, den des Unternehmers, um seine Produkte zu bewerkstelligen, und den des Kapitalisten, um jene Bedürfnisse zu befriedigen? Es giebt hier ja, wie bei den Formen eines Austausches, zwei Werthe, die aus zwei verschiedenen Fonds hervorgehen, und beide ausgetauscht und verbrauchbar sind.

Sie sagen, mein Herr: „Die Unterscheidung produktiver und nicht produktiver Arbeit sei der Schlußstein in Adam Smith's Werke, und man werfe dasselbe gänzlich über den Haufen, wenn man, wie ich, Arbeiten für produktiv erkläre, die in keinem materiellen Gegenstande fixirt sind." Nein, mein Herr, das ist nicht der Schlußstein in Adam Smith's Werke, weil, auch wenn dieser Stein erschüttert wird, das Werk unvollkommen ist, ohne deßhalb minder solid zu seyn. Was dieses vortreffliche Buch immer oben erhalten wird, ist der Umstand, daß man auf allen Seiten ausgesprochen findet, der Tauschwerth der Dinge sei das Fundament alles Reichthums. Nur seitdem dies ausgesprochen worden, ist die Staatswirthschaftslehre

zu einer positiven Wissenschaft geworden; denn der laufende Preis jeder Sache ist eine bestimmte Größe, deren Elemente sich analysiren lassen, indem man zugleich die Ursachen angeben, die Beziehungen studiren und die Abwechselungen vorher sehen kann. Entfernt man aus der Definition der Reichthümer diesen wesentlichen Charakter, so stürzt man, mit Ihrer Genehmigung sei es gesagt, die Wissenschaft in das Unbestimmte zurück und zwingt sie zum Rückschreiten.

Weit davon entfernt, die berühmten Untersuchungen über den Reichthum der Nationen zu erschüttern, unterstütze ich sie in dem, was in ihnen wesentlich ist. Dabei glaube ich jedoch, daß Adam Smith sehr reelle Tauschwerthe verkannt hat, indem er diejenigen verkannte, welche sich an solche produktive Dienste knüpfen, welche keine Spur zurücklassen, weil man sie in ihrer Totalität verbraucht. Ich glaube, daß er gleichmäßig die sehr reellen Dienste verkannt hat, welche sogar in materiellen Produkten Spuren zurücklassen; dieser Art sind die Dienste der Kapitale, welche unabhängig von dem Verbrauche des Kapitals selbst verbraucht worden. Ich glaube, daß er sich in unendliche Dunkelheiten dadurch gestürzt hat, daß er den Verbrauch der Betriebsamkeits-Dienste eines Unternehmers nicht von den Diensten seines Kapitals während der Hervorbringung unterschied: eine Unterscheidung, welche bei dem Allen so wesentlich ist, daß es keine Handelsgesellschaft giebt, welche nicht Klauseln enthält, die hierauf bezogen werden müssen.

Ich verehre Adam Smith; er ist mein Lehrer und Wegweiser. Als ich die ersten Fortschritte in der Staats-

wirthschaft machte und, noch wankend, auf der einen Seite von den Vertheidigern des Handels-Gleichgewichts, auf der andern von den Vertheidigern des Rein-Ertrages hin und her gezerrt wurde und bei jedem Schritte stolperte, da zeigte er mir die rechte Bahn. Gestützt auf seinen Reichthum der Nationen, der uns zugleich den Reichthum seines Geistes offenbart, lernte ich allein gehen. Gegenwärtig gehöre ich keiner Schule an; und nie werde ich mich so lächerlich machen, wie die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu, welche Newtons Elemente mit Kommentaren übersetzten. Wohl fühlten sie, daß die Gesetze der Physik nicht auf's beste zu den Gesetzen Loyola's paßten; auch unterließen sie nicht, dem Publikum anzuzeigen, daß, obgleich sie scheinbar die Bewegung der Erde bewiesen hatten, um die Entwickelung der himmlischen Physik zu vervollständigen, sie deßhalb doch nicht weniger den Dekreten des Papstes getreu blieben, welcher diese Bewegung nicht zugestand. Nur den Dekreten der ewigen Vernunft habe ich mich unterworfen; und so wage ich zu sagen: „Adam Smith hat nicht das Ganze des Phänomens der Hervorbringung und des Verbrauchs der Reichthümer umfaßt; allein er hat so viel gethan, daß wir mit Erkenntlichkeit für ihn durchdrungen seyn müssen. Dank sei ihm dafür, die unbestimmteste, die dunkelste der Wissenschaften wird nach kurzer Zeit die bestimmteste werden, d. h. die, welche von allen die wenigsten Thatsachen unerklärt lassen wird."

Vergegenwärtigen wir uns also die Produzenten (und darunter verstehe ich die Besitzer von Kapitalen und Grundstücken eben so sehr, als die Besitzer industrieller Fähigkeiten), vergegenwärtigen wir uns sie als einer dem andern

zuvoreilend mit ihren produktiven Dienſten, oder die Nützlichkeit, welche daraus hervorgegangen iſt (eine immaterielle Eigenſchaft). Dieſe Nützlichkeit — iſt ſie etwas Anderes, als ihr Produkt? Bald iſt dieſes in einem materiellen Gegenſtande fixirt, welcher ſich mit dem immateriellen Produkt überträgt, an und für ſich jedoch von keiner Wichtigkeit, ja ſo viel als gar nichts in der Staatswirthſchaft iſt; denn Materie, welche keinen Werth hat, iſt nicht Reichthum. Bald überträgt es ſich, d. h. er wird von dem Einen verkauft und von dem Andern gekauft, ohne auf irgend eine Weiſe fixirt zu ſein; ſo verhält es ſich mit dem Rath eines Arztes und Advokaten, ſo mit dem Dienſte des Militairs und des Staatsbeamten. Alle vertauſchen die Nützlichkeit, welche ſie hervorbringen, gegen die, welche von Andern hervorgebracht wird, und in allen denjenigen dieſer Austauſchungen, welche einer freien Konkurrenz überlaſſen ſind, je nachdem die von Paul dargebotene Nützlichkeit mehr oder minder gefordert wird, als die von Jakob dargebotene, verkauft ſich dieſelbe mehr oder minder theuer, d. h. erhält ſie mehr oder minder von der durch den letztern hervorgebrachten Nützlichkeit. Nur in dieſem Sinne darf man den Einfluß der verlangten Quantität und der angebotenen Quantität verſtehen, was die Engländer durch die Wörter Want und Supply ausdrücken.

Dies, mein Herr, iſt keineswegeſ eine Lehre, die nachträglich und auf Veranlaſſung gebildet worden iſt. Sie iſt aufgezeichnet und niedergelegt in mehren Stellen meines Traité d'Economie politique; und mittels meines Auszuges iſt ihre Uebereinſtimmung mit allen übrigen Prinzipien der Wiſſenſchaft und mit allen dieſelbe begrün-

denden Thatsachen auf's Sicherste festgestellt. Schon wird sie in verschiedenen Theilen Europa's für gültig gehalten; allein ich wünsche sehnlichst, daß sie auch Ihre Ueberzeugung gewinnen und Ihnen als würdig erscheinen möge, von einem Lehrstuhl verkündet zu werden, den Sie mit so viel Glanz ausfüllen.

Nach diesen nothwendigen Aufschlüssen werden Sie mich nicht eitler Spitzfindigkeiten beschuldigen, wenn ich mich auf Gesetze stütze, von welchen ich nachgewiesen habe, daß sie sich auf die Natur der Dinge und auf Thatsachen gründen, die aus dieser abfließen.

Waaren, sagen Sie, vertauschen sich nicht bloß gegen Waaren, sie vertauschen sich auch gegen Arbeit. Wenn die Arbeit ein Produkt ist, das die Einen verkaufen und die Andern kaufen, und das die letzteren verbrauchen, so wird es mir keine Mühe verursachen, sie eine Waare zu nennen; und auch Ihnen, mein Herr, wird es eben nicht schwerer werden, alle übrigen Waaren dieser gleich zu stellen; denn auch sie sind Produkte. Indem Sie nun die einen und die andern unter der Geschlechts-Benennung von Produkten zusammenfassen, werden Sie vielleicht zugeben, daß man Produkte nur durch Produkte kauft.

(Fortsetzung folgt.)

# Charakteristik

des

# Herrn von Villele.

(Aus dem Französischen.)

Während der Sitzung des Jahres 1821 trat in der Deputirten-Kammer ein merkwürdiger Zwischenfall ein. Ein Offizier des Generalstabes (der Oberst Alix) richtete an die Kammer eine Petition, wodurch er die Mitglieder derselben aufforderte, die Charta zu respektiren, und alle Gesetze, die ihr entgegen wären, abzuschaffen. Nie kam eine Bittschrift mehr zur rechten Zeit. Herr von Villele stand im Begriff zur Macht zu gelangen.

Einige Deputirte fühlten sich beleidigt, und stürzten, sehr aufgebracht, der Rednerbühne zu, um Genugthuung zu fordern wegen dieser Unverschämtheit. „Hatten sie nicht der Charta Gehorsam geschworen, indem sie zu gleicher Zeit dem Könige den Treu-Eid geleistet hatten? Glaubte man denn, daß sie fähig wären, ihre Eide zu verletzen?" Es gab viel Lärm und starke Aeusserungen des Zorns. Die gerade gegenwärtigen Minister betheuerten, die Hand

auf's Herz legend, ihre Anhänglichkeit an der Konstitution; die Opposition murrte und ließ ihre drohende Stimme vernehmen. Mit gegenseitiger Erbitterung begann der Kampf zwischen den beiden Partheien, als Herr Villele, welcher, als Mitglied des Konseils ohne Titel und Portefeuille, auf der Ministerbank saß, seine beiden Ellenbogen auf die marmorne Balluſtrade des Rednerſtuhls mit jener Nachläſſigkeit und Kälte legte, die ihn ſo ſehr von ſeinen Kollegen, den Abgeordneten des Süden, unterſchied. Zum erſten Male ſah ich damals dieſen mageren Körper, gehüllt in ein blaues mit Silber geſticktes Kleid, und dieſes lange gelbliche Geſicht, an welchem man, in einiger Entfernung, nichts weiter unterſchied, als eine hervorſpringende, über den Mund hin groteſk gebogene Naſe, welche dieſen ſo gut verbarg, daß ſie ſeine Verrichtungen zu uſurpiren und allein ein näſelndes Wort hervorzubringen ſchien, an welches man ſich nur mit Mühe gewöhnte. Man vernahm ihn mit viel Herablaſſung. Herr Villele war bereits eine ſittliche Macht. Mit ſeinem Freunde Corbiere, leitete er einen großen Theil der rechten Seite der Kammer, und ſeit Kurzem hatte er ſich, faſt mit Gewalt, in den Miniſter-Rath eingeführt, aus welchem man bis dahin den mißtrauiſchen Herzog von Richelieu verdrängt hatte. Herr Villele war nichts weniger als aufgebracht, erhitzte ſich auf keine Weiſe, ſprach nicht von ſeinen Eiden, und fühlte ſich für ſein Theil gar nicht dadurch beleidigt, daß die Kammer in den Verdacht gerathen war, als gebe ſie ſich zu Verletzungen der Charta her. Er begnügte ſich mit der Bemerkung, daß die von mehren Rednern in Bezug auf die Bittſchrift des Oberſten Alix erhobenen Fragen bei der

Erörterung des Budgets Platz finden würden, daß es nicht an der Zeit sei, sich auf diese Weise zu erhitzen. ... Und so trug er in dem treuherzigsten und einfachsten Tone auf den Schluß an. Wer je gesehen hat, welche Wirkung ein über bissige Hunde ausgegossener Wassereimer hervorbringt, der hat einen deutlichen Begriff von der Wirkung, welche Herrn Villele's Rede machte.

Nur Kasimir Perier, dieser stets kochende Vulkan, besänftigte sich nicht unter diesen Regen von Eisworten. Er schwang sich auf den Rednerstuhl, den gleichzeitig der General Donadieu erklomm. Während sich also von der einen Seite der schwarze Krauskopf dieser hohen Gestalt erhob, zeigte sich von der andern das zornige und stolze Gesicht Perier's; und Herr Villele, ohne das Mindeste von seiner Gelassenheit einzubüssen, befand sich zwischen den beiden heftigsten Rednern der rechten und der linken Seite. Indem Frau von Stael von Cambaceres als Adjunkt des Konsulats von Sieyes und Bonaparte spricht, nennt sie ihn Baumwolle, welche zwischen zwei Porzellan-Vasen angebracht ist. Herr Villele erschien, bei dieser Gelegenheit, wie ein feines Stück Papier zwischen zwei eisernen Hämmern.

Kasimir Perier, welcher sehr wohl ahnete, daß die Gewalt sich in der Hand vereinigen würde, die neben der seinigen auf dem Rednerstuhl ruhete, verschmähete die Bekämpfung des Ministeriums, und wendete sich nur gegen Herrn Villele, welcher nicht abgewartet hatte, daß die Reihe zu reden an ihn gekommen war. Mit welchem Rechte hatte man ihm den Vorzug ertheilt? „Als Minister also hätte er das Wort erhalten?" fragte Perier, in-

dem er ihn mit verstelltem Erstaunen ansah. „Minister!“ hob er mit verstärktem Tone an, „wir müssen alsdann damit anfangen, daß wir die Frage aufstellen: Dürfen wir es leiden, daß ein Minister, der keine Verrichtungen hat, und den man nicht zu bezeichnen weiß, weil es ihm an einem Portefeuille fehlt, auf diese Weise das Wort ergreifen und die Ordnung der Erörterung verkehren könne? Ich gestehe, meine Herren, daß ich nicht weiß, wie man diese Art von Ministern benennen soll. Möchten Sie wohl, setzte er hinzu, indem er sich gegen Herrn Villele wendete, möchten Sie wohl, daß man Sie Minister der Schließung nenne?“ Bei diesem witzigen Einfalle schien Herr Villele, zum Erstaunen der Kammer, ein wenig verlegen und verwirrt.

Vermöge eines natürlichen Scharfblicks hatte Perier zugleich den Minister und die Beschaffenheit seines Ministeriums errathen. Während der sieben Jahre seiner Minister-Gewalt war Herr Villele nichts weiter, als der Minister der Schließung, stets dem letzten Worte der Erörterung entwischend, unablässig die Entscheidung auf den folgenden Tag verlegend, ein entschiedener Feind jeder Beendigung, der sich ein Resultat immer nur dann gefallen ließ, wenn er sich vorher nach einem Auswege umgesehen hatte, auf welchem er entschlüpfen konnte. So verhielt es sich mit der Politik des Herrn Villele. Sie gab seinem Ministerium eine siebenjährige Dauer; aber sie hat die Regierung der Bourbons vielleicht um eben so viel Jahre vermindert.

Herr Villele war einer von den seltenen Charakteren, welche das Unglück nicht erbittert, einer von den Wenigen,

deren Ideen nicht durch das Elend verfälscht werden, und die sich nicht die Mühe geben, die ganze Gesellschaft verantwortlich zu machen für ihre Unfälle. Ein solcher Charakter, verbunden mit einer großen Gewandtheit, mußte triumphiren über alle kleine Widerwärtigkeiten, die ihn bestürmten. Er überwand sie, und führte, wie man gesehen hat, denjenigen, der ihn besaß, zu einem hohen Glücke. Doch hier erloschen und erstarben alle diese, in einer niedrigeren Lage so glänzenden Eigenschaften, und fühlbar wurde die Abwesenheit der großen Ansichten und umfassenden Gedanken, welche das Genie allein bewahrt und mitten unter den Verlegenheiten eines beengten Lebens nährt. Einmal festgestellt in dem hohen und geräumigen Kreise, in welchen List und Geduld ihn eingeführt hatten, fand Herr Villele, um sich in demselben zu behaupten, nichts weiter in sich, als diese List und diese Geduld. Wo das Genie Napoleon's nicht ausgereicht haben würde, um den Freiheitssaft, welcher die ganze junge Generation belebte, zu einem edlen Ziele hinzuleiten, und die wüthende Vorliebe für den Despotismus, welche unter den ungestümen Greisen der Monarchie zum Ausbruch kam, zu zügeln, trat nur ein Mazarin ein, dem es zwar nicht an Gewandtheit fehlte, und dessen feiner und versöhnender Geist ganz gewiß die Fronde beendigt und den großen Intriguen, wie den kleinen Aufständen dieser lustigen Epoche, Trotz geboten haben würde, der jedoch keineswegs so ausgestattet war, daß er die gerade damals herrschenden Leidenschaften hätte bewältigen können. Man hat Herrn Villele einen großen Minister genannt; doch Herr Villele war nur ein großer Geschäftsmann. Um sein Ministerium zu preisen, hat man

sich auf die Wohlfahrt des Landes gestützt. Auch England befand sich wohl unter Walpole; doch mit allem Gedeihen würde es am Krebsschaden gestorben seyn, wenn Chatham es nicht regenerirt hätte. Was Frankreich betrifft, so wird es bis zu dieser Stunde von der Krätze verzehrt, womit Herrn Villele's Ministerium dasselbe bedeckt hat.

Herrn Villele's politische Bestimmung war bereits gesichert, als zum ersten Male sein Name im Publikum und in den Umgebungen des Throns genannt wurde. Kaum bekannt in seinem Departement durch seine Broschüre wider den Entwurf der Charta, noch weniger bekannt ausserhalb der Schranken der Garonne durch seine Ernennung zum Maire von Toulouse, seit kurzer Zeit in der Kammer sitzend, hatte er sich bereits zum Mittelpunkt einer Menge kleiner Intriguen und zur Grundlage vieler Erwartungen gemacht. Auch Herr Corbiere hatte sich bereits an seinen Glückswagen gespannt. Wie Herr Villele, eben so war Herr Corbiere einer von den schulterfreien Bürgerlichen, die ihr Schicksal mit den aristokratischen Bestrebungen der Restauration verknüpft hatten, und ohne durch die Revolution weder Titel, noch Landgüter, noch Vermögen eingebüßt zu haben, dennoch dies alles eifrigst von ihr forderten, als einen Ersatz für die Dunkelheit und Nullität, worin sie bis zum reiferen Alter in einer Zeit gelebt hatten, wo man seinen Adel und sein Vermögen erkaufen mußte — nicht etwa durch Intriguen und den Heuchelschein von Frömmigkeit und Ergebenheit, wohl aber durch Anstrengungen aller Art, durch echte dem Vaterlande geleistete Dienste, durch Wunden, die auf dem Schlachtfelde

eingeerndtet waren. Herr Corbiere war eben so halsstarrig, als Herr Villele es nicht war; denn Herr Villele sah immer nur das Resultat, und wenig verschlug ihm der Weg, auf welchem er dazu gelangen sollte. Jener zählte seine Feinde, und haßte und verfolgte sie, während Herr Villele die Augen zumachte, und niemand haßte, weil er sehr wohl wußte, daß in einem politischen Systeme, wie das seinige, der Feind von gestern der Freund des nächsten Tages werden kann. Kurz: Herr Corbiere hatte sich erhitzt bei dem Spiel, das er Anfangs aus Berechnung und mit Nachgiebigkeit gegen die Umstände gespielt hatte. Die Opposition verursachte ihm Anfälle von Wuth, und die Presse brachte ihn von Sinnen; er hätte sie behandeln mögen, wie er Magalon behandelte, und unter seinem halb schlaftrunkenen Augenliede und seinen sorglosen und scheinbar gutmüthigen Formen keimte eine Wildheit, die nicht selten seinen Freund Villele in Verlegenheit brachte, ihn, der die Umwege liebte und nur mit versöhnenden Mitteln und sanften Abkommnissen zu thun haben wollte. Man sieht, daß der Verein dieser beiden Männer weder auf Gleichheit der Ansichten, noch auf Uebereinstimmung der Gemüther gegründet war. Gleichwohl hielt er lange vor, weil der Zufall ihre Angelegenheiten nicht sonderte; allein sie hatten einer von dem andern eine allzu hohe Meinung, um daran zu zweifeln, daß jeder von ihnen Bedenken trage, die Anhänglichkeit, die er für seinen Freund zur Schau trug, bei der schwächsten politischen Kombination aufzuopfern. Zum wenigsten konnte einer von ihnen nicht daran zweifeln; denn zwanzig Mal ließ Herr Villele, während seines Ministeriums, denen von seinen Gegnern, die

er besänftigen wollte, das Portefeuille seines Kollegen Corbiere anbieten.

Die Freunde des Herrn Villele bildeten die Mehrheit in der Kammer; die Thronrede wurde von den Ministern seiner Billigung unterworfen, und Ludwig der Achtzehnte kannte Herrn Villele noch nicht persönlich, so lange dieser Besonnenheit und Zurückhaltung in seine Schritte legte. Endlich schrieb der Herzog von Richelieu eines Tages dem Herrn Villele, daß der König ihn zu sehen wünsche. Die Besprechung war seltsam. Begleitet von seinem Freunde Corbiere, langte Herr Villele an. Ludwig, der aristokratischte Edelmann seines Hofes, empfing sie Anfangs mit Kälte und einer Art von Verwerfung, diese beiden bürgerlichen Repräsentanten der aristokratischen Parthei. Einige Augenblicke vorher hatte der König zu seinen Vertrauten mit Hohn von der Gewandtheit und den Anmaßungen des Herrn von Cazales in der National-Versammlung geredet. Beim Anblick des Herrn Villele und seines Kollegen Corbiere verdoppelte er die Hochwürdigkeit, die er fast immer affektirte, und fragte sie, nicht ohne Verdruß, wo die Anmaßungen der Royalisten ihre Gränze finden würden, und welche Art von Ministerium sie ihm aufzudringen gedächten? Herr Corbiere, wie geistreich er auch seyn mochte, öffnete schon den Mund, um dem Könige ernstlich zu antworten, als Herr Villele mit der Unbefangenheit und scheinbaren Gutmüthigkeit, die den eben nicht anziehenden Ausdruck seiner Gesichtsbildung schwächen, sich beeilte, seine Freunde als wohlfeile Waare zu preisen, und mit der Gesetztheit eines Hofmanns von der blinden Halsstarrigkeit der Heftigsten seiner Parthei sprach. Der König, auch ein

Mann von Geist, und zugleich ein Mann, dessen Ueberzeugungen gleich flüchtig waren, begriff auf der Stelle Herrn Villele. Und gleich am folgenden Tage war Herr Corbiere zum Präsidenten des Raths für den öffentlichen Unterricht ernannt, und Herr Villele trat mit Herrn Lainé in den Minister-Rath.

Herr Villele hatte sich geweigert, sich zum Minister mit Portefeuille machen zu lassen; denn man hatte ihm bisjetzt nichts weiter angeboten, als eine Direktion, nämlich die der direkten Steuern, die man, ihm zu gefallen, in ein Ministerium verwandeln wollte. Weit vortheilhafter erschien es ihm, die Ministerbank in einer zweifelhaften Stellung zu versuchen, und das Ministerium des Herrn von Richelieu sich den beiden Partheien gegenüber preisgeben zu sehen, ohne die Verantwortlichkeit seines Verfahrens zu theilen. In keiner Lage der Welt konnte Herr Villele sich mehr gefallen! Jeden Morgen erschienen die Häupter der royalistischen Parthei in seiner Behausung, um sich mit ihm zu besprechen und ihm die Plane vorzulegen, die sie gegen ein Ministerium entworfen hatten, dessen sämmtliche Geheimnisse ihnen verrathen waren, und in dessen Schooß Herr Villele sich eingeschlichen hatte, wie in eine feindliche Festung. Gelassen ließ dieser sich ausschelten wegen seiner Unthätigkeit, sagte mit der Miene der Ueberlegung zu seinen Anhängern, es sei noch nicht Zeit, sich der Gewalt zu bemächtigen, vertheidigte seine Kollegen durch schlechte Gründe, und verrieth mit scheinbarer Unachtsamkeit ihre schwache Seite; und als Herr Castelbajac wüthende Reden gegen Herrn Pasquier gerichtet hatte, und die Herren von Richelieu, Roy und Si-

meon durch Herrn von Bonalds und Herrn Delalots giftige Pfeile aus der Sitzung vertrieben waren, redete Herr Villele seine Kollegen mit Thränen in den Augen an, und beklagte sich über den unbeugsamen Charakter seiner Freunde. Eines Tages, wo Herr von Richelieu sich in Gegenwart des Herrn Decazes ausschüttete und treuherzig von den Verlegenheiten dieses guten Herrn Villele und von dessen vergeblichen Bemühungen, seine Parthei zu beschwichtigen, redete, entspann sich ein merkwürdiger Auftritt. Herr Decazes, welcher Herrn Villele besser kannte, versuchte dem Herzog die Augen zu öffnen. Dieser weigerte sich, ihm zu glauben. Als jedoch, nicht lange darauf, das Verfahren des Ministeriums neue und heftigere Ausfälle von Seiten der Herren Castelbajac und Salaberry zu Wege brachte, neigte sich Herr von Richelieu gegen Herrn Villele, der sich auf der Ministerbank befand, und sagte zu ihm: „Wahrlich, sie machen es allzu arg mit Ihnen. Ich sehe, wie nöthig es ist, daß ich mich Ihnen aufopfere: ich ziehe mich zurück.“ Noch denselben Abend begab sich Herr von Richelieu zum Könige, dem er, mit seiner Entlassung, eine neue Ministerliste überreichte, an deren Spitze Herr Villele und Herr Corbiere glänzten. Auf alle Bitten des Königs und des Grafen von Artois, daß er bleiben möchte, antwortete er, daß die Freunde des Herrn Villele ihn allzu tief gekränkt hätten; aber höchst edel verschwieg er den Verdacht, den er gegen Herrn Villele selbst gefaßt hatte. Die Royalisten und ihr Haupt, der Graf von Artois, Haupturheber des neuen Ministeriums, bildeten sich ein, daß die Gegen-Revolution nunmehr zu Stande gebracht sei.

Frankreichs Lage ist gegenwärtig höchst einfach; es hat keine Freunde, und alle Mächte sind wider dasselbe bewaffnet. In dem Augenblick, wo Herr Villele ins Ministerium trat und sich zum Haupt desselben machte, war seine Stellung verwickelter. Der Kongreß von Verona war so eben eröffnet worden; und zum ersten Male seit der Restauration war Frankreich aufgefordert das Gewicht seines Degens in die Waagschale der europäischen Mächte zu legen. Unter einer Regierung, welche keine Verpflichtungen der Erkenntlichkeit und der Sympathie mit dem Auslande gehabt hätte, waren die Umstände sehr günstig, um einen unermeßlichen Kredit in Europa zu gewinnen. Die griechische Insurrektion, für welche sich alle Völker eifrigst interessirten, und welche fast offen von allen Suveränen bekämpft wurde, hatte, in beinahe sämmtlichen Staaten des heiligen Bundes, Mittelpunkte der Opposition und des Widerstandes geschaffen. Piemont und Neapel, schlecht gelöschte Vulkane, brachten eine neue Eruption zu Wege, die einen Theil der Streitkräfte Oesterreichs beschäftigte, und dessen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. England war voll Unruhe wegen Rußlands, welches nicht aufgehört hatte, Peters des Großen politisches Testament im Stillen zu vollziehen, und seinen Fuß unter den berühmten Triumphbogen von Cherson setzte, der seit Katharina's Zeiten die Inschrift führt: „Weg nach Konstantinopel." Polen und Deutschland knirschten unter den Bajonetten, die beide Länder mit Mühe in Ordnung hielten; und Spanien, welches mit einem Sprunge über Frankreich hinausgegangen war, rief durch sein Beispiel die am

meisten zurückgebliebenen Völker zu einer vollständigen Regeneration auf.

Oesterreich und England hatten Frankreich zu einer Allianz gegen Rußland fortzureißen gesucht: gegen Rußland, dessen Heere bereits die Ufer des Pruth bedeckten. In dies Projekt legte der Fürst von Metternich seine ganze Thätigkeit und alle Feinheit, womit er begabt ist; doch er scheiterten an dem Herzog von Richelieu, welcher dem russischen Kaiser sein politisches Glück verdankte, und dessen Herz so aufrichtig für sein Adoptiv-Vaterland schlug. Auch vernahm Herr von Metternich mit Vergnügen den Rückzug des Herzogs und die Ernennung des Herrn Villele. Schon glaubte er der Tripel-Allianz gewiß zu seyn, als Lord Castlereagh sich ganz unerwartet die Kehle abschnitt, um den Verlegenheiten zu entkommen, in welche seine eben so unvorsichtige als stolze Politik ihn gestürzt hatte. Georg Canning wurde sein Nachfolger, und England entging dem Einfluß des österreichischen Kabinets.

Herr Villele, auf seinem Minister-Lehnstuhl sitzend, fragte, wovon denn eigentlich die Rede sei, und hatte sehr bald seinen Entschluß gefaßt; nämlich den, nichts zu thun. Es war indeß nicht leicht ein solches Vorhaben zwischen zwei solchen Männern, wie Canning und Herr von Metternich waren, durchzuführen. Um dies gehörig zu verstehen, muß man zu den früheren Schicksalen Villele's zurückkehren.

Von einem unbedeutenden Komptoir ausgesendet, sah Herr Villele sich, an einem schönen Sommermorgen, durch

das Schiff, auf welchem er sich befand, an den Strand von Isle-Bourbon versetzt. Da seine Kleider sein ganzes Hab' und Gut waren, so schätzte er sich glücklich, zum Verwalter der Zuckersiederei des Herrn Panon angenommen zu werden. Mit der Zeit wurde er dessen Schwiegersohn, Mitglied der Kolonial-Versammlung, reicher Plantagen-Besitzer. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich lernte man ihn kennen: erst als einen Mann von Einfluß in seiner Geburts-Provinz, sodann als Partheihaupt in der Deputirten-Kammer, nicht lange darauf als Mitglied des Ministerraths, und zuletzt als Premier-Minister.

Alle diese Vorzüge hatte Herr Villele durch die Anwendung eines einzigen Gedankens erworben; und deßhalb war er berechtigt, einiges Vertrauen in diesen Gedanken zu setzen und in demselben zu beharren. Er beschloß also, dasselbe System der Trägheit und Unthätigkeit, das ihm in der Vergangenheit so sehr geglückt war, auch auf die Zukunft anzuwenden. Allzu oft hatte er der Glücksgöttin bedurft, um mit ihr zu scherzen; er behandelte sie mit Ernst, wendete sich an sie immer mit Furchtsamkeit, und wagte es nie, sie dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß er ihrem Eigensinn die großen Wagstücke unterwarf, welche nicht selten ihre ältesten Günstlinge zu Grunde gerichtet haben. Erstaunt über die Höhe, die er gewonnen hatte, fürchtete er nur, von dem Schwindel befallen zu werden; und anstatt nach oben zu schauen, sah er unablässig zu seinen Füßen den unermeßlichen Abgrund, aus welchem er sich so mühsam zu der Stelle erhoben hatte, welche er einnahm. Ein Mann, dessen Verstand auf diese Weise beschäftigt war, konnte keinen politischen Aufschwung neh-

men. Auch faßte der Fürst von Metternich auf einen ersten Blick, den Vortheil, den man von einem solchen Charakter, wie der des Herrn Villele war, ziehen kann, und machte es sich zu einer Art von Pflicht, ihn gegen seinen Willen in Bewegung zu setzen.

Herr von Metternich hatte eine unermeßliche Ueberlegenheit über Herrn Villele; denn jener besaß Ueberzeugungen, welche diesem fehlten. Außerdem hatte Herr von Metternich den Vorzug einer entschiedenen Stellung; denn freudigen Herzens hatte er sich der Parthei der unbedingten Monarchie geweiht, an welche sich alle Interessen seines Standes, wie von selbst, knüpfen. ... Die Alleinherrschaft hatte in ihm einen kalten, aber sicheren Vertheidiger gefunden, der, ohne sich je zu erhitzen und in Phrasen zu erschöpfen, zu den Nichtern sagt: „die Sache meines Klienten ist die meinige; verdammt ihr ihn, so verdammt mich mit ihm.“

Auch Herr Canning hatte seinerseits Herrn Villele vollständig errathen; allein er war Poet, d. h. er gehörte zu dem Reizbaren, und außerdem whighistischer Philosoph, obgleich er sich, den Prinzipen nach, toto coelo von Herrn Hume und Robert Wilson unterschied, wie er selbst in seiner klassischen Rede es sagte. Es lag nicht in dem Wesen eines solchen Mannes, zu Werke zu gehen, wie ein deutscher Diplomat. Canning hatte sich zum irrenden Ritter des gemäßigten Whiggismus gemacht, und dies Lob ist ehrlich gemeint; denn ich habe für Don Quixote immer eine ernste und tiefe Bewunderung gehegt. Wie Herr von Metternich, hatte er sich offen auf die Bresche gestellt, und es war ein schöner Anblick, zu sehen, wie er den wüthen-

den Angriffen der englischen Aristokratie seine ruhige, durch Sorgen nackt gewordene Stirn entgegen stellte. Es war eine edle Prahlerei in den Herausforderungen, welche Canning jeden Augenblick den Menschen und den Vorurtheilen entgegen schleuderte. Denen unter seinen hochmüthigen Feinden, die ihm die Verirrungen und Zerstreuungen seines poetischen Geistes zum Vorwurf machten, antwortete er durch Stellen aus Milton und Shakespear; und wenn die Oppositions-Blätter ihm seine niedrige Abkunft vorwarfen, so ladete er seine armseligsten Verwandten zu sich ein. Er fand ein Vergnügen daran, im Oberhause von seinem Freunde Moore, von seinem lieben Sismondi, von seinem Kameraden Franz von Ivernois zu reden. Trotz bieten, es sei Menschen oder Dingen, war seine Freude; doch diese Freude war der Ausdruck eines tiefen Schmerzes, und Hiebe auszutheilen, fühlte er sich nur berufen, weil sein eigenes Herz zerrissen war von den Schlägen seiner Widersacher.

Die Verzweiflung eines redlichen Mannes bemächtigte sich dieser edlen Seele beim Anblick aller der Hindernisse, die sich um ihn her vervielfältigten. Gestellt zwischen Lords, welche dem Könige, der ihn haßte und ihn wider Willen gewählt hatte, gleich dachten, und dem Lande, das er retten wollte, ungefähr eben so, wie Herr Villele, zwischen der royalistischen Parthei und der Nation, fühlte Canning Tag für Tag, daß die Macht, seine Zwecke zu erreichen, ihm entging, und seine Erbitterung vermehrte sich, als er das verwerfliche Ministerium sah, das ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen beflissen war. Jetzt wußte er sich nicht mehr zu beherrschen; und während Oester-

reich nur dahin strebte, den friedlichen Herrn Villele in die Verlegenheit des spanischen Krieges zu stürzen, brach Canning das Eis, und sprach in einem vollen Parliamente jene Flüche gegen die Regierung der Bourbons aus, welche uns vollends in die Bahnen der heiligen Allianz stürzten. Man fasse diese drei Männer schärfer ins Auge! ... Canning, von seinen politischen Leidenschaften verzehrt, stirbt vor Schmerz. Villele, den Stürmen entronnen, vorschauend wie die Schwalbe, verläßt das Gebäude, das über ihn zusammenzustürzen droht, und lebt sorglos, ruhig versteckt in seinem Reichthum. Nur Metternich bleibt aufrecht. Getragen von seiner kalten Ueberzeugung, hat er einem heftigen Sturme widerstanden.

Herr von Montmorency hatte sich, in seiner Eigenschaft als Bevollmächtigter auf dem Kongresse und als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dafür verbürgt, daß Frankreich die spanische Revolution ersticken werde. Alle Briefe des Ministers an seine Freunde in Paris und an alle die einflußreichen Frauen, von welchen er in seinen letzten Lebensjahren umgeben war, verkündigten den Krieg — einen Krieg der Begeisterung und des Glaubens; und Herr Villele, von allen Seiten gedrängt, wehrte sich, auf eine fast komische Weise, gegen die kriegerischen Ideen seiner Parthei. Allen machte er einen und denselben Einwand. Der spanische Krieg werde ein Fallen der Fonds zu Wege bringen; so lautete seine Befürchtung. Herr von Metternich selbst würde gegen dies Argument nichts einzuwenden gehabt haben. Inzwischen mußte man nachgeben und den Kreuzzug antreten.

Daß

Daß man wider seinen Willen in den Krieg zog, war so viel, als gar nichts; Herr Villele war zu einem noch schmerzhafteren Werke berufen: er mußte in der Kammer erscheinen, um das Prinzip dieses Krieges gegen die Opposition zu vertheidigen, er mußte sich ein martialisches Ansehn geben, und die Generale (unter diesen besonders den General Foy) bekämpfen, die ihn beschuldigten, daß er das Land zu einem verderblichen Unternehmen fortreiße; er mußte die Vorwürfe derer aushalten, deren Meinung er heimlich theilte, und sich von Seiten seiner Freunde Lobsprüche gefallen lassen, die vielleicht nicht ehrlich gemeint waren. Indeß nahm Herr Villele einen großen Trost mit nach Hause: die Rente war nicht gesunken.

Herrn Villele's ganze Politik hatte sich bereits in der Börse konzentrirt. Allerdings würde die spekulative Politik eines Locke und eines Bodin in einem Jahrhundert, wie das unsrige, eben so wenig angebracht seyn, als die unbestimmten und abstrakten Ideen, welche ehemals das Utopien des Thomas Morus, die Oceana Harringtons und die Regierungs-Prinzipe Algernon Sidney's hervorbrachten; dennoch aber sollte ein Minister, der an die Spitze eines solchen Staats, wie Frankreich, gestellt ist, um denselben würdig zu regieren, sich auf einer gewissen Höhe philosophischer Ansichten halten, die selbst dem Herrn von Polignac nicht gänzlich fehlte. Herr Villele war einer solchen durchaus unfähig. Sein Werk war es, daß ganz Frankreich nach der Börse wallfahrtete, und daß das Agiotiren alle Klassen, wie in den Zeiten der Straße Quincampoix und Duperrons, mit Wuth anregte. Tagtäglich

sah man daselbst Ackerbauer, Manufakturisten, Generale, Staatsdiener und Gelehrte zusammentreffen. Selbst Opernsänzer und Frauen hatten daselbst ihr Plätzchen, und wie Herr Girardin, der selbst sehr spielte, in der Kammer höchst witzig bemerkte, fand man hier den Herrn und den Diener, die von ihren Ellenbogen Gebrauch machten, um dem Orte, wo der Ausrufer den Kurs verkündigte, ein wenig früher nahe zu kommen. Was Herrn Villele betrifft, so wundert er sich höchst treuherzig über die geringe Gunst, welche das Agiotiren in der Kammer fand; und als Perier sich eines Tages auf dem Rednerstuhl darüber beklagte, daß man auf der Börse nur von Grafen und Herzögen, und selbst von den Großbeamten der Krone umgeben wäre, antwortete Villele freudigen Herzens: „das ist ja die Gleichheit, die Ihr so lebhaft wünscht.“

Von den Banken des rechten Mittelpunkts erhielt der Minister stets den meisten Beifall; und dies ging ganz natürlich zu: denn auf diesen Banken saßen jene Freunde, welche jeden Vormittag erschienen, um die telegraphischen Neuigkeiten auszubeuten, welche der Minister ihnen preisgab: eine unverantwortliche Gefälligkeit, welche nicht wenig dazu beitrug, daß er sich so lange am Steuerruder erhielt.

Zur Rechtfertigung des Herrn Villele muß man bemerken, daß er viel zu sehr Geschäftsmann war, um die Stärke des Tadels zu fühlen, welcher auf ihn zurückfallen konnte, und daß er ganz zuverlässig nicht verstand, was Herr von Mosbourg in einem seiner berüchtigten Briefe sagte, als er ihm ankündigte, „daß die Rache der Zahlen und der Prinzipe nie ungewiß sei.“ Diese seltsame Un-

schuld des Herrn Villele ging so weit, daß er, eines Tages, ohne allen Umschweif und quasi re bene gesta, von den großen Gewinnen sprach, die er auf die Anleihen bewilligte. Ein Aufschrei von Schaam und Unwillen ließ sich, auf diese Veranlassung, in der bestochenen und feilen Kammer vernehmen. „Wie!" — rief eine Stimme zur Linken — „Sie wollen die Gewinne auf Anleihen vermehren? Seit wann werden dann Anleihen nicht als öffentliche Unfälle betrachtet? Seit wann haben sie aufgehört, eine schmerzliche Verbindlichkeit zu seyn, der die Nationen durch eine gebietende Nothwendigkeit unterworfen sind? Gewinne auf Anleihen! Von einer solchen Sprache hatte sich die Volks-Tribune bisher rein erhalten. Gewinne auf Anleihen, meine Herren, sind für die Juden, und die Lasten bleiben dem Volke. Sie sind also gehörig gewarnt; sie sind es durch die Regierung selbst."

Bei diesen, nicht selten fürchterlichen Angriffen, mitten im Streite der Partheien, wenn die linke Seite auf ihren Bänken hüpfte, wenn Perier oder Foy von der Rednerbühne aus derbe Anreden an ihn hielten, ihn bald mit Law und bald mit Terray verglichen, und die öffentliche Meinung und Moral wider ihn anriefen, bewies Herr Villele eine bewundernswürdige Geduld, nur daß diese schwerlich ihre Quelle in einem guten und reinen Gewissen hatte. Friedfertig verlangte er das Wort durch ein Zeichen, das er mit dem Kopfe gab, näherte sich sodann gemächlich dem Rednerstuhl, ließ einige Minuten verstreichen, damit die Unruhe sich legen möchte, und begann seine Antwort in einem leisen Tone, um Stille zu gebieten. Nie wurde er müde, auf dem Rednerstuhl zu erscheinen und seinen Wi-

dersachern auf demselben zu folgen. Wohl zwanzigmal in derselben Sitzung bestieg er denselben, und antwortete auf alles, oder vielmehr, er antwortete auf nichts; denn in seinen weitschweifigen Reden war es fast unmöglich, eine Thatsache zu entdecken, und was von Logik und Feinheit in ihm war, benutzte er, den wahren Zweck der Frage in Vergessenheit zu stellen und über die Absicht der ministeriellen Anträge in die Irre zu führen. Foy, Perier, Benjamin Constant und Sebastiani ermangelten zwar nicht, ihm zu Leibe zu gehen; allein durch tausend Listen und Wendungen entschlüpfte er ihnen, wie ein Fuchs, der von Hunden verfolgt wird. Und gleich dem Fuchse kam er auch auf den Punkt zurück, von welchem er ausgegangen war, und nahm, sich die Hände reibend, seinen Platz auf seiner Bank wieder ein, glücklich, daß er eine zwei Stunden lange Erörterung unnütz gemacht hatte.

Wollte man ein Gemälde von den politischen Ereignissen des Ministeriums Villele entwerfen, so würde man genöthigt seyn, eine fast vollständige Geschichte der Finanzen unter der Restauration zu schreiben. So etwas kann nicht in unserer Absicht liegen. Bei dem Allen würde diese Geschichte merkwürdig seyn. Man würde sehen, wie der Minister allmählig in allen großen Finanz-Maßregeln gehemmt wird durch die Nothwendigkeit, eine Parthei zu befriedigen, der er gegen seinen Willen gehorcht; wie er den bewundernswürdigsten und seltensten Verstand anwendet, um gewisse Operationen, denen er nicht ausweichen kann, minder schädlich zu machen; wie er sich bemüht, durch einige gute Handels-Institutionen die schrecklichen Wirkungen des Agiotirens, worauf sein ganzes politisches Wirken

beruhte, zu mäßigen; mit einem Worte: wie er sich in den Zahlen zu isoliren bemüht ist, um sich sicher zu stellen gegen die Verantwortlichkeit, welche die Handlungen einer Parthei, deren Werkzeug er war, wie sehr er sich auch dagegen sträuben mochte, über seinen Kopf zusammenhäuften.

Das Minister-Leben Villele's war, der That nach, nur ein Kampf wider die Kongregation, die sich noch nicht stark genug fühlte, um offenen Angesichts die Macht an sich zu reissen. Sie war es, die, gleich dem von Bossuet gemalten Tode, hinter ihm stand, und ihm unablässig zurief: „Vorwärts! Vorwärts!" Sie war es, die ihn nöthigte, zunächst zu dem Kriege gegen Spanien, und, in Folge der unermeßlichen Kosten dieses Krieges, zu den Anleihen, die ihn in die Hände wucherischer Bankiers und in die Intriguen des Syndikats stürzte. Sie war es, die ihn in die unauflöslichen Verwirrungen der Dreiprozentigen verflocht, indem sie von ihm einen Milliard Entschädigung als Lösegeld verlangte; und weit davon entfernt, ihn frei zu lassen, nachdem er sie auf eine so gefällige Weise bezahlt hatte, riß sie ihn unerbittlich fort von dem Sakrilegiums-Gesetz zu dem Gesetz über die Journale, und von diesem zu dem Gesetz über die Erstgeburt, zu den Verfolgungen der Presse, zu den zahllosen Spenden an die Geistlichkeit; und nicht eher hörte sie auf, über ihn zu murren und ihn mit sich fortzuschleppen, bis sie ihn zur Theilnahme an den Gemezzeln in der St. Denis-Straße vermocht hatte. Von jetzt an war er ihr angehörig. Er hatte die Taufe des Fanatismus und der Rache erhalten; doch diese Feuer- und Bluttaufe hatte ihn getödtet. Sie ließ ihn ohne Bedauern fallen und stieß ihn von sich, wie

ein unnützes Werkzeug. So verhielt es sich mit dem Schicksal des Herrn Villele, das zugleich so glänzend und so beklagenswerth war — des Mannes, den Foy, diesmal ungerecht, in seinem Feuereifer einen unverschämten Gebieter nannte, und der nichts weiter war, als ein armer, von tausend Banden zusammengeschnürter Sklave. Ohne alle Furcht, sich zu irren, kann man von ihm sagen, daß von allen ostensiblen Handlungen seines langen Ministeriums, das Septennalitäts-Gesetz das einzige war, das er aus freien Stücken in die Welt brachte; und er schlug es in keiner anderen Absicht vor, als weil er darin ein Mittel der Unbeweglichkeit sah, und weil er hoffte, auf diesem Wege dem unruhigen und ungenügsamen Geist der Kongregation zu entrinnen. Auch der Ankauf und die Bestechung der Tagblätter war eine Wirkung seines freien Entschlusses. Doch so sanfte, so väterliche Mittel genügten der Kongregation nicht; sie zwang ihn, das Preßgesetz vorzuschlagen, das ihm so sehr zuwider war. Welcher Andere, als Herr Villele, hätte diese siebenjährige Folter ertragen! Und doch wurde er nicht durch offene Gewalt gestürzt, und noch that er alles, was in seinen Kräften stand, um sich auf dem Ministerstuhl zu behaupten.

Beaumarchais läßt seinem munteren Figaro sagen, daß er weit mehr Geist und Fähigkeit habe entwickeln müssen, um zu subsistiren, als es bedürfe, um die dreizehn Königreiche der Monarchie zu regieren. Dasselbe konnte Herr Villele sagen. Wer möchte die unbestreitbare Ueberlegenheit dieses glücklichen und schulterfreien Geistes in Zweifel ziehen, wenn er bedenkt, daß sein Kredit derselbe bleibt bei Ludwig dem Achtzehnten und bei Karl dem Zehnten?

Herr Villele war ins Ministerium gebracht worden durch den Grafen von Artois selbst, der sich alle Mühe gegeben hatte, den Widerwillen zu besiegen, welchen sein Bruder gegen den gewandten Chef der royalistischen Parthei unterhielt; allein, es war unmöglich, sich im Besitz der Macht zu behaupten, wenn man zugleich dem Könige und dem Grafen von Artois gefiel. Herr Villele sprang demjenigen bei, der seiner am meisten bedurfte, und setzte sich mehr als einmal der Empfindlichkeit des Thronfolgers aus, der ihn nicht mit stolzen Ausdrücken verschonte. Die Freunde des Grafen von Artois, Herr von Polignac, Herr von Montmorenci, Herr von Riviere, alle durch Herrn Villele von den großen Angelegenheiten abgedrängt, hatten sich ganz offen für seine persönlichen Feinde erklärt. Auch der Herzog von Angouleme und dessen Gemalin liebten den Ersten Minister nicht, welcher — man muß ihm diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen — weder die Frömmigkeit noch den Fanatismus der religiösen Parthei affektirte. Nichts desto weniger wurde dieser gehaßte, zurückgestoßene Minister, gegen welchen man so viel gerechte Ursachen des Mißtrauens und der Unzufriedenheit hatte, ein nothwendiger Mann. Verdrießlich antwortete der König denjenigen unter seinen Vertrauten, welche die Person und den Charakter des Herrn Villele angriffen; der Dauphin sagte allenthalben, man habe ihn verkannt, und die Dauphine bewahrte ein wohlwollendes Schweigen. Dies war sehr viel für sie. Einige Worte, welche Herr Villele der Kongregation zu rechter Zeit ins Ohr geflistert, hatten alle diese glücklichen Veränderungen bewirkt.

Die Ordnung, worin einige Gesetzesentwürfe vorge-

legt wurden, wird die Beschaffenheit dieser Worte genügend erklären.

Entschädigung der Ausgewanderten.

Sakrilegiums-Gesetz.

Gesetz zu Gunsten religiöser Vereine.

Herr Villele opferte sich vollständig auf. Sein Indemnitäts-Gesetz wurde von der liberalen Opposition mit einer solchen Wärme, mit einem so heftigen Eifer angegriffen, daß diese Erörterung einen der merkwürdigsten Plätze in Frankreichs konstitutioneller Geschichte einnimmt. „Ein Milliard!" rief General Foy aus. Ein Milliard ist zwanzigmal mehr, als der Betrag jenes Defizits von 1789, das die Revolution zum Ausbruch brachte. Er beträgt ein Drittel mehr, als die Kriegssteuer, welche der Sieg des Auslandes uns im Jahre 1815 auferlegte. Er ist mehr, als erforderlich seyn würde, um unsere Wege auszubessern, unsere Kanäle zu beendigen, unsere Gefängnisse wieder aufzubauen, und die Festungen zu errichten, welche zur Vertheidigung des Landes fehlen. ... Und diejenigen, welche diesen Milliard verschlingen werden, sind sie denn nicht schon die Reichsten, die am besten Belohnten? Es sind jedoch nicht bloß Landsleute und Bewohner des Königreichs, die an dieser seltenen Atzung Theil nehmen werden; denn zu den Theilnehmern gehören auch jene weiland Franzosen, welche die Zufälligkeiten der Auswanderung auf fremdem Boden einheimisch gemacht haben, sogar österreichische und russische Generale."

Herr Villele, der auf eine Zahlenfrage stets eine Antwort in Bereitschaft hatte, und sich nie von seiner Bank erhob, wenn es darauf ankam, auf Gefühle zu antworten,

übernahm diesmal die Rolle der Herren von Peyronnet und Corbiere. Langsam und mit gerührtem Angesicht bestieg er den Rednerstuhl. „Wenn der erhabene Monarch, dem wir die Charta verdanken" — sagte er — „wenn der König, der über uns waltet, nicht ausgewandert wäre." ... Hier hielt Herr Villele inne, und ließ durch sein Schweigen das Schicksal errathen, das die beiden Brüder Ludwigs des Sechszehnten erwartet haben würde; und die rechte Seite antwortete mit einem tiefen Seufzer. „Doch wir selbst," so hob Herr Villele, der sich nicht lange selbst vergessen konnte, wieder an, „wir selbst, was würde, ohne die Auswanderung unserer Prinzen, aus uns geworden seyn? Ohne die Auswanderung unserer Könige, was würden wir im Jahre 1814 und nach den hundert Tagen den Heeren Europa's entgegenzustellen gehabt haben, ihnen, die sich in der Hauptstadt niedergelassen hatten? Wohl weiß ich, daß man einen Staat, wie Frankreich, nicht unterjocht; wir würden also, ich zweifle nicht daran, damit geendigt haben, daß wir den Feind über unsere Gränze zurückgetrieben hätten. Doch mit welchem Aufwand von Blut, mit welchen Zerstörungen! Wem verdanken wir unsere Entjochung ohne Krampf, ohne Schmach? wenn unsere Freiheiten, die Wohlfahrt, die wir gegenwärtig genießen? Wem anders, als den Ausgewanderten, die uns unsere Fürsten erhalten haben? Man höre also endlich auf, denen, die alles eingebüßt haben, um ihnen zu folgen, aus ihrer Treue, aus ihrer Ergebung in jedes Schicksal, ein Verbrechen zu machen."

Durch solche Argumente entriß man den Kammern einen Milliard, von welchem freilich ein artiger Theil in

die Hände derjenigen fiel, welche Mitglieder dieser Versammlungen waren.

In der Erörterung des Gesetzes, welches die Nonnenklöster vermöge einer einfachen Ordonnanz zum Zweck hatte, und diesen Vereinen das Recht, Schenkungen anzunehmen, bewilligte, rechtfertigte Herr Villele seinen Entwurf auf folgende Weise: „Vergeblich möchte man sich an der alten Gesetzgebung halten, welches alle Freigebigkeit von Seiten der Religiösen zum Vortheil der Vereine verbot, in welche sie eintraten; die Umstände sind heut zu Tage nicht mehr dieselben: die Vereine, weit davon entfernt, daß man das Uebermaß ihrer Reichthümer zu fürchten Ursache hätte, bedürfen des Schutzes gegen die gänzliche Verarmung, von welcher sie bedroht sind. Das Gesetz, das wir in Vorschlag bringen, ist ein Gesetz der Freilassung und Rechtlichkeit (loyauté), vorgeschlagen zum Vortheil der Erziehung der Armen und der Erleichterung der Kranken."

So brachte denn diese redliche und wohlthuende Restauration nur Gesetze der Freilassung und Rechtlichkeit, der Vergütung und Zärtlichkeit, der Gerechtigkeit und der Liebe hervor: ein wahrhaft ursprüngliches und väterliches Regiment, das die Vergleichung der Gesellschaft mit einer Heerde von Schaafen verwirklichte, für welche Herr Villele und seine Kollegen die unschuldigen Hirten waren. Ohne die bitteren Angriffe der liberalen Opposition, welche dies Ministerium warf, würde in kurzer Zeit alles der Börse anheim gefallen seyn.

Bei der Ueberbringung des Sakrilegiums-Gesetzes an die Pairs-Kammer hatte der Siegelbewahrer es nicht an

einer gewissen Offenheit fehlen lassen; denn er hatte gesagt, daß das Gesetz keine Nothwendigkeit für sich hätte. Doch Herr von Labourdonnaye und Herr von Bonald sprachen fanatische und fürchterliche Worte. Der erste wollte, seiner Aussage nach, die Gottheit retten, indem er den Gottesmörder (deicide) tödtete; der andere ging noch weiter. Nach ihm war der Tod des Tempelräubers nur eine einfache Stellung des Schuldigen vor seinen natürlichen Richter. Dennoch finden sich Menschen, welche diese Helden und diese Regierungsweise rühmen!

Nach Andern war das Sakrilegiums-Gesetz eine erhabene Lehre der Frömmigkeit, die man den Völkern geben wollte. Es ist unmöglich, sich gegenwärtig eine angemessene Vorstellung von dieser Erörterung zu machen, so fern liegt sie uns bereits; man geräth in die Versuchung, den Moniteur der Lüge zu bezichtigen, wenn man die Reden des Herrn Duplessis de Grenedan und einiger anderen Deputirten lieset, welche, nach beendigter Sitzung, ihren Platz an der schwelgerischen und prachtvollen Tafel des Palastes Rivoli oder der Kanzlei nahmen, und ihren Beitrag zu einer geistreichen und sanften Unterhaltung gaben, nachdem sie, am Vormittage, mit der Stimme von Besessenen, Scharfrichter und Hinrichtungen gefordert hatten. Herr Villele hatte diesmal den Muth, an allen diesen Debatten keinen Theil zu nehmen. Er erklärte sich weder über den schwarzen, noch über den rothen Schleier, der über den Kopf des armen Sünders geworfen werden sollte; er verlangte weder das Abhauen der Hand, noch die Sühne-Fackel, sondern begab sich, während dieses

Bacchus-Festes der Gesetzgebung in die Pairskammer, um daselbst seine Verwandlung der Renten zu vertheidigen. Es macht Vergnügen, Herrn Villele in seiner natürlichen Stellung zu sehen — in derjenigen, worin er seinem Charakter nicht Gewalt anthat. Im Uebrigen hatte er für die Kongregation bereits sehr viel gethan, so, daß sie an seinem Eifer nicht zweifeln konnte.

Inzwischen war Herr Villele darauf bedacht, wie er sich von der Kongregation losreißen wollte. Er hatte zu viel gesunde Beurtheilung, um nicht vorherzusehen, daß ganz Frankreich sich zuletzt erheben würde, um das kirchliche Joch, das man ihm aufzulegen versuchte, abzuschütteln; und ernstlich dachte er daran, wie er sich unter den Trümmern rund um ihn her aufrecht erhalten wollte. Sein Kollege Frayssinous, fortgerissen von seiner heiligen Wuth, hatte der Kammer das Daseyn einer gewissen Anzahl jesuitischer Kongregationen eingestanden, und die ganze liberale Opposition hatte sich der Geständnisse des Ministers der kirchlichen Angelegenheiten bemächtigt, um das Land gegen ein lügenhaftes Ministerium aufzubringen, das beständig das Daseyn der Jesuiten geleugnet hatte. Eine zweite Denkschrift des Herrn von Montlosier, welche von einer Denunziation vor den königlichen Gerichtshöfen begleitet war, erschien um diese Zeit, und Mehre, die Herrn Villele zu sehen Gelegenheit hatten, glaubten wahrzunehmen, daß er um Montlosier's Schriften wußte. Wem konnten auch die Kongregation und die Jesuiten lästiger seyn, als Herrn Villele? Immer hatten sie ihre Hand über ihn ausgestreckt; nie aber waren sie unverschämter in ihren Forderungen gewesen. Tag für Tag forderten sie

neue Zugeständnisse, und er mußte sich glücklich schätzen, wenn sie bei geheimen Zugeständnissen stehen blieben, und nicht Schritte verlangten, welche den Augenblick seines Sturzes beschleunigt haben würden. Einer von ihren Abgeordneten, Namens Renneville, hatte sich in dem Kabinet des Ministers ansässig gemacht, wie jene Emissarien der Vehm-Gerichte des Mittelalters, welche die großen Schuldigen nöthigten, sie hinter sich aufs Pferd zu nehmen, oder ihnen einen Platz in ihrem Bette einzuräumen. Darf man sich darüber wundern, daß Herr Villele sich von dieser Vormundschaft zu befreien beflissen war? Indem die Denkschrift des Herrn von Montlosier die Entscheidung der Kammern in Anspruch nahm, mußte sie die Kongregation entweder über den Haufen werfen, oder ihr Daseyn gesetzlich befestigen. Dies gerade verlangte Herr Villele. Für ihn handelte es sich nur um die Frage, wo die Macht sei; er suchte sie mit Aufrichtigkeit und Eifer, nicht, um sie zu bekämpfen, sondern, um ihr die Hand zu bieten.

In der Unentschiedenheit, worin er sich befand, mußte er jedoch seinen Gefühlen Gewalt thun, und vor den Kammern das berüchtigte Preßgesetz vertheidigen, das die kirchliche Parthei ihm entrissen hatte. Die Erörterung dieses Gesetzes wurde durch einen kleinen Zwischenfall gestört, welcher Herrn Villele's Unbeliebtheit vermehrte. Der österreichische Botschafter hatte — unstreitig auf Befehl seines Hofes — seinen Leuten die Weisung gegeben, die Marschälle des Reichs nicht mit ihren Adelstiteln in seinem Saale zu melden. Der Graf Apponi wollte also wohl den Marschall Oudinot, den Marschall Soult und den Marschall Mortier bei sich empfangen; allein er verwei-

gerte unbedingt, daß seine Thüre den Herzögen von Reggio, Dalmatien und Treviso geöffnet werden sollte. In der Kammer wurde Herr Villele förmlich aufgefordert, wegen dieser der Nation zugefügten Schmach Genugthuung zu verlangen. Von Natur sehr sanftmüthig, empfand Herr Villele die Schmach so gut als gar nicht. Er antwortete also, daß ein Gesandter in seinem Hotel betrachtet werde als einer, der sich in seinem Lande befände; daß es folglich die Sache der französischen Marschälle wäre, nicht nach Oesterreich zu gehen. Dies Argument fand jedoch nicht den Beifall der Kammer. Herr Hyde de Neuville antwortete mit sehr viel Adel, und Herr Sebastiani, welcher seitdem viel zahmer geworden zu seyn scheint, sprach, mit der Begeisterung eines Soldaten der Revolution, von dem National-Gefühl, das sich an diese, dem Gutbefinden eines Lakeien preisgegebenen Titel knüpfe. Als Herr Villele die Wendung wahrnahm, welche diese Angelegenheit erhielt, kam er zurück, um der Kammer zu sagen, wie glücklich er sich schätze (dies waren seine Worte), daß der Marschall, welcher der Gegenstand der Verweigerung des Gesandten gewesen, volle Genugthuung erhalten habe. Zwei Tage später erfuhr man, daß Herr von Apponi sich geradezu geweigert habe, die Titel des Marschalls Soult und des Herzogs von Treviso anzuerkennen, und daß er nur den des Herzogs von Reggio zugestanden hatte. Doch die Schließung war ausgesprochen, die Kammer zu andern Gegenständen übergegangen, und das fruchtbare Genie des Herrn Villele hatte noch über dies Hinderniß gesiegt.

Die letzten Handlungen des Ministerius Villele waren: die Auflösung einer Kammer, die ihm in allen seinen

Fehlgriffen so treu gedient hatte; die Auflösung der National-Garde, man weiß auf welche Veranlassung; endlich jene Schöpfung neuer Pairs, von welchen er selbst in seinem geistreichen Zynismus sagte: „ich will deren so viele machen, daß es eine Schande seyn soll, Pair zu seyn, und wiederum eine Schande, es nicht zu seyn.“ Dann trat die Mezzelei der St. Denis-Straße ein, welche im Moment der Wahlen geschah; ihre wahre Quelle hat man niemals aufgedeckt, weil man fürchtete, Hände, welche bis dahin bloß unrein gewesen waren, mit Blut befleckt zu sehen. An diesem fürchterlichen Tage, und in dieser noch schrecklicheren Nacht, zeigte sich Herr Villele als das, was man in Frankreich einen vollendeten Staatsmann nennt; denn er beschäftigte sich nur mit Befehlen, welche darauf abzweckten, den Departements die Gefahr zu schildern, worin sich der Thron befände, und die Präfekten zu Vorkehrungen für lauter Wahlen royalistisch-gesinnter Kandidaten anzutreiben. Sollte Herr Villele, sich ohne Rückhalt der royalistischen Parthei hingebend, zum linken Mittelpunkte übergehen, sein Ministerium durch die Aufnahme Polignac's oder Martignac's modifiziren, den Herrn von Payronnet oder seinen alten Freund Corbiere entlassen? Herr Villele war entschlossen zu allem; nur wollte er seine Stelle nicht aufgeben. Jeder Eilbote veränderte seine Entwürfe und seine Meinungen; und eine gewisse Depesche veränderte sie in einem so hohen Grade, daß er unter der Hand dem Herrn Casimir Perier das Portefeuille des Innern und des Handels antragen ließ. Herr von Pastoret, Herr Portalis und viele Andere wurden nach einander in Versuchung geführt, bis endlich die Ueberzeugung entstand,

daß der Posten nicht zu halten sei. Herr Villele bequemte sich also, in die Pairs-Kammer einzutreten; denn seine Nachfolger schlugen das Portefeuille aus, wenn er darauf bestand, der Deputirten-Kammer anzugehören.

Von diesem Augenblicke an sich selbst zurückgegeben, konnte Herr Villele das, was ihn stets am meisten ausgezeichnet hat, ich meine seine Klugheit, auf eine freie Weise üben. Nie sah man ihn in der Pairs-Kammer hervortreten; denn bei allen Fragen, welche in Gang gebracht werden konnten, lief er Gefahr sich preiszugeben. Die Wahlen, wo er eine thätige Rolle spielen konnte, sind für ihn nicht zu einer Gelegenheit geworden, seinen Einfluß kund zu geben. Er hat die Kunst verstanden, sich der Aufopferungs-Begierde zu versagen, welche Herrn von Peyronnet in den Kerker von Ham gestürzt hat; und wenn es ihm nicht gestattet war, den Besuch einiger Schlachtopfer seiner Parthei auf seinem prächtigen Landgute Marville-la-Basse, dessen Einkünfte er zu verdreifachen verstanden hat, abzulehnen, so hat er sich doch allen legitimistischen Umtrieben des Augenblicks entzogen.

Es giebt Menschen, welche entmuthigt aus politischen Kämpfen hervorgehen, das Land, das sie verstoßen hat, verfluchen, und verzweiflungsvoll die Hände ringen, wenn sie an das Gute denken, das sie hätten bewirken können, oder an das Böse, das sie wider ihren Willen vollbracht haben; kurz, denen ihre Zurückgezogenheit unerträglich ist. Herr Villele, nachdem er alles, was in seinen Kräften stand, gethan hatte, um im Besitz der Macht zu bleiben, hat sich von dieser mit einem Lächeln auf seinen Lippen getrennt. Er gehört nicht zu den Organisationen, die dem

Schmerze

Schmerze unterliegen und ihre Vernunft in harten Kämpfen einbüssen. Er hatte sich damit befaßt, die Angelegenheiten der Restauration zu verwalten; er hat ihnen mit Eifer vorgestanden, doch als ein ächter Verwalter, welcher seine eigenen Angelegenheiten dabei nicht aus den Augen verliert; und so tröstet er sich einigermaßen wegen des Unterganges des Hauses Bourbon durch den Gedanken, daß das Haus Villele stehen geblieben ist. Und hat Herr Villele wohl Unrecht, wenn er alle politischen Leidenschaften, welcher Art diese auch seyn mögen, verachtet — er, der sich friedlich in den Schattengängen Morville's bewegt, während Canning und Kasimir Perier in ihren Gräbern modern? Und kann man wohl mit Wahrheit sagen, daß er nicht noch immer fortwirkt? Sind aus seiner Schule nicht die Staatsmänner hervorgegangen, welche in dem gegenwärtigen Augenblicke mit den heiligsten Gedanken Scherz treiben, um, wie er, nächstens auszuscheiden und zu genießen? Nach kurzer Frist werden sie Frankreich auf denselben Punkt zurückgeführt haben, auf welchem Herr Villele es gelassen hatte.

# Gregor's des Siebenten Entführung;

## ein Auftritt des eilften Jahrhunderts.

(Aus Villemain's Geschichte Gregor's des Siebenten.)

---

Während Gregor der Siebente seine furchtbaren Bannflüche auf den Norden schleuderte, war er in seiner Kirche nichts weniger, als sicher; und zu den vielen Kontrasten seines Lebens gehört, daß man nicht ohne Erstaunen bemerkt, wie er den König von Deutschland mit Uebermuth behandelt, sich von Wilhelm dem Eroberer Tribut bezahlen läßt, und für seine Person in Rom's Mitte dem Handstreich eines Feindes ausgesetzt bleibt. Doch dieser Wirrwarr hatte seine eigenthümliche Quelle; und man darf wohl sagen, daß er minder in der Ungebundenheit des Mittelalters, als in der Natur der päpstlichen Regierung gegründet war, dieser Regierung, welche, ohne materielle Stärke, als eine bloße Macht der Einbildung und des Glaubens, nicht wohl etwas Besseres seyn konnte, als ein Idol für die Ferne, schwach und verwundbar in ihrem Tempel.

In früheren Jahrhunderten hatten die römischen Barone, d. h. die gothischen oder lombardischen Herren, als Eigenthümer einiger Schlösser in der Bannmeile Rom's, oder irgend einiger befestigten Trümmer dieser Hauptstadt, nicht selten die Kirche gebrandschatzt, das Oberhaupt derselben unterdrückt und sich die Wahl desselben streitig gemacht. Seitdem es keine Kaiser, auch keinen Theoderich

mehr gab, verfügte ein Graf von Toscanella oder von Tibur, unterstützt von einigen Bewaffneten, über die Tiara; und die örtliche Abhängigkeit des römischen Sitzes war in eben der Zeit lästig geworden, wo der Name desselben sich in der Leere vergrößerte, welche der Fall des Reichs zurückgelassen hatte. Von diesem lästigen Joche befreite Karl der Große den päpstlichen Stuhl; er erhöhete ihn, um von dem Papst gekrönt zu werden, und machte ihn dadurch mächtiger, sowohl in Rom, als in Italien. — Als nach dem Tode dieses Kaisers der Wirrwarr von Neuem begann, war dieser Stuhl schwach im Innern, indem er im Aeußern gebot. Er ließ den Kaiser Ludwig durch Bischöfe richten, und wurde selbst ein Gegenstand des Angriffs für einige räuberische Schloßbewohner in der Kampagna von Rom. Die Ottone und Heinriche, welche, als mächtigere Gebieter, als strahlendere Unterdrücker anlangten, zerstörten nicht gänzlich die Feudalität der römischen Barone; sie kam, von Zeit zu Zeit, in der Entfernung deutscher Lanzen wieder zum Vorschein. Bisweilen verkaufte sie ihre Dienste dem Reich, unterstützte die Deutschen, welche den Römern als Bischöfe aufgedrungen wurden, und zwängte das für die Vorrechte der Kirche eifrig gesinnte Volk; bisweilen vereinigte sie sich mit demselben wider die deutsche Herrschaft. Aus diesem Adel wurde stets der römische Präfekt gewählt: eine zweideutige Obrigkeit, welche dem Papste huldigte und vom Kaiser die Investitur und das Schwert erhielt *). Bei dem Allen

*) Urbis praefectus de sua dignitate respicit utrumque, videlicet domnum papam, cui facit hominium, et domnum imperato-

war die Macht dieser Familien im Abnehmen, seitdem weit furchtbarere Herrschaften, die der Mathilde und der normannischen Herzöge, in Toskana und in Kalabrien empor gekommen waren.

Während der anhaltenden Unruhen, welche der Thronbesteigung Gregor's des Siebenten vorangingen, hatte sich einer von diesen römischen Edelleuten durch seine Keckheit und durch seine Räubereien ausgezeichnet. Sein Name war Cinci; und da sein Vater Stephan römischer Präfekt war, so hatte er dessen Autorität benutzt, um sich in der Stadt mehre befestigte Rückzugs-Plätze zu verschaffen, wo er, so sagt die Chronik, alle Bösewichter und Ketzer Rom's um sich her versammelte. Als Mörder eines seiner Oheime, dessen Haus er erstürmt und zerstört hatte, wurde er, auf Hildebrand's Ansuchen, von dem Papste Alexander mit dem Bannfluche belegt. Er hatte mit zwei Genossen, Bertram und Nikolaus, die Flucht ergriffen und sich an Heinrichs des Vierten Hof begeben. Der Sache des Gegenpapstes Cadalous dienend, war er mit diesem nach Rom zurückgegangen, wo er ihn in sein Haus aufgenommen und für ihn in allen Straßen gekämpft hatte. Als Cadolaus besiegt und gestorben war, irrte Cinci lange umher, bis er auf die Verwendung einiger römischen Adeligen, welche Gregor bei seiner Thronbesteigung zu verschonen für gut befand, nach Rom zurückkehrte und dem Papste durch einen Eidschwur gelobte, daß er den Frieden bewahren wollte.

---

rem, a quo accepit suae potestatis insigne, scilicet exortum gladium. Gerohus Reichberg. ap. Baluz. miscell.

Zurückversetzt in den Besitz eines Thurms, den er hart an der St. Peters-Brücke früher hatte bauen lassen, vereinigte er auf diesem Posten eine gute Zahl bewaffneter Männer; und bald darauf plünderte er, unter dem Vorwande eines Zollrechts, alle, welche mit Kaufmannsgütern die Peters-Brücke von ihren beiden Enden her passirten *). Empört von dieser Unordnung, wollte Gregor der Siebente in Cinci einen von den letzten Ueberresten jener aufsätzigen und räuberischen Barone, welche ehemals über das Papstthum verfügt hatten, zu Boden schlagen. Nachdem er also die kirchlichen Vorwürfe und die Bannfluchs-Androhungen erschöpft hatte, gab er dem römischen Präfekten den Befehl, sich des Rebellen gegen Gott und die Kirche zu bemächtigen. Dieser Präfekt, der Cinci's Namen führte und unstreitig von derselben Familie war, trieb den Eifer für den Herrn so weit, daß er, als Laie und Kriegsmann, mehr als einmal in der Kirche vor dem Volke gepredigt hatte **). Die Kardinäle selbst warfen ihm vor, daß er zuviel an heiligen Stätten verweile und sein weltliches Tribunal darüber vernachlässige ***). Doch Gregor

*) Sicque factum est, ut in ipsa turri, quam mirae magnitudinis supra pontem sancti Petri construxerat, viros sicarios poneret, qui ab omnibus introeuntibus et exeuntibus ex iis quae ferebantur praedam caperent. Paul Bernr. ap. act. sanct.

**) Heri plane in ecclesia B. Petri apostolorum apostoli de praesentis tunc Epiphaniae solemnitate . . . ita locutus est, non ut praefectum reipublicae, sed potius ut sacerdotem decebat ecclesiae. Petri Damiani Eptstolae Tom. I. p. 354.

***) Cave ergo, ne propter peculiaris orationis studium, cui insistere forte intendis, disciplinam tam innumerabilis populi, qui tibi commissus est, negligas. Petri Damiani Epistol. Tom. I. pag. 356.

der Siebente hatte die unerschrockene Ergebenheit dieses Mannes sehr richtig beurtheilt. Ohne auf Verwandtschaft und auf das Gemurre des römischen Adels die mindeste Rücksicht zu nehmen, verhaftete der Präfekt den Cinci und ließ ihn in einen Kerker werfen. Betroffen von diesem kühnen Streich, wendeten sich mehre der Edlen Rom's mit Bitten an den Papst. Gregor der Siebente ließ sich erweichen; und nachdem Cinci auf den Reliquien des heil. Petrus geschworen hatte, daß er sich bessern wolle, erhielt er seine Freiheit wieder, doch so, daß er Geisel stellte und daß seine Hauptfestung konfiszirt wurde. Diese wurde von oben bis unten durch Widderschläge zerstört, unter dem lautesten Beifall des Volks, welches in diesem Kampfe von ganzem Herzen für den Papst gegen die Schloßbewohner (Castellaner) war.

In Verzweiflung über diese Schmach, welche seine Parthei in Rom zu Boden schlug, suchte Cinci allenthalben Verbindungen, um sich zu rächen. Er wendete sich zunächst an die vornehmsten Verbannten, indem er den Herzog Guiscard in Kalabrien besuchte, und einen seiner Söhne nach Ravenna schickte, um sich mit dem Erzbischof Guibert zu besprechen. Der normanische Fürst hatte sich zwar stark entzweit mit dem Papste, doch hütete er sich, mit eigenen Händen den Stuhl des heiligen Petrus zu verletzen, von welchem er mit der Zeit eine Heiligung seiner Eroberungen erwartete. Guibert, wie groß sein Haß auch seyn mochte, konnte mit offener Gewalt nichts wider den Papst unternehmen. Inzwischen vertraute Cinci beiden sein Vorhaben, Gregor den Siebenten gefangen zu nehmen und zu tödten; auch dem deutschen Kaiser meldete

er, daß er ihm seinen Feind an Händen und Füßen geknebelt überliefern werde *). Man weiß nicht, was Heinrich der Vierte hierauf antwortete, und ob er damit einverstanden war.

Seit der Verbannung Cinci's war fast ein Jahr verflossen. Unter dem Schutze der normanischen Fürsten und Guiberts verlebte er seine Zeit mit Vereinigung von Abenteurern und unter Bemühungen, sich in Rom Gelegenheit und Gehülfen zu verschaffen. Er verhieß Freiheit und Plünderung. Bei dem Allen blieb alles ruhig, und Gregor verrichtete die heiligen Gebräuche mit Sicherheit, zeigte sich häufig dem Volke, und erfüllte alle Pflichten eines Suverains und eines Papstes.

Am Weihnachts-Abend hatte er sich, dem Gebrauche gemäß, nach Santa Maria Maggiore auf dem esquilinischen Berge begeben. Auf den Trümmern eines Dianen-Tempels an dem Orte erbaut, wo ehemals die Gärten des Mäcenas waren, genoß diese Basilika, die zweite von Rom's Hauptkirchen, einer besonderen Volksgunst. Unter den übrigen Reliquien verehrte es hier ein alterthümliches Gemälde der Jungfrau, welche auf ihrem linken Arm ihr göttliches Kind trägt. Dies Bild, aus dem Morgenlande herbeigeführt, war, der Sage nach, von dem heiligen Lukas gemalt worden **): es verrichtete Wunder, und man

---

*) Statuit cum ipsis tempus opportunum, quomodo dominum papam caperet et occideret ... promittens eundem patrem regio conspectui repraesentandum. Paul Bernr. ap. Act. sanct.

**) Imago G.V. Mariae in quadam grossa tabula, cum imagine Filii in brachio sinistro, quam depinxit S. Lucas Evangelista. Basiliae S. Mariae Majoris descriptio.

erzählte, daß es, in den Zeiten des heiligen Papstes Gregor in den Straßen Roms umhergetragen, plötzlich eine verheerende Seuche zum Stillstand gebracht habe. Vergrößert und ausgeschmückt unter dem Papste Sixtus dem Dritten*), wurde die heilige Marie seit dem fünften Jahrhundert alljährlich zu Weihnachten von der ganzen Stadt besucht, welche, sich zur Pontifikal-Messe drängend, die ganze Nacht mit Gesang und Gebet zubrachte. Doch diesmal war der Papst nur von einer geringen Anzahl von Priestern nach Santa Maria Maggiore begleitet worden. Ein heftiger und anhaltender Sturm, welcher den von der Idee des Anti-Christ besessenen Geistern die Rückkehr der Sündfluth anzukündigen schien, hatte viele Familien in ihren Wohnungen zurückgehalten **). Kaum daß die nächsten Nachbarn sich während des Tages besucht hatten; nur wenige Gläubige hatten sich also während der regnigten und dunklen Nacht auf die Wanderung nach Santa Maria in ein entferntes und verlassenes Stadtviertel begeben.

Inzwischen feierte der Papst, bekleidet mit den heiligen Gewändern, vor dem Altare die Mitternachts-Messe. Beendigt war die Kommunion der Geistlichkeit; nur das Volk empfing noch das Abendmahl, und noch hatte der Papst nicht das letzte Gebot gesprochen. Plötzlich wird die Kirche mit einem gewaltigen Lärm erfüllt. Dieser rührt von Gepanzerten her. Den Degen in der Faust,

*) Diarium Italicum pag. 106.

**) Ipsum primi temporis imminens diluvium omnibus videbatur. Paul Bernr. pag. 122.

und alles, was ihnen im Wege steht, über den Haufen werfend, dringen sie bis zur Kapelle der Krippe vor, verwunden mehre Gläubige, die den Eingang vertheidigen, sprengen jedes Hemmniß und legen ihre bluttriefenden Hände an den Papst *). Cinci und seine Bande waren es, die diesen tempelschänderischen Streich ausführten. Angelockt und unterstützt von Leuten aus der Nachbarschaft, vollbringen sie den Frevel, während ihre Pferde vor den Kirchthüren in Bereitschaft stehen.

Einer von ihnen, wüthender als die übrigen, verwundet den Papst an der Stirn. Sodann entreißen sie ihn der unbeendigten Messe, und schleppen ihn fort unter Schmähungen und Schlägen, ohne daß er ein Wort spricht, ohne daß er widersteht oder um Gnade bittet, ruhig, unerschrocken, die Augen gen Himmel richtend **). Endlich, nachdem sie ihn des Palliums, des Meßgewandes und der Tunike beraubt und ihm nur eine leichte Körperbedeckung gelassen haben, bringen sie ihn, gleich einem geknebelten Räuber, hinter einem von den Ihrigen; und nun davon eilend, so schnell die Pferde nur laufen mögen, gewinnen sie das Stadtquartier, wo Cinci noch einen befestigten Thurm besitzt, und schließen sich mit ihrem Gefangenen in denselben ein.

Mittlerweile erfüllen die Priester und die Gläubigen, welche diesem Wirrwarr entronnen sind, die Stadt mit

---

*) Antequam post communalem orationem finiret Eucharistiatus. Berthold Const., Chronicon p. 29.

**) De missa nondum finita, violentis manibus abstraxerunt, caedentes et percutientes. Paul Bernr. p. 123. — Non reclamavit, non reluctatus est. Ibid.

ihrem Geschrei und Schrecken. Man tritt hervor aus den Häusern; die Regengüsse haben sich gelegt, der Sturm schweigt, der Himmel ist wieder heiter geworden. In einem Augenblick sind alle Straßen und Plätze von tausend Fackeln erleuchtet.

Mit Abscheu erzählte man sich die Verbrechen der Nacht, wie die St. Marienkirche entheiligt, wie der Papst gefangen oder getödtet worden; denn man wußte noch nicht, wie viel man zu befürchten hatte*). Die Priester liefen von Kirche zu Kirche, entblößten die Altäre und verbargen die heiligen Dinge. Es schien, als hätte man eine allgemeine Profanation zu befürchten. Andere Römer griffen zu den Waffen. Die ganze Nacht hindurch schmetterten Trompeten, damit ein Jeder auf seiner Hut seyn möchte. Es wurden Posten ausgestellt, und man bewachte die Ausgänge der Hauptstadt aus Furcht, daß der Papst, wenn er noch leben sollte, von seinen Räubern in die Fremde gebracht werden möchte.

Gleichzeitig begab sich ein Volksschwarm auf das Kapitol, welches, vermöge eines in alten Erinnerungen gegründeten Instinkts, noch immer in Staats-Krisen der Sammelplatz des Volks und der Ort war, wo es seine Beschlüsse faßte. Hier erfuhr man endlich, auf verschiedene Aussagen, daß der Papst lebe, doch als Gefangener in einem der Thürme der Stadt.

Auf diese Nachricht erhob das Volk Freudengeschrei zum Himmel. Mit Anbruch des Tages wurde Alles ge-

---

*) Ut furem tractum post dorsum cujusdem sacrilegi posuerunt. Ibid.

wisser und leichter. In Massen rückte man gegen die bezeichnete Festung an, die man, von allen Seiten her, den Schlupfwinkel Satans nannte. Einige von den Bewaffneten Cinci's vertheidigten zwar die Zugänge; allein sie wurden angegriffen, in die Flucht getrieben und warfen sich zuletzt in die Befestigung, um sich ihren Kameraden anzuschließen. Das Volk bildete, von jetzt an, die Belagerung: man schleppte Kriegsmaschinen herbei; die Mauern wurden durch Widderstöße erschüttert; man legte Feuer an die Eingänge. Die Stürmenden kämpften um die Wette; Niemand gedachte seines Lebens in einer so heiligen Sache. Der äußere Wall trümmert zusammen, und das Volk befindet sich am Fuße des Thurms *).

Gregor der Siebente, beim ersten Beginn des Sturmes in eine Kammer dieses Thurmes gebracht, erhielt daselbst zu gleicher Zeit außerordentliche Pflege und neue Kränkungen. Ein Bewohner der Stadt und eine Frau von edler Geburt hatten sich mit den Entführern eingeschlichen. Und hier, vergessen in der Verwirrung des Kampfes, bedeckte dieser Mann den von der nächtlichen Kälte leidenden Papst mit Pelzen und erwärmte die erstarrten Füße des Greises an seiner Brust **). Die Frau, beseelt von einem noch zarteren Eifer, wusch und verband seine Wunde, nicht ohne auf die Feinde Gottes, auf die verruchten Mörder zu schimpfen, von welchen sie umgeben

*) Ignis appositus est; allatisque machinis et arietibus rumpitur Murus. Paul Bernr. p. 123.

**) Sic ille, taedio detractionis et algore hibernalis noctis afflictum allatis calefecit pellibus, pedesque ejus in sino suo composuit. Ibid.

war. Sodann vergoß sie Thränen, und küßte inbrünstig die Brust, das Haupthaar und die Kleider des Papstes. Dies Schauspiel rief in die Fantasie der Gegenwärtigen die zarte Sorge Magdalenens für den Heiland zurück *). Doch, an demselben Ort und zu derselben Stunde, überschüttete ein anderes Weib, die Schwester Cinci's, den Papst mit Flüchen und harten Worten **).

Cinci selbst versuchte, unter fürchterlichen Drohungen, dem Papste den Befehl zur Auslieferung seines Schatzes und seiner Schlösser zu entreißen ***). Doch Gregor blieb unerschüttert. Ein Diener Cinci's, seinem Herrn folgend, schwur, unter Gotteslästerungen, daß er vor Ende des Tages dem Papste den Hals abschneiden wolle. Ein Zufall bestrafte die Brutalität dieses Menschen: denn als er sich auf der Zinne blicken ließ, fiel er, tödtlich an der Kehle verwundet durch einen Wurfspieß, der von außen kam, und sein Tod war, selbst in den Augen seiner Kameraden, ein Zeichen des himmlischen Zornes.

In Verlegenheit wegen dessen, was von ihm ausgegangen war, und getrieben von der Furcht, daß die Fe-

---

*) Matrona vero ipsa, fomento medicaminis sui, Patris nostri plagam, nimio sanguinis rosei profluvio tabidam, deplorando mulcebat... Altera nimirum Maria effecta, caput pectusque deosculans lacrymis rigabat. Ibid.

**) Traditoris soror Patri maledicere non formidahat. Ibid. pag. 124.

***) Ibi diu, gladio super collum illius furialiter stricto, torvus, minax et omniariam terrificus, thesaurum et firmissima St. Petri castella in beneficia sibi extorquere non cessavit ab eo; sed omnino non potuit. Berthold. Constant. Chron. p. 29.

stung, nach kurzer Zeit, von dem wüthenden Volke mit Sturm genommen werden könnte, kam Cinci, sich dem Papste zu Füßen zu werfen *); und mit der Reue eines Bösewichts, welche bei abergläubischen und barbarischen Sitten so leicht und so gemein ist, bat er demüthig den heiligen Vater, ihn von seiner Sünde zu befreien, ihm die Absolution zu ertheilen. „Ich bin ein Vatermörder," sagte er; „ich bin ein Tempelschänder. Verletzt habe ich das Heiligthum der Mutter Gottes und die Krippe des Heilands. Ich habe dich daraus entführt, dich, meinen apostolischen Vater und Herrn ... Beschütze mich; habe Barmherzigkeit mit mir; lege mir eine Buße auf und besänftige — du allein vermagst es — das Volk, das zur gerechten Strafe Gottes wider mich aufgestanden ist! Besudelt, wie ich bin, nimm mich in diese heiligen Hände und gewähre mir diesen Tag zur Büßung meiner Schuld." Diese Worte redend, lag dieser Mensch auf seinen Knieen vor dem Papste.

Streng erinnert ihn Gregor an den mannigfaltigen Rath, den er ihm früher durch gottesfürchtige Männer hat ertheilen lassen, so wie an die Vorwürfe, die er ihm mit so viel Langmuth und Geduld selbst gemacht hat. „Indeß," so fährt er fort, „die Pforte des Lebens kann sich noch immer für Dich öffnen, wenn du dich von Herzen bekehrest."

Von Neuem warf sich dieser Mensch zur Erde, bekennend, daß er ein Schuldiger, ein Unglücklicher sei, ver-

*) Procidit ad pedes beatissimi Papae. Paul Bernr.

sprechend, daß er die ihm auferlegte Buße ohne Verzug erfüllen werde *).

Da sagte Gregor zu ihm: „Die Schmach, welche du mir zugefügt hast, verzeihe ich dir, als Vater; was du aber verbrochen hast gegen Gott, gegen die Mutter Gottes und die Apostel, oder vielmehr gegen die ganze Kirche, das mußt du büßen, so wie ich es verordne. Auf der Stelle mußt du nach Jerusalem gehen, und wenn du dies überlebst und zurückkehrst, so mußt du dich meinen Händen und meinen Rathgebungen unterwerfen, um so die Gnade des allmächtigen Gottes wieder zu gewinnen, und so für alle Söhne der Kirche ein Beispiel der Reue zu werden, wie du bisher ein Beispiel der Verderbtheit gewesen bist."

Noch immer hingeworfen zu den Füßen des Papstes, gelobte Cinci, alle ihm auferlegten Büßungen zu verrichten. Jetzt näherte sich Gregor einer Oeffnung des Thurmes, um sich den Blicken der Belagerer zu zeigen; und mit ausgebreiteten Armen gab er ihnen das Zeichen, sich zu beruhigen, und einige ihrer Häupter an ihn abzusenden.

Entzückt von diesem Anblick, glaubten alle, der Papst rufe sie zu Hülfe. Sie verdoppelten also ihr Bemühungen, um zu ihm aufzusteigen. Die Kühnsten erkletterten die Oeffnungen, welche von den entmuthigten Räubern verlassen wurden; und man dringt vor bis zum Papst, welcher, im Angesichte eines Thränen der Freude vergießen-

*) Mox ad terram corruens, verum se reum miserumque confessus est. Ibid.

den Volks, in die Arme seiner Befreier zurücktritt. Als jetzt Alle die Zeichen der erlittenen Gewalt und die Blutflecken sehen *), werden sie von neuen Schaudern befallen, und tausend Töne der Klage lassen sich vernehmen.

In diesem Wirrwarr, in diesem Wechsel von Gefahr und Befreiung, hat der Papst nur Einen Gedanken, nur Einen Wunsch, nämlich den: nach der St. Marienkirche zurückzugehen, aus welcher man ihn gerissen hat, und seine durch Cinci's Mißthat unterbrochene Weihnachtsmesse zu beendigen. Ein unermeßlicher Volksschwarm folgt ihm zum Altar; und hier schloß er die mit der ersten Stunde des Tages begonnene feierliche Messe gegen Abend, nüchtern, verletzt, doch aufrecht in seinem Glauben. Sodann sprach er Dankgebete und segnete den heiligen Sieg des Volks **). Endlich begab er sich in's Lateran, um auszuruhen.

Das Volk, im Besitz des Thurms, hatte Anfangs, auf Befehl des Papstes, die Satelliten Cinci's verschont. Doch bald stellte man eine strenge Nachforschung über die Theilnehmer an dieser Mißthat an. Vielen wurde die Nase abgeschnitten, worauf eine Verbannung folgte. Man konfiszirte ihre Güter: ein neuer Beweis, daß nicht bloße Abenteurer, sondern auch einige von den römischen Adeligen, die der päpstlichen Macht abhold waren, an der Unthat Theil genommen hatten.

*) Cernebatur enim totus cruoris magnitudine respersus. P. Bernr. ap. Act. sanct.

**) Gratanter ad altare rediens . . . missam, quam in galli cantu coeperat, adhuc jejunus et ab aliis sustentatus, vespere complevit. Berthold Chronic. — Peters husanum Chr. Lib. II §. 33.

Beschützt von der Macht der apostolischen Begnadigung, war Cinci im ersten Augenblick mit seiner Gattin, seiner Schwester, seinen Kindern und seinen Brüdern entkommen *). Vermöge eines Senat-Dekrets wurden die befestigten Häuser, die er in Rom besaß, geschleift und seine Güter konfiszirt. Bald darauf forderte der Papst ihn auf, wegen der Buße zu erscheinen, die ihm auferlegt war. Doch, zurückgezogen in einem Schlosse, das er in der Nähe Rom's besaß, machte er Streifereien im Domän der Kirche und lebte von Raub und Plünderung. Der Papst ließ ihn durch den Erzbischof von Preneste, in dessen Bezirk sein Raubnest lag, besonders in den Bann thun; allein dieser Verwegene setzte, da er von der Wuth des römischen Volks nichts weiter zu fürchten hatte, seine Gewaltthaten fort bis zu dem Augenblick, wo er sich an den König der Deutschen anschloß.

Während Cinci, als Oberhaupt der Straßenräuber, sein Unwesen in der Ebene trieb, war in Rom die Ruhe wieder hergestellt; die Autorität des Papstes schien vermöge der Volkshingebung sogar mehr als jemals befestigt. Man hatte indeß die schwache Seite dieser, im Auslande so stolzen und so gefürchteten Macht kennen gelernt; und so war es denn möglich, diese beinah göttliche Soverainität, die sich über alle Throne erhob, in ihrem Heiligthum zu verunglimpfen. Selbst Unwillen erregend, konnte Cinci's Frevelthat die majestätische Unverletzlichkeit des Papstes in den Gemüthern der Ausländer schwächen. Und hier-

*) Ipso vix interventu Papae, cui reum se dederat, inde vivo propulsato. Berthold Chronic. pag. 29.

hieraus muß man sich, ohne Zweifel, das Stillschweigen erklären, welches Gregor der Siebente über dies seltsame Ereigniß bewahrte: die Christenheit vernahm keine Klage, kein Anathema; und niemand wurde beschuldigt, der Anstifter oder Mitschuldige Cinci's gewesen zu seyn.

Bemerklich ist diese Absicht besonders in dem Schreiben, das Gregor der Siebente den 8. Jan. 1076, dreizehn Tage nach dieser verhängnißvollen Weihnacht (also zu einer Zeit, wo er von seinen Wunden noch nicht wieder hergestellt seyn konnte) an Heinrich den Vierten richtete. Kein einziges Wort in diesem Schreiben verräth, daß die geringste Unruhe in Rom Statt gefunden hatte. Der Papst fährt fort, den König mit gebietendem Ernst zu warnen, und sammelt neue Beschwerden gegen denselben; doch will er lieber Cinci's Frevel verschweigen, als Heinrich den Vierten der Theilnahme beschuldigen.

# J. Bapt. Say an Herrn Malthus.

(Fortsetzung.)

## Zweiter Brief.

Mein Herr!

In meinem ersten Schreiben glaube ich bewiesen zu haben, daß Produkte nur durch Produkte gekauft werden können; ich sehe also noch keinen Beweggrund, die Lehre aufzugeben, daß die Produktion es ist, was der Produktion Absatz verschafft. Freilich habe ich als Produkte alle die Dienste betrachtet, die aus unsern persönlichen Fähigkeiten, aus unsern Kapitalen und unsern Grundbesitzen hervorgehen; und dies hat mich genöthigt die Lehre von der Produktion, welche Adam Smith ganz offenbar nicht gefaßt und nach ihrem ganzen Umfange entwickelt hat, von neuem und in andern Ausdrücken zu skizziren.

Indeß, mein Herr, drängt sich mir, indem ich den dritten Abschnitt Ihres achten Kapitels lese, das Gefühl auf, daß es noch einen andern Punkt giebt, in welchem Sie nicht mit mir übereinkommen möchten. Sie werden mir vielleicht zugestehen, daß man Produkte nur durch andere Produkte erkauft; allein Sie werden auf der Behauptung beharren, daß die Menschen eine, ihre Bedürfnisse bei weitem übersteigende Quantität von Produkten ins Daseyn rufen können, und daß, demzufolge, ein Theil dieser

Produkte unverbraucht bleiben kann; kurz, daß Ueberfülle und Stockung in allen Arten der Produktion möglich ist. Um Ihren Einwand in seiner ganzen Stärke darzustellen, werde ich ihn in ein Bild umkleiden, und sagen: Herr Malthus wird sehr gern zugeben, daß hundert Säcke Korn hundert Stück Bekleidungsstoff in einer Gesellschaft kaufen, die, um sich zu bekleiden und zu sättigen, dieser Quantität Bekleidungsstoffs und dieser Quantität Korns bedarf; allein wenn dieselbe Gesellschaft dahin gelangt, zweihundert Säcke Korn und zweihundert Stücke Bekleidungsstoff hervorzubringen, so werden diese beiden Waaren sich vergeblich gegen einander austauschen können; er wird behaupten, daß ein Theil derselben sehr wohl keinen Käufer finden kann. Ich muß also, mein Herr, beweisen: zuvörderst, daß, wie groß auch die Quantität der hervorgebrachten Waare und die Herabsetzung der Preise, welche daraus entspringt, seyn möge, die in einer Gattung hervorgebrachte Quantität stets ausreicht, um ihre Urheber zur Erwerbung der in einer andern Gattung hervorgebrachten Quantität zu befähigen; und nachdem ich die Möglichkeit der Erwerbung werde bewiesen haben, werde ich erforschen, wie die in Ueberfluß vorhandenen Produkte die Bedürfnisse, dieselben zu verbrauchen, erzeugen.

Wer Korn hervorbringt (der Gutsbesitzer oder Pachter) befindet sich in dem Falle, daß er, nachdem er die produktiven Dienste seines Grundes und Bodens und seines Kapital-Fonds gekauft und zu den produktiven Diensten seiner Leute seine eigenen Arbeiten hinzugefügt hat, seine sämmtlichen Werthe anwendet, um daraus Kornsäcke zu machen; und jeder Sack Getreide, seine eigenen

Arbeiten, d. h. seine Gewinne dazu gerechnet, kommt ihm, seiner Annahme zufolge, auf 30 Fr. zu stehen. Auf der andern Seite hat der Unternehmer, welcher Stoffe aus Flachs, Wolle oder Baumwolle hervorbringt, mit Einem Worte, der Fabrikant, nachdem er auf gleiche Weise die Dienste seines Kapitals, die Dienste seiner Werkleute und seine eigenen verwendet hat, Stoffstücke hervorgebracht, von welchen jedes ihm gleichmäßig auf 30 Franken zu stehen kommt. Wenn Sie mir nun erlauben, mich mit einem Sprunge in den Mittelpunkt der Frage zu versetzen, so werde ich Ihnen gestehen, daß, in meiner Ansicht, mein Stoffhändler die Hervorbringer aller Manufaktur-Produkte repräsentirt; und daß, eben so, mein Kornhändler alle Produzenten von Nahrungsmitteln und von rohen Stoffen repräsentirt. Es kommt darauf an, zu erfahren, ob ihre beiderseitigen Produkte, in welcher Quantität man sie auch vervielfältige, und welchen tiefen Stand die Preise auch dadurch erhalten mögen, ihrer Totalität nach von ihren Produzenten gekauft werden können, die zugleich ihre Konsumenten sind; und wie die Bedürfnisse sich stets nach Maßgabe der hervorgebrachten Quantitäten heben.

Wir werden zunächst erforschen, was sich unter der Voraussetzung einer vollkommenen Freiheit zuträgt, welche die Vervielfältigung aller Produkte ins Unendliche gestattet; und wir werden später die Hindernisse untersuchen, welche die Natur der Dinge, oder die Unvollkommenheit der Gesellschaften, dieser unbegränzten Freiheit der Hervorbringung entgegenstellt. Sie werden jedoch nicht unbemerkt lassen, daß die Voraussetzung unbegränzter Hervorbringung Ihrer Sache günstiger ist, weil es schwieriger ist, un-

beschränkte Produkte an den Mann zu bringen, als beschränkte Produkte; und daß die Voraussetzung von Produkten, die sich aus der einen oder der andern Ursache beschränken, mehr für mich spricht, der ich behaupte, daß gerade diese Beschränkungen es sind, die, indem sie gewisse Produktionen verhindern, dem Ankaufe schaden, den man von den Produkten machen kann, welche sich ins Unendliche vervielfältigen lassen.

In der Voraussetzung vollkommener Freiheit kommt der Korn-Produzent auf den Markt, mit einem Sack, der ihm, sein Benefiz eingerechnet, 30 Franken kostet. Eben so der Produzent von Zeuchen mit einem Stück, das sich auf denselben Preis stellt. Beide erscheinen also mit Produkten, die al pari ausgetauscht werden möchten. Dasjenige von beiden, das über seine Produktions-Kosten hinaus verkauft würde, hätte den Vorzug, einen Theil der Produzenten des andern so lange auf sich zu ziehen, bis die produktiven Dienste in der einen und in der andern Gattung gleichmäßig vergütet würden. Dies ist eine Wirkung, worüber man einverstanden ist.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß, in dieser Voraussetzung, die Produzenten des Kleidungsstoffes in ihrer Gesammtheit das gewonnen haben, wodurch sie das ganze Stück, oder jedes andere Produkt gleichen Werthes, wieder an sich bringen können. Kommt es, alles zusammengerechnet (sogar mit Einschluß des Gewinnes des Manufakturisten nach dem Satze, den die Konkurrenz festgestellt hat) auf 30 Fr. zu stehen: so ist diese Summe vertheilt worden unter die sämmtlichen Produzenten des Kleidungsstoffs; doch zu ungleichen Theilen, je nach der Art und

Quantität der Dienste, die geleistet sind, um die Produktion ins Werk zu richten *). Hat das Stück zehn Ellen, so kann der, welcher 6 Franken gewonnen hat, zwei davon kaufen; wer 30 Sous gewonnen hat, kann davon nur eine halbe Elle kaufen; es bleibt deßhalb aber nicht minder ausgemacht, daß die Totalität der Produzenten die Totalität des Stückes kaufen kann. Wollen sie, anstatt den Kleigungsstoff zu kaufen, Korn erwerben, so sind sie im Stande, es zu kaufen, weil es, gerade wie der Stoff, nur 30 Franken kostet; gerade wie sie, je nach ihren verschiedenen Bedürfnissen, entweder einen Theil des Zeuch-Stoffs, oder einen gleichwerthen Theil des Sacks Getreide, kaufen konnten. Wer, bei der einen oder der andern Produktion, 6 Franken gewonnen hat, kann 3 Franken auf ein Zehntel des Zeuches und drei Franken auf ein Zehntel des Getreides anlegen. Immer bleibt es wahr, daß alle Produzenten zusammen die Totalität des Produkts erwerben können.

Hier, mein Herr, finden Ihre Einwürfe eine Stelle. „Wenn die Produkte sich vermehren" — so sagen Sie — „oder wenn die Bedürfnisse sich vermindern, so werden die Produkte allzu tief im Preise sinken, um die für ihre Herstellung nöthigen Arbeiten vergüten zu können **)."

---

*) Wenn ein Pachter einen Sack Getreide zu 30 Fr. verkauft, und ein Stück Zeuch zu 30 Fr. einkauft, vertauscht er alsdann nicht seinen Sack gegen Kleidungsstoff? Und der Fabrikant, welcher einen Sack Getreide zu 30 Fr., den Preis seines Kleidungsstoffes, kauft, vertauscht er nicht seinen Stoff gegen einen Sack Getreide?

**) Damit man mich nicht beschuldige, als hätte ich den Sinn des achtbaren Professors dadurch entstellt, daß ich ihn zusammenzu-

Ehe meine Antwort erfolgt, muß ich bemerken, daß, wenn ich Ihr Wort Arbeit gebrauche (als welches, nach den in meinem früherem Briefe gegebenen Aufschlüssen unvollständig ist) ich unter dieser, nur aus Gefälligkeit von mir angenommenen Benennung, nicht bloß den produktiven Dienst eines Arbeiters und eines Vorstehers, sondern auch die produktiven Dienste begreife, welche von dem

---

fassen und klarer zu machen bemüht gewesen bin, halte ich mich verpflichtet, eine genaue Uebersetzung seiner Stellen in einer Note zu geben. Er sagt: „Wenn die Waaren nur mit einander verglichen und gegen einander vertauscht werden könnten, dann würde es seine Richtigkeit damit haben, daß sie, vorausgesetzt, daß sie sich in angemessenen Verhältnissen vermehrten, denselben bezüglichen Werth behalten könnten, wie weit die Vermehrung auch gehen möchte. Wenn wir sie aber, wie wir es müssen, mit der Zahl und mit den Bedürfnissen der Konsumenten vergleichen: so werden große Vermehrung der Produkte bei einer stätigen Anzahl von Konsumenten, und beschränkte Bedürfnisse, denen Ersparung zum Grunde liegt, sehr nothwendig ein starkes Sinken in dem als Arbeit abgeschätzten Produkt veranlassen, dergestalt, daß dasselbe Produkt, welches dieselbe Arbeit wie früher gekostet hat, nicht mehr dieselbe Quantität derselben erkaufen kann.

„Man behauptet zwar, daß eine effektive Nachfrage nichts weiter sei, als das effektive Angebot, das man von einer Waare im Tausch gegen eine andere mache. Allein beschränkt sich hierauf wohl alles, was zu einer wirksamen Nachfrage nöthig ist? Obgleich jede Waare zu ihrer Hervorbringung dieselbe Quantität von Arbeit und Kapital gekostet haben mag, und obgleich beide in ihrem Werthe sich gleich stehen mögen, so können sie doch, und zwar alle beide, in einem so hohen Grade überfließend seyn, daß mit ihnen nicht so viel Arbeit erkauft werden kann, als sie gekostet haben, oder wenigstens, daß man mit ihnen nicht viel mehr kaufen kann, als sie selbst theuer zu stehen gekommen sind. Würde nun in einem solchen Falle die Nachfrage wohl wirksam seyn? Würde sie hinreichen zur Aufmunterung fortgesetzter Hervorbringung? Ohne Zweifel, Nein!" Seite 355.

Kapital und von dem Grundstück geleistet werden: Dienste, welche ihren Preis eben so gut haben, wie die persönliche Arbeit, und zwar einen so reellen Preis, daß der Kapitalist und der Grundeigenthümer davon leben.

Dies als erwiesen betrachtend, antworte ich Ihnen vor allen Dingen, daß die Produkte, indem sie im Preise fallen, die Produzenten nicht außer Stand setzen, die Arbeit zu erkaufen, die jene geschaffen hat; oder auch jede andere gleich einträgliche Arbeit. Unserer Voraussetzung zufolge, werden die Korn-Produzenten durch ein geschickteres Verfahren die doppelte Quantität Getreide, und die Produzenten von Bekleidungsstoffen die doppelte Quantität Stoffe hervorbringen; und das Getreide, wie die Stoffe, werden um die Hälfte im Preise fallen. Was heißt das? Die Korn-Produzenten werden für Dienste, welche dieselben bleiben, zwei Säcke erhalten, welche zusammen so viel gelten werden, als Ein Sack galt; und die Produzenten von Kleidungsstoffen werden zwei Stück haben, welche zusammen so viel werth sind, als früher eins werth war. In dem Tausch, Produktion genannt, werden dieselben Dienste, jeder von seiner Seite, die doppelte Quantität Produkte erzeugt haben; allein diese beiden doppelten Quantitäten können sich, wie früher, eine durch die andere, und zwar eben so leicht, wie früher, erwerben, dergestalt, daß eine Nation, in welcher sich diese produktive Fähigkeit entwickelt hätte, ohne noch mehr auf produktive Dienste zu verwenden, noch einmal so viel Gegenstände des Verbrauchs, es sei in Korn oder in Bekleidungsstoff, oder im Allgemeinen, haben würde; denn wir sind übereingekommen, uns unter Korn und Bekleidungsstoff alles zu denken, was

das menschliche Geschlecht für seinen Unterhalt bedürfen kann. Bei einem solchen Austausch werden die Produkte mit den produktiven Diensten in einen Oppositions-Werth gebracht. Da nun in jedem Tausch einer von den beiden Termen um so viel mehr gilt, als er eine größere Quantität von dem andern erhält, so geht daraus hervor, daß die produktiven Dienste um so mehr gelten, je mehr die Produkte vervielfältigt werden und niedrigeren Preises sind*). Hierin liegt es, daß der niedrige Preis der Produkte, indem er den Werth der produktiven Fonds einer Nation, und der Einkünfte, welche daraus abfließen, vermehrt, zugleich die National-Reichthümer vergrößert. Diese Demonstration, welche sich ausführlich im dritten Kapitel des zweiten Buchs meines Traité d'Economie politique (4te Ausgabe) befindet, hat, wie ich glaube, der Wissenschaft einige Dienste dadurch geleistet, daß sie etwas erklärt, was bis dahin wohl als richtig empfunden, aber nicht erklärt war; nämlich, daß, obgleich der Reichthum ein Tauschwerth ist, dennoch der allgemeine Reichthum durch den niedrigen Preis der Waare und jeder Art des Produkts anwächst **).

---

*) Nach dem englischen Ausdruck: When they do not command the same quantity of labour, as before.

**) Diese Demonstration richtet, um dies beiläufig zu sagen, eine Behauptung des Herrn Malthus gänzlich zu Grunde, nämlich die, „daß Wohlfeilheit immer auf Kosten der Gewinne Statt findet." Damit fällt auch jedes Raisonnement, das auf dieser Grundlage ruht. Dieselbe Demonstration ist auf gleiche Weise nachtheilig für den ganzen Theil der Lehre Ricardo's, worin er sich festzustellen getraut, daß nur die Produktions-Kosten, nicht das Verhältniß des Angebots und der Nachfrage den Preis der Produkte

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat eine Vermehrung um das Doppelte in der produktiven Macht der Arbeit nie plötzlich und für alle Produkte zugleich Statt gefunden; allein es läßt sich nicht in Zweifel ziehen, daß sie, nach und nach, für viele Produkte und in sehr verschiedenen Verhältnissen Statt gefunden hat. Ein Purpur-Mantel bei den Alten kostete bei gleicher Feinheit und Größe, bei gleicher Solidität und Farbenglanz, ohne allen Zweifel das Doppelte von dem, was er bei uns kosten würde; und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß das in Arbeit bezahlte Korn nicht um die Hälfte vermindert worden sei um die uns unbekannte Epoche der Erfindung des Pflugs. Alle Produkte, welche weniger Arbeit kosten, sind, nach Maßgabe der Konkurrenz, für das hingegeben worden, was sie gekostet haben, ohne daß irgend Jemand dabei verloren hat; und wer hätte dabei wohl nicht in seinem Einkommen gewonnen?

Doch, ich muß zurückkommen auf den ersten Theil Ihres Einwandes: „Die Korn-Produzenten und die Produzenten von Bekleidungsstoffen werden alsdann mehr Korn und Stoffe hervorbringen, als die einen und die andern verbrauchen können." Seltsam! mein Herr, nachdem ich bewiesen habe, daß, trotz eines Abschlags, welcher den Werth der Produkte um die Hälfte vermindert, dieselbe Arbeit diese Produkte in ihrer Totalität kaufen, und sich dadurch noch einmal so viel Daseyns- und Genußmittel verschaffen konnte, soll ich dem mit Recht berühmten Ver-

---

regele. Er vermengt die Produktions-Kosten mit den Produkten, während beide in Opposition stehen, und die erstern nur so gering sind, als die letztern in größerer Fülle angetroffen werden.

fasser des „Versuchs über die Bevölkerung" beweisen, daß alles, was sich hervorbringen läßt, Verzehrer finden kann, und daß unter den Genüssen, welche die Quantität der Produkte, worüber Menschen verfügen können, verschafft, die Annehmlichkeiten des Hausstandes und die Vervielfältigung der Kinder nicht den niedrigsten Rang einnehmen? Nachdem Sie drei Bände geschrieben haben, um zu beweisen, daß die Bevölkerung sich stets zu der Höhe der Daseyns-Mittel erhebt, wie haben Sie einräumen können, „daß eine große Vermehrung von Produkten möglich sei, bei einer sich gleichbleibenden Anzahl von Konsumenten, und bei Bedürfnissen, die durch Sparsamkeitsgeist vermindert sind?" (S. 355.)

Entweder der Urheber des „Versuchs über die Bevölkerung," oder der Verfasser der „Prinzipe der Staatswirthschaft" muß Unrecht haben. Doch alles beweiset uns, daß nicht der Urheber des „Versuchs über Bevölkerung" im Irrthum sei. Erfahrung und Vernunftschluß beweisen, daß ein Produkt, eine dem Menschen nothwendige oder willkommene Sache, nur dann verschmäht wird, wenn es an Mitteln fehlt, dieselbe zu erwerben. Diese Mittel, zu kaufen, sind gerade das, was die Nachfrage nach dem Produkt bestimmt, was ihm einen Preis giebt. Kein Bedürfniß nach einer nützlichen Sache haben, heißt, sie nicht bezahlen können. Und wodurch geräth man in das Unvermögen, zu bezahlen? Dadurch, daß man entblößt ist von dem, was den Reichthum giebt, entblößt von Betriebsamkeit, oder Grundbesitz, oder Kapital.

Sind die Menschen einmal versehen mit den Mitteln der Hervorbringung, so eignen sie ihre Produktionen ihren

Bedürfnissen an; denn, die Produktion selbst ist ein Austausch, worin man Produktiv-Mittel anbietet und dafür das verlangt, wonach man das stärkste Bedürfniß empfindet. Etwas schaffen, wofür kein Bedürfniß spricht, heißt etwas Werthloses schaffen, nicht, etwas hervorbringen. Erst von dem Augenblick an, wo eine Sache Werth hat, findet ihr Produzent Gelegenheit, sie gegen diejenigen auszutauschen, die er sich verschaffen will.

Diese Fähigkeit, zu tauschen, welche dem Menschen vor allen Thieren auszeichnet, eignet alle Produkte allen Bedürfnissen an, und erlaubt ihm, um seines Daseyns willen Rechnung zu halten, nicht über die Art des Produkts (denn, wenn dieses einen Werth hat, wird er es vertauschen, sobald es ihm beliebt) wohl aber über den Werth desselben.

„Die Schwierigkeit," werden Sie sagen, „besteht darin, Produkte zu schaffen, welche ihre Produktions-Kosten werth sind." Ich weiß dies wohl; und in meinem nächsten Briefe werden Sie sehen, wie ich darüber denke. Doch bei der Voraussetzung, worin wir uns noch hinsichtlich der Betriebsamkeitsfreiheit befinden, werden Sie mir erlauben, Ihnen bemerklich zu machen, daß man keine Schwierigkeit findet, Produkte, welche ihre Produktions-Kosten werth sind, zu schaffen, es sei denn nach Maßgabe der Forderungen, welche von Verkäufern produktiver Dienste erhoben werden. Nun aber zeigt der hohe Preis der produktiven Dienste an, daß das vorhanden ist, was man sucht, d. h. daß es Verrichtungen giebt, deren Produkte hinreichen, um das zurückzuzahlen, was sie kosten.

Denen, welche meiner Meinung sind, machen Sie

den Vorwurf, „daß sie keine Rücksicht nehmen auf den so allgemeinen und so wichtigen Einfluß der Geneigtheit des Menschen zur Indolenz und zum Müssiggange.“ (S. 358.) Sie setzen voraus, daß Menschen, nachdem sie so viel hervorgebracht haben, als nöthig ist, um ihren Bedürfnissen erster Nothwendigkeit zu genügen, es vorziehen werden, darüber nicht hinauszugehen, weil die Liebe zur Gemächlichkeit den Ausschlag geben werde über den Wunsch nach Genüssen. Diese Voraussetzung beweiset — erlauben Sie mir, Ihnen dies zu sagen — für mich wider Sie. Ei, sage ich denn etwas Anderes, als daß man nur denen verkauft, welche hervorbringen? Warum verkauft man denn nicht Gegenstände des Luxus an einen Pachter, der ein plattes Leben führen will? Nur weil er lieber müssig gehen, als das hervorbringen will, womit man Gegenstände des Luxus erkauft. Welche Ursache auch die Produktion beschränken möge — diese sei Mangel an Kapital, oder an Bevölkerung, oder an Fleiß, oder an Freiheit — die Wirkung ist, meiner Einsicht nach, dieselbe: man verkauft die Gegenstände, die sich von der einen Seite darbieten, nur deßhalb nicht, weil man von der andern zu wenig hervorbringt.

Sie betrachten die Indolenz, welche nicht hervorbringen will, als in direkter Opposition gegen den Absatz; und ich bin sehr Ihrer Meinung. Allein, wie können Sie alsdann, wie es im siebenten Kapitel Ihres Werks geschieht, die Indolenz derjenigen, welche Sie unproduktive Verzehrer nennen, als solche betrachten, welche dem Absatz günstig sind? „Es ist unbedingt nothwendig,“ sagen Sie, „daß ein Land, welches große Produktions-

Mittel in sich trägt, eine zahlreiche Schaar von unproduktiven Verzehrern besitze." Wie ist es möglich, daß die Indolenz, die sich der Hervorbringung weigert, dem Absatz in dem ersten Falle entgegen, und ihm in dem zweiten günstig sei?

Um die Wahrheit ohne Umschweif zu sagen: die Indolenz ist dem Absatz in beiden Fällen entgegen. Wen bezeichnen Sie durch die zahlreiche Schaar von unproduktiven Verzehrern, welche, Ihrer Behauptung zufolge, den Produzenten so nothwendig ist? Sind dies die Eigenthümer von Ländereien und von Kapitalen? Ohne allen Zweifel bringen sie direkt nichts hervor; allein ihr Werkzeug thut dies an ihrer Stelle. Sie verzehren den Werth, zu dessen Hervorbringung sie durch ihre Ländereien und Kapitale beigetragen haben. Sie tragen also bei zur Produktion, und können das, was sie kaufen, nur in Verhältniß dieser Mitwirkung erwerben. Tragen sie noch ausserdem durch ihre Arbeiten bei — verbinden sie mit ihren Gewinnen, als Grundeigenthümer und Kapitalisten, noch andere Gewinne als Arbeiten — bringen sie also mehr hervor: so können sie mehr verbrauchen. Doch niemals werden sie in ihrer Eigenschaft, als Nicht-Produzenten, den Absatz der Produzenten vermehren.

Bezeichnen Sie die Staatsbeamten, die Militäre, die Staatsgläubiger? Auch diese befördern den Absatz nicht in ihrer Eigenschaft als Nicht-Produzenten. Ich bin weit davon entfernt, die Rechtmäßigkeit der Emolumente, die sie erhalten, zu bestreiten; allein ich kann nicht glauben, daß die Steuerpflichtigen in eine große Verlegenheit gerathen würden mit ihrem Gelde, wenn die Steuereinnehmer

ihnen nicht zu Hülfe kämen: entweder ihre Bedürfnisse würden reichlicher befriedigt werden, oder sie würden dasselbe Geld auf eine reproduktive Weise anlegen. In dem einen, wie in dem andern Falle, würde das Geld ausgegeben werden, und den Verkauf von Produkten begünstigen, welche, ihrem Werthe nach, denjenigen gleich kämen, die von denjenigen gekauft werden, welche Sie unproduktive Konsumenten zu nennen belieben. Gestehen Sie also, mein Herr, daß der Verkauf nicht dadurch begünstigt wird, daß es unproduktive Verzehrer giebt, wohl aber durch die Produktion derer, welche ihren Ausgaben Vorschub leisten; gestehen Sie zugleich, daß im Falle die unproduktiven Verzehrer verschwinden sollten, was Gott im Uebrigen verhüte, der Absatz um keinen Sou vermindert seyn würde.

Nicht besser begreife ich, auf welcher Grundlage Sie (S. 356.) den Ausspruch thun, daß die Produktion nicht fortdauern kann, wenn der Werth der Waaren den der Arbeit, welche sie gekostet haben, nicht bei weitem übersteige. Es ist keineswegs nöthig, daß das Produkt über seine Produktions-Kosten hinausgehe, damit der Produzent im Stande sei, es fortzusetzen. Wenn eine Unternehmung ihren Anfang nimmt mit hunderttausend Franken, so braucht das von ihr ausgehende Produkt nur hunderttausend Franken werth zu seyn, damit sie ihre Operationen von neuem beginnen könne. „Und wo bleiben" — so fragen Sie — „die Gewinne der Produzenten?" Das ganze Kapital hat dazu gedient, sie zu bezahlen *); und der Preis, der

*) Gewisse Leute bilden sich ein, daß, wenn man ein Kapital in einer Unternehmung verwendet, derjenige Theil dieses Kapitals,

davon bezahlt worden ist, hat die Einkünfte aller Produzenten gebildet. Wenn das Produkt, das daraus hervorgegangen ist, nur hunderttausend Franken beträgt, so ist das Kapital wieder hergestellt, und alle Produzenten sind bezahlt *).

Ich trage kein Bedenken, Ihren Einwurf dadurch zu verstärken, daß ich ihn auf folgende Weise ausdrücke: „Obgleich jegliche Waare dieselbe Quantität Arbeit und Kapital gekostet haben kann, und obgleich beide sich in ihrem Werthe gleich seyn können: so können dennoch beide in einem so hohen Grade überfließend seyn, daß sich durch sie nicht mehr Arbeit erkaufen läßt, als sie gekostet haben. Könnte in diesem Falle die Produktion fortgesetzt werden? Ohne Zweifel, nein!"

Nein? Und warum nicht? Warum sollten Pachter und Manufakturisten, welche zusammen für sechzig Franken Werthe

---

welcher zum Ankauf roher Stoffe angelegt wird, nicht zum Ankauf produktiver Dienste verwendet werde. Dies ist ein Irrthum. Der rohe Stoff selbst ist ein Produkt, das keinen andern Werth hat, als den, der vorgänglich durch produktive Dienste erworben ist, die ihn zu einem Produkt, zu einem Werth erhoben haben. Hat der rohe Stoff keinen Werth, so beschäftigt er keinen Theil des Kapitals; muß man ihn bezahlen, so ist diese Bezahlung nur eine Vergütigung der produktiven Dienste, die ihm einen Werth gegeben haben.

*) Die Gewinne, welche ein Unternehmer macht, sind die Belohnung der Arbeit und der Talente, welche er in seiner Angelegenheit angewendet hat. Er setzt dieselbe Unternehmung nur so lange fort, als diese Belohnung so beschaffen ist, daß er nicht eine bessere von irgend einer andern Unternehmung erwarten kann. Er ist einer von den nothwendigen Produzenten, und seine Gewinne machen einen Theil von den mit der Produktion nothwendig verbundenen Kosten aus.

Werthe in Korn und in Stoffen erzeugt haben, und im Stande wären, diese ganze Quantität von Waaren, als hinreichend für ihre Bedürfnisse, zu kaufen — warum könnten sie nicht wieder anfangen, nachdem sie dieselbe gekauft und verbraucht haben? Sie würden dieselben Aecker, dieselben Kapitale, dieselbe Betriebsamkeit, wie früher, haben; sie würden sich genau auf demselben Punkt befinden, worauf sie waren, als sie anfingen; und sie würden gelebt und sich von ihren Einkünften, von dem Verkauf ihrer produktiven Dienste, unterhalten haben. Bedarf es denn noch mehr für die Erhaltung der Gesellschaft? Alles erklärt sich durch das große Phänomen der Produktion, wenn es gehörig aufgelöset und in seinen wahren Zügen dargestellt wird.

Nach der Besorgniß, welche Sie hegen, daß die Produkte der Gesellschaft der Quantität nach hinausgehen können über das Maß, das sie verbrauchen kann und will, ist nichts natürlicher, als daß Sie ihre Kapitale mit Schrekken durch Ersparniß anwachsen sehen; denn die Kapitale, welche Anlegung suchen, bewirken eine Vermehrung von Produkten, neue Anhäufungs-Mittel, aus welchen neue Produktionen hervorgehen. Kurz: es kommt mir vor, als fürchteten Sie, unter einem Schwall von Reichthümern zu ersticken; und diese Furcht, ich gestehe es Ihnen, quält mich nicht im Mindesten.

War es denn an Ihnen, mein Herr, die Volksvorurtheile wider Diejenigen anzufrischen, welche ihr Einkommen nicht auf Gegenstände des Luxus verwenden?

Sie geben (S. 351.) zu, „daß eine anhaltende Vermehrung des Reichthums nicht Statt finden kann, ohne

eine vorangegangene Vermehrung des Kapitals;" Sie geben ferner (S. 352.) zu, „daß die Arbeiter eben so gut Verzehrer sind, wie die müssigen Verzehrer:" dennoch aber befürchten Sie, „daß, wenn man immer anhäuft, man die stets wachsende Quantität dieser durch neue Arbeiter hervorgebrachten Waaren nicht werde verbrauchen können." (S. 353.)

Ihre grundlosen Befürchtungen müssen beseitigt werden. Vorher aber gestatten Sie mir eine Bemerkung über den Zweck der neueren Staatswirthschaftslehre. Sie ist von einer solchen Beschaffenheit, daß sie als Wegweiserin dienen kann.

Was unterscheidet uns von den Staatswirthschaftslehrern aus der Schule Quesnay's? Die Sorgfalt, welche wir anwenden, jene Thatsachen, welche sich auf die Reichthümer beziehen, in ihrer Verkettung zu beobachten; so wie die strenge Genauigkeit, die wir uns in ihrer Beschreibung zur Pflicht machen. Nun wohl, um gut zu beobachten und richtig zu beschreiben, muß man, so weit es nur möglich ist, leidenschaftsloser Zuschauer bleiben. Nicht, daß wir nicht von Zeit zu Zeit seufzen könnten, und sogar seufzen müßten, über jene plumpen Operationen und die Folgen derselben, von welchen wir nur allzu oft niedergeschlagene und ohnmächtige Zeugen sind: verbietet man denn aber dem philanthropischen Geschichtschreiber die schmerzlichen Betrachtungen, welche ihm die Ungerechtigkeiten der Politik aufdrängen? Nur eine Annäherung, ein Gedanke, ein Rath, schicken sich nicht für die Geschichte; und ich wage die Behauptung, daß sie sich eben so wenig für die Staatswirthschaftslehre schicken. Was wir dem Publikum schul-

dig sind, beschränkt sich darauf, ihm zu sagen, wie und weßhalb eine gegebene Thatsache die Folge einer andern gegebenen Thatsache ist. Liebt es die Folge, oder fürchtet es dieselbe, so reicht das hin. Es weiß, was es zu thun hat. Doch keine Ermahnungen!

Dem gemäß kommt es mir vor, als sei ich eben so wenig berechtigt, nach Adam Smith Ersparung zu predigen, wie Sie, mein Herr, es sind, nach Milord Lauderdale Verschwendung zu loben. Beschränken wir uns also darauf, zu bemerken, wie die Dinge in der Anhäufung der Kapitale auf einander folgen und sich verketten.

Ich bemerke zuvörderst, daß die meisten Anhäufungen langsam von Statten gehen. Jeder, welcher Art sein Einkommen auch seyn möge, muß leben, ehe er sammelt; und was ich hier Leben nenne, ist um so kostspieliger, je reicher man ist. In den meisten Fällen und Erwerbsarten verschlingt die Unterhaltung einer Familie und ihre Ausstattung das ganze Einkommen, und nicht selten die Kapitale; und wenn jährlich Ersparungen gemacht werden, so stehen sie fast immer in einem schwachen Verhältniß zu den wirklich verwendeten Kapitalen. Ein Unternehmer, welcher hunderttausend Franken und ein Geschäft hat, das eben so viel werth ist, gewinnt, in gewöhnlichen Fällen und im Durchschnitt, zwölf- bis funfzehntausend Franken. Mit einem solchen Kapital und mit einem Geschäft, das eben so viel werth ist, d. h. mit einem Vermögen von 200,000 Franken, ist er ökonomisch, wenn er nicht mehr ausgiebt, als 10,000 Fr. Er erspart also jährlich nur 5000 Fr., oder den zwanzigsten Theil seines Kapitals.

Theilen Sie, wie dies nicht selten geschehn muß, dieses

Vermögen unter Personen, von welchen die eine die Betriebsamkeit, die andere das Kapital hergiebt: so ist die Ersparung noch geringer, weil alsdann zwei Familien, statt einer, von dem vereinigten Gewinn des Kapitals und der Betriebsamkeit leben müssen. In jedem Falle lassen sich große Ersparungen nur von sehr großem Vermögen machen; diese aber sind in allen Ländern sehr selten. Die Kapitale können sich also nicht mit einer so reißenden Schnelligkeit vermehren, daß daraus verderbliche Folgen für die Betriebsamkeit hervorgingen.

Nicht theilen kann ich die Befürchtung, welche Sie (S. 357.) dahin ausgesprochen haben: „daß ein Land stets einem rascheren Anwuchs des zur Unterhaltung der arbeitenden Klasse bestimmten Fonds ausgesetzt ist, als der arbeitenden Klasse selbst.“ Ich erschrecke eben so wenig vor der enormen Zunahme von Produkten, welche aus einer, ihrer Natur nach so langsamen Vermehrung des Kapitals hervorgehen kann. Ich gewahre im Gegentheil, daß diese neuen Kapitale und die Einkünfte, welche daraus entstehen, sich auf das Vortheilhafteste unter den Produzenten vertheilen. Zuvörderst sieht der Kapitalist sein Einkommen dadurch zunehmen, daß sein Kapital wächst; und dies ladet ihn ein, seinen Genüssen etwas zuzulegen. Ein vermehrtes Kapital erkauft im nächsten Jahre ein wenig mehr Betriebsamkeitsdienste. Diese Dienste werden ein wenig besser bezahlt, weil stärkere Nachfrage danach ist; eine größere Zahl von Betriebsamen findet Beschäftigung und Lohn für ihre Geschicklichkeit. Sie arbeiten und verzehren auf eine unproduktive Weise die Produkte ihrer Arbeit; dergestalt, daß, wenn es in Folge dieses Anwuchses von

Kapital mehr Produkte giebt, diese auch desto sicherer verbraucht werden. Was aber ist dies anders, als eine Zunahme an Wohlseyn und Gedeihen?

Sie sagen (S. 352 u. 360.), „daß, wenn Ersparungen keinen andern Zweck haben, als die Kapitale zu vermehren, und wenn die Kapitalisten, indem sich ihr Einkommen verstärkt, ihren Genüssen nichts zulegen, sie auch keinen ausreichenden Beweggrund zu Ersparungen haben; denn die Menschen ersparen nicht bloß aus Philanthropie und um die Betriebsamkeit zu befördern." Allerdings ist dem also. Allein, was wollen Sie daraus folgern? Wenn sie ersparen, so sage ich, daß sie die Betriebsamkeit und die Produktion begünstigen, und daß diese Zunahme an Produkten sich auf eine, dem Publikum vortheilhafte Weise vertheilt. Wenn sie nicht ersparen, so weiß ich nicht, was dagegen zu thun ist; nur können Sie daraus nicht folgern, daß die Produzenten sich um so besser befinden werden: denn, was die Kapitalisten erspart haben würden, würde ganz auf dieselbe Weise verthan worden seyn. Dadurch, daß man es auf eine unproduktive Weise verthan hat, ist die Summe der Ausgabe nicht vergrößert worden. Was die Werthe anlangt, welche angehäuft werden, ohne daß an einen reproduktiven Verbrauch zu denken ist, wie die Summen, welche der Geizige in seinem Kasten aufschichtet: so übernimmt weder Smith, noch ich, noch irgend Jemand die Vertheidigung derselben. Allein sie machen uns keinen Kummer: einmal, weil sie sehr unbeträchtlich sind, wenn man sie mit den produktiven Kapitalen einer Nation vergleicht; zweitens, weil ihr Verbrauch immer nur aufgeschoben ist. Es giebt keine Schätze, welche

nicht zuletzt unter die Leute gebracht worden sind, es sei auf eine produktive Weise oder nicht.

Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Sie die reproduktiven Ausgaben — die, welche man macht, um Kanäle zu graben, Benutzungs-Gebäude zu errichten, Maschinen zu bauen, Künstler und Handwerker zu bezahlen — als minder günstig für die Produzenten zu betrachten, als diejenigen, welche nur die persönliche Befriedigung des Verschwenders zum Zweck haben. „So lange," sagen Sie (S. 363.), „die Ackerbauer geneigt sind, die von den Manufakturisten geschaffenen Gegenstände des Luxus zu verbrauchen, und die Manufakturisten die Luxus-Artikel, welche der Landmann hervorgebracht hat, verzehren, geht alles gut. Wenn aber die eine und die andere Klasse zu Ersparungen hinneigte, um ihr Schicksal zu verbessern und für ihre Familien zu sorgen, würde sich alles anders stellen. (Soll unstreitig so viel sagen, als: es würde alles schlecht gehen.) Der Pachter, anstatt Bänder, Spitzen und Anzüge von Sammt und Seide zu gestatten, würde sich mit den einfachsten Kleidern begnügen; aber sein Sparsamkeitsgeist würde dem Manufakturisten die Möglichkeit rauben, eine gleich starke Quantität ländlicher Produkte zu kaufen, und er würde nicht länger Absatz finden für die Produkte eines Landguts, wo alles auf Arbeiten und Verbesserungen verwendet worden wäre. Wollte der Manufakturist seinerseits, anstatt seine Liebhabereien durch den Verbrauch von Zucker, Rosinen *), Taback zu befriedigen, für die Zukunft sparen, so könnte ihm dies nicht gelingen

*) In England sind Rosinen ein Gegenstand des Luxus.

vermöge der Knickerei des Pachters und des Mangels an Nachfrage nach Manufaktur-Produkten."

Und bald darauf (S. 365.) sagen Sie: „Die Bevölkerung, welche nothwendig ist, um einer solchen Gesellschaft, mit Hülfe der Maschinen, Bekleidung zu verschaffen, würde gering seyn, und nur einen schwachen Theil von dem Ueberschuß eines reichen und gut kultivirten Erdreichs verschlürfen. Es würde offenbar ein allgemeiner Mangel an Nachfrage, es sei nach Produkten, oder nach Bevölkerung fühlbar werden. Und während es ausgemacht ist, daß eine angemessene Leidenschaft für den (unproduktiven) Verzehr ein richtiges Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, wie groß auch die Macht der Produktion seyn möchte, aufrecht erhalten würde, scheint es nicht minder gewiß zu seyn, daß eine Leidenschaft für Ersparung zu einer Produktion von Waaren führen würde, welche hinausgingen über das, was die Organisation und die Gewohnheiten einer solchen Gesellschaft ihr zu verbrauchen erlauben würden."

Sie gehen so weit, daß Sie die Frage aufwerfen, was aus den Waaren werden würde, wenn jede Art des Verbrauchs, Brot und Wasser allein ausgenommen, auch nur sechs Monate lang verschoben wäre; und namentlich bin ich es, an den Sie diese Frage richten *).

*) „Welche Anhäufung von Produkten! Welchen erstaunlichen Absatz würde, nach Herrn Say, ein solches Ereigniß eröffnen." So Herr Malthus. Der gelehrte Professor verkennt hier durchaus die Bedeutung des Worts „Anhäufung." Eine Anhäufung ist nicht ein Nicht-Verbrauch. Sie kommt dadurch zum Vorschein, daß ein reproduktiver Verbrauch an die Stelle eines unproduktiven tritt. Ich habe übrigens nicht gesagt, daß ein erspartes Produkte ein offener

In dieser, so wie in der vorhergehenden Bemerkung, stellen Sie es als eine Thatsache auf, daß jedes ersparte Produkt dem Verbrauche (welcher Art dieser auch seyn möge) entzogen sei, während in allen den Erörterungen, in allen den Schriften, welche Sie angreifen — in den Werken Adam Smith's, Ricardo's und den meinigen, ja selbst in den Ihrigen *) — festgestellt ist, daß ein erspartes Produkt ein Werth ist, den man einem unproduktiven Verzehr entzieht, um ihn dem Kapital hinzuzufügen, d. h. den Werthen, die man auf eine reproduktive Weise verbraucht oder verbrauchen läßt. „Was würde aus den Waaren werden, wenn jede Art des Verbrauchs, Brot und Wasser allein ausgenommen, sechs Monate lang verschoben wäre." Ei, mein Herr, sie würden sich um einen eben so hohen Werth verkaufen; denn, was man hierdurch zur Summe der Kapitale hinzufügen möchte, würde der Klasse von Produzenten, welche die ersparten Summen in Thätigkeit setzen, Fleisch, Bier, Kleidungsstücke, Hemden, Schuhe und Hausgeräthe verschaffen. „Doch, wenn man sich auf Brot und Wasser beschränkte, um seine Ersparnisse nicht anzulegen?" ... Sie setzen also voraus, daß man sich mit Absicht und aus Wollust einem aus-

---

Absatz sei; ich habe nur gesagt, daß ein geschaffenes Produkt ein offener Absatz für ein anderes Produkt sei. Und dies ist der Wahrheit gemäß, es sei nun daß man den Werth auf eine unproduktive Weise verbrauche, oder ihn den Ersparnissen hinzufüge, d. h. den reproduktiven Ausgaben, die man zu machen gedenkt.

*) „Man muß gestehen, daß die jährlich ersparten Produkte eben so regelmäßig verbraucht werden, als diejenigen, welche jährlich ausgegeben werden, nur daß sie von andern Personen verbraucht sind." Princ. of pol. Economy, by Malthus, p. 31.

schweifenden Fasten in großer Allgemeinheit unterwerfen würde!

Was würden Sie, mein Herr, demjenigen antworten, der in die Reihe der Störungen, welche eine Gesellschaft treffen können, auch den Fall setzte, daß der Mond auf die Erde herabstürzen könnte? — Physisch unmöglich ist dieser Fall nicht; es würde dazu nichts weiter erforderlich seyn, als daß irgend ein Komet den Lauf dieses Gestirns aufhöbe, oder bloß verzögerte. Nichts desto weniger vermuthe ich, daß Sie ein wenig Impertinenz in dieser Frage finden würden; und ich gestehe Ihnen, daß Sie mir Entschuldigung zu verdienen scheinen würden.

Es ist, ich bekenne es, eine von der Philosophie keinesweges verschmähete Methode, die Prinzipe bis auf ihre letzten Folgen hinzuleiten, um die Irrthümer derselben aufzufinden. Doch diese Uebertreibung ist selbst ein Irrthum, wenn die Natur der Dinge der vorausgesetzten Ausschweifung stets wachsende Hindernisse entgegen stellt, und so die Voraussetzung unzulässig macht. Denjenigen, die mit Adam Smith die Meinung hegen, daß Ersparung etwas Gutes sei, halten Sie die Nachtheile einer übermäßigen Ersparung vor Augen; doch liegt die Rettung nicht auch hier im Uebermaß?

Da, wo der Kapitale zu viel werden, ist der Zins, welchen die Kapitalisten erhalten, allzu schwach, um die Beraubungen aufzuwiegen, die sie sich in ihren Ersparungen auferlegen. Sein Geld sicher unterzubringen, ist mit Schwierigkeiten verbunden; man bringt es also im Auslande unter. Der bloße Lauf der Natur hemmt viele Anhäufungen. Ein großer Theil derjenigen, welche in begü-

terten Familien Statt finden, erreicht sein Ziel von dem Augenblick an, wo man für die Ausstattung der Kinder sorgen muß. Das Einkommen der Väter wird durch diesen Umstand vermindert; sie verlieren die Mittel zur Anhäufung zu eben der Zeit, wo die Beweggründe dazu ihre Kraft einbüßen. Viele Ersparungen werden durch Hintritte gehemmt. Eine Erbschaft theilt sich zwischen den Erben und den Legatarien, deren Lage eine ganz andere ist, als die des Verstorbenen, ja, die nicht selten einen Theil des Erbtheils vergeuden, anstatt denselben zu vermehren. Der Theil, den der Fiskus sich aneignet, wird ganz zuverlässig unter die Leute gebracht; denn, der Staat legt nicht auf reproduktive Weise an. Die Verschwendungssucht und die Unerfahrenheit sehr vieler Privatleute, welche einen Theil ihrer Kapitale in schlecht berechneten Unternehmungen verlieren, müssen aufgewogen werden durch die Ersparungen vieler Andern. Alles bestärkt uns in der Ueberzeugung, daß in Allem, was sich auf Anhäufungen bezieht, es bei weitem weniger gefährlich ist, die Dinge ihrem natürlichen Hange zu überlassen, als ihnen eine erzwungene Richtung zu geben.

Sie sagen (S. 495.), „daß es, in gewissen Fällen, den Grundsätzen einer gesunden Staatswirthschaft entgegen ist, Ersparung anzurathen." Wohl, mein Herr, eine gesunde Staatswirthschaft, ich wiederhole es, ertheilt wenig guten Rath; sie zeigt, wie viel ein verständig angelegtes Kapital zur Macht der Betriebsamkeit hinzufügt, gerade wie eine gute Landwirthschaft lehrt, wie eine gut geleitete Bewässerung die Kraft des Bodens verstärkt. Im Uebrigen liefert sie den Leuten die Wahrheiten, die sie beweiset,

und überläßt es ihnen, diese Wahrheiten nach ihrer besten Einsicht und Fähigkeit anzuwenden.

Alles, was man von einem Manne Ihrer Art, mein Herr, verlangt, ist, daß er nicht den allgemein verbreiteten Irrthum fortpflanze, als sei die Verschwendung den Produzenten heilsamer und günstiger, als die Ersparung *). Man ist nur allzu geneigt, die Zukunft der Gegenwart aufzuopfern! Das Prinzip aller Verbesserung ist im Gegentheil, daß man die Versuchungen des Augenblicks dem Wohlseyn der Zukunft aufopfere. Wie dies das Fundament aller Tugend ist, so ist es auch das Fundament des Reichthums. Wer seinen Ruf aufopfert, indem er ein ihm anvertrautes Gut angreift; wer seine Gesundheit zerstört, weil er seinen Begierden nicht widerstehen kann; wer heute das ausgiebt, wodurch er morgen gewinnen könnte: alle diese verstehen nicht zu wirthschaften, und darum sagt man mit Fug und Recht, daß das Laster am Ende nichts weiter ist, als ein schlechter Kalkul.

---

*) „Giebt es in einem Lande mehr Kapital, als nöthig ist, so ist die Empfehlung der Sparsamkeit allen Prinzipen der Staatswirthschaft entgegen. Mit demselben Rechte könnte man einem Volke, das Hungers stirbt, das Heirathen empfehlen.“ Principles of political Economy, p. 495.

Wie? Herr Malthus sieht nicht, daß durch das Heirathen Kinder und folglich neue Bedürfnisse entstehen, während die Kapitale kein Bedürfniß haben und, im Gegentheil, das in sich tragen, wodurch Bedürfnissen abgeholfen wird?

(Fortsetzung folgt.)

# Neue Aufschlüsse
über
# den Buddhaismus
und
# die Verbreitung desselben.

---

Was hat es auf sich mit der Buddha-Religion? Und, welche Rolle hat sie in der Weltgeschichte gespielt?

Ich werde versuchen, die erste dieser Fragen nach den neuesten Aufschlüssen, welche die Gelehrten des brittischen Indiens uns gegeben haben, vorzüglich nach den Denkschriften des Herrn Hogdson, so wie nach drei Denkschriften des Herrn Remusat in dem Journal des Savans vom Jahre 1831, zu beantworten. Auf die zweite Frage werde ich dadurch antworten, daß ich die zerstreuten Andeutungen des letztern zusammenfasse, um eine Uebersicht von den Veränderungen zu geben, durch welche der Buddhaismus seit drei Jahrtausenden gewandert ist.

Wie jede andere Religion, so hat auch der Buddhaismus seine Metaphysik und seine Mythologie; er hat aber eine Sittenlehre und eine Organisation, welche ihm besonders eigen sind. Diese verschiedenen Punkte wollen nach einander erforscht seyn, und billigerweise wird der Anfang mit der Metaphysik der Lehre gemacht.

Der Pantheismus ist die Fundamental-Idee des Buddhaismus; doch dieser Pantheismus ist sehr verfeinert; und

bekanntlich führt ein solcher sehr weit. Wenn es nur eine absolute Substanz giebt, von welcher alle besonderen Existenzen bloße Manifestationen sind, so kommt man nur allzu leicht dahin, zu leugnen, daß diese Existenzen noch etwas mehr seien, als reine Phänomene, d. h. Sinnenberührungen; und so gelangt man zu der Theorie der Illusion, welche in Indien unter der Benennung Maya bekannt ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat das sichtbare Universum keine Wirklichkeit; es ist nicht, es scheint nur zu seyn. Doch auf der andern Seite kann man von dem absoluten Wesen, welches diese Erscheinungen hervorbringt, auch nicht sagen, daß es sei; denn, an und für sich genommen, hat es weder Form, noch Attribut — nichts, was ein Wesen im Besondern charakterisirt und macht, daß es ist, was es ist. Unter dieser scharfen Analyse löset das Wesen sich auf, und verschwindet. Nichts bleibt übrig, als ein reines Nichts; dies aber ist ein Etwas, das kein Gedanke fassen, keine Sprache ausdrücken kann — etwas Negatives, etwas Leeres, wovon man sagen kann, daß es sei und daß es nicht sei, oder vielmehr, wovon man weder das Eine noch das Andere aussagen kann. So lange man von dem Pantheismus ausgehen wird, wird man, wenn es nicht an Logik fehlt, an diesen Abgrund gerathen. Weder Alexandrien, noch Deutschland hat ihn vermeiden können; der Buddhaismus aber ist in ihn versunken.

Dennoch hat der orientalische Gedanke auf diesen von ihm ausgehöhlten Abgrund ein ganzes System gebaut.

Ausgehend von der Emanations-Idee, nach welcher die absolute Substanz, indem sie sich außer sich selbst ver-

breitet, die große Täuschung, die das Universum in sich schließt, hervorbringt, hat der Buddhaismus eine Unendlichkeit von Stufen auf der Leiter der Existenz festgestellt, anhebend mit dem reinen Wesen ohne Form, ohne Eigenschaft, ohne Benennung, und fortgehend bis zu den letzten Abstufungen. Das reine Wesen ist Buddha, die höchste und unerfaßliche Intelligenz. Er bringt alle Welten durch eine ewige Ausstrahlung hervor. Dieses Licht, das von ihm ausgeht und von dem alles herstammt, nimmt stets je mehr und mehr ab, je nachdem es sich von seiner Quelle entfernt und sich im Raum und in der Zeit zerstreut. Daher ein ganzes kosmogonisches Gebäude; das riesenhafteste ohne Zweifel, das die menschliche Einbildungskraft jemals aufgeführt hat. Wie es scheint, entfaltet sich ihre Thatkraft am mächtigsten in diesem System, wo das Nichts von allen Seiten auf sie eindringt. Nichts bezeugt ihre unbegränzte Fruchtbarkeit mehr, als der ideale Aufbau dieses phantastischen Universums, das für den Buddhaisten vollkommen dasselbe ist, was der Mensch für Pindar war: der Traum eines Schattens.

Unsere Erde ist getheilt in eine gewisse Anzahl von Inseln oder Bergen. Im Mittelpunkte befindet sich der Berg Meru, um welchen sich die Gestirne drehen. Seine Seiten sind von Kristall, von Sapphir, von Gold, von Silber; er ist umgeben von sieben Goldbergen und von sieben Meeren, deren Gewässer durchbalsamt sind. In der Mitte seiner Höhe sind die sechs Himmel der Begierden. Die Wesen, welche diese Himmel bewohnen, obgleich erhaben über den Menschen, sind noch so angethan, daß sie sich durch Wollust vervielfältigen; doch ist dies die Wol-

luſt eines Seufzers, oder eines Lächelns. Man ſieht, daß alles ſich reinigt, je höher man ſich erhebt. Vom vierten Himmel an haben die Begierden, die Sinne, keinen Einfluß mehr, und im fünften haben ſich die Sinnengenüſſe in intellektuelle Freude verwandelt. Wie rein auch das Vergnügen ſei, immer haftet es noch an Genuß. Ueber der Welt der Begierden ſteht die Welt der Formen. Die Weſen, welche dieſe bewohnen, ſind über alles Vergnügen erhaben; allein ſie ſind noch den Bedingungen des Daſeyns und der Materie — ſie ſind der Form und der Farbe unterworfen. In der Welt der Formen unterſcheidet man achtzehn Stockwerke, und die ſie bewohnenden Weſen unterſcheiden ſich durch die entſprechenden Grade von ſittlicher und intellektueller Vollkommenheit, zu welchen man ſich durch die vier Grade der Kontemplation erhebt.

Alle dieſe, dem Menſchen in ſeinen verſchiedenen Exiſtenzen zugänglichen Regionen, bilden die Welt des Menſchen, welche auch die Welt der Geduld genannt wird.

Doch die ſo abgetheilte Welt iſt nur ein Punkt in der unendlichen Fülle von Welten, welche die ausſchweifende Einbildungskraft der Buddhaiſten auf einander häuft. Um ſich einen Begriff zu machen von dieſer wahrhaft monſtröſen Arithmetik, muß man Herrn Remuſat vernehmen da, wo er uns einige ihrer Numerations-Syſteme enthüllt; denn ſie haben deren mehre, je nachdem das Bedürfniß das eine oder das andere fordert. In dem oberſten Syſtem vervielfältigen ſich die Zahlen von ſelbſt; und dies nennt man die Methode der zehn großen Zahlen: eine Methode, welche Buddha allein verſtehen konnte, und welche er mit der Abſicht erklärte, eine klare Vorſtellung

von dem zu geben, was seiner Natur nach unerschöpflich und gränzenlos ist: die überaus reinen Verdienste der Buddha's, die Daseyns-Perioden, welche das Geschick der Buddhisatuas oder modifizirten Intelligenzen ausmachen, und den Ozean von Wünschen, welche sie für das Glück der lebendigen Wesen bilden, so wie die Verkettung der Gesetze, welche die unendliche Entwickelung der Welten konstituiren. Die erste dieser zehn großen Zahlen ist die Asankya (das Unzählbare, hundert Quadrillionen), multiplizirt durch sich selbst. Diese Zahl macht eine Asankya in der zweiten Potenz (die Einheit, auf welche vier und dreißig Nullen folgen), welche, wiederum mit sich selbst multiplizirt, die zweite der zehn Zahlen hervorbringt (die Einheit, auf welche sechzig Nullen folgen). Man wiederholt diese Doppel-Operation an der zweiten, sodann an jeder der folgenden bis zur zehnten, die man unaussprechlich nennt, und die nur ausgedrückt werden könnte durch eine Einheit, auf welche 4,456,448 Nullen folgten, was in hergebrachter Typographie eine Linie von beinahe 44,000 Fuß Länge bilden würde.

Ist man im Besitz dieses Numerations-Verfahrens, so läßt sich begreifen, wie die Buddhaisten Berechnungen von Himmeln und Welten zu Stande bringen, die das Fassungsvermögen übersteigen.

Wir haben gesehen, wie viel Stockwerke, sämmtlich von unzähligen Wesen bewohnt, die Welt des Menschen bildeten. Nun wohl! die Buddhaisten behaupten, es gebe Universa, welche tausend Millionen dieser Welten in sich schließen. Andere nehmen hundert Quintillionen dieser Universen an, bilden daraus ein Stockwerk, und zwanzig dieser

Stock-

Stockwerke machen ein Saamenkorn von Welten aus. Das untere Stockwerk ruht auf einer Lotus-Blume; diese Blume ist jedoch nicht die einzige. Die Zahl dieser Lotus, deren jeder mit einem Universums-System belastet ist, wird ausgedrückt durch Myriaden von Myriaden. „Die Urheber dieser Legenden," sagt Herr Remusat, „scheinen nicht müde zu werden, wenn es darauf ankommt, die thörigsten Uebertreibungen auf einander zu häufen, indem sie um die Wette diese Weltsamenkörner auf ein duftendes Meer, und dieses auf eine Erde ruhen lassen, die einen Theil eines noch ungeheuren Systems ausmacht." Indem man dies lieset, wird man vom Schwindel ergriffen. Es ist, als öffneten sich die Tiefen des Raumes, und als sähe man alle diese Welten, wie einen unermeßlichen Schwarm von Leuchten, sich säuselnd im Unendlichen drehen.

Ganz unstreitig ist diese feste Zahlbestimmung eine Abgeschmacktheit in sich selbst; doch, wie Herr Remusat sehr richtig bemerkt, dient sie, die Idee der Unendlichkeit ungebildeten Geistern zuzuführen, denen ein abstraktes Wort nichts sagen würde, während jene sich mit Hülfe der unendlichen Millionen und Milliarden, die uns lächerlich scheinen, leise einschleicht.

In der Zeit geschieht das Entsprechende von dem, was wir im Raume angetroffen haben; die Zeit wird von den Buddhaisten in Perioden getheilt, die auf einander folgen, wie der Raum in Welten, die sich berühren.

Diese Perioden, oder Kalpa's bestehen aus einer grossen Anzahl von Jahren, wovon sie, wie man wohl glauben kann, die Berechnung kennen. Ein Kalpa, oder das Leben einer Welt, enthält vier Epochen. In der ersten

bildet und gestaltet sich die Welt. Die Wesen befinden sich alsdann in der Region der Formen; doch, so wie die Zeit verläuft, nimmt die Kraft Buddha's, d. h. des höchsten Wesens, welches, indem es sich mittheilte, das Seyn, oder wenigstens den Schein davon, welcher die Existenz ausmacht, gewährte — die Kraft Buddha's, sage ich, nimmt in ihren Manifestationen ab, und alles beginnt in Verfall zu gerathen; die Wesen steigen aus der Welt der Formen in die der Begierden ab. ... Anfangs vollkommen rein, erwacht in ihnen die Sinnlichkeit, sobald sie ein Wasser gekostet haben, das süß ist, wie Honig und Milch. Obgleich diese Sinnlichkeit noch zart ist, fängt dennoch ihr Glanz an zu erbleichen. Später genießen sie eine gröbere Nahrung, und mit den Geschlechtern entwickelt sich in ihnen alle heftige und leidenschaftliche Neigung. Sie treten in die Knechtschaft und den Wirrwarr der Sinne.

Hierauf wird der Sturz gehemmt, und das Universum befindet sich in einem stationären Zustande, welcher eine Zeit lang anhält.

Doch bald fängt es wieder an zu sinken: seine Zerstörung tritt näher. Sie wird angekündigt durch Windsbrauten, Feuersbrünste, Sündfluthen, welche, steigend, Ein Stockwerk der Welt nach dem andern erreichen. Zuletzt, indem das Gute von Tag zu Tag immer mehr verdorrt und das Böse die Ueberhand gewinnt, kommt eine große Feuersbrunst, und in sieben Tagen sind alle böse Bedingungen zerstört, d. h. die Thiere, die Menschen und die verkehrten Geister. Alsdann wird die Welt durch den leeren Raum ersetzt: es ist weder Nacht noch Tag, noch Sonne; die Finsternisse herrschen.

Dies Alles bildet ein Kalpa. Die Wesen, welche die oberen Regionen des Himmels (wohin sich diese Katastrophen nicht verbreiten) bewohnen, haben ein Daseyn, dessen Dauer weit hinausgeht über eine dieser Revolutionen: es giebt solche, deren Leben gleich kommt 80,000 Kalpas.

Man sieht, daß die Jahrhunderte den Buddhaisten nicht mehr kosten, als die Welten.

Auf verschiedenen Punkten dieser Reihe von Jahrhunderten, auf verschiedenen Stufen dieser Weltenleiter kommen hie und da besondere Manifestationen jener absoluten Substanz, von welcher alles ausfließt, zum Vorschein. Diese Fleischwerdungen (Inkarnationen) des höchsten Buddha benennen sich nach ihm. Die Buddha's kommen, wenn ein Zeitalter abgelaufen ist, um dem nachfolgenden Zeitalter vorzustehen; sie erscheinen in unserem Universum, um die Wege zu bereiten und die Lehre wieder herzustellen. Der, welcher zuletzt erschienen ist, heißt Sakya-Muni, der Gründer, der Messias des Buddhaismus, geboren von einer Jungfrau. Buddha hatte zwei Körper: einen, welcher der Geburt, dem Tode, den Verwandlungen unterworfen war; der andere war das Gesetz selbst, ewig und unveränderlich. Das Leben dieses Menschgewordenen Gottes hat den Fabeln und Legenden einen um so unerschöpflicheren Stoff gewährt, als man der Geschichte seines irdischen Daseyns den Bericht von seinen Incarnationen durch alle früheren Jahrhunderte hinzugefügt hat. Eben so verfährt man mit den übrigen heiligen Personen, welche auf gleiche Weise Buddha's sind: man erzählt ihre Verwandlungen, ihre Wiedergeburten, die Wunder ihrer Reue, ihrer Menschenliebe, ihrer Kontemplation.

Diese Legenden bilden den volksthümlichen Theil des Buddhaismus. Wenden wir uns jetzt seiner Sittenlehre zu!

Diese bildet die schöne Seite des Buddhaismus. Man könnte denen, welche die Abstraktionen seiner Metaphysik oder auch die Ausschweifungen seiner Mythologie verwerfen, zurufen: „diese Religion, die ihr verachtet, hat zuerst die Gleichheit der Menschen vor Gott verkündigt. Geboren in Indien, in dem Lande der Kasten und der Ausschließung, hat sie das Kastenwesen mit Füßen getreten, und gesagt, daß alle Völker berufen sind. Verfolgt von den Braminen, hat der Buddhaismus den Ruhm des Märtyrerthums davon getragen und seinen Glauben an die Menschheit mit seinem Blute besiegelt. Kaum giebt es eine christliche Tugend, die er nicht gepredigt hätte: Lossagung von den Sinnen, Demuth, Kasteiung, Nächstenliebe, nichts ist ihm fremd. Seine Moral hat so zarte und eindringliche Töne, daß man in ihr die Sanftmuth des evangelischen Worts wieder zu erkennen glaubt. Diese überströmende Liebe geht sogar über die Menschlichkeit hinaus; denn selbst über die Thiere und die Pflanzen verbreitet sie den lieblichen Thau eines zarten Mitgefühls *).

---

*) Man sehe das von Herrn Remusat übersetzte Buch von den Belohnungen und Strafen. Diese kleine Volks-Moral, geschrieben von einem Tao-sse ist von einem Kommentar begleitet, welcher sehr oft Fo oder Buddha zitirt. Beide Sekten sind einverstanden in der Sorgfalt für die Thiere. Dies rührende Gefühl wird darin ungemein weit getrieben — bis ins Kindische möchte man sagen. Es heißt darin: „laßt Nahrungsstoff für die Ratten übrig; zündet die Lampe nicht an aus Mitleid mit den Schmetterlingen." Der letzte Zug hat etwas Anmuthiges. Unglücklicherweise, wie Herr Remusat bemerkt, haben die Sektirer, welche die Sorge für die

Allein im Innern dieser Moral, welche ein erhabener Instinkt dem Buddhaismus offenbarte, hat seine Metaphysik einen Todeskeim abgesetzt. Der Buddhaismus ist pantheistisch, und jeder Pantheismus führt zur Gleichgültigkeit. Ist er roh, so gewahrt der Mensch im Universum keine andere Daseynsweise, als das materielle Leben, dem er sich hingiebt und einschlummert. Erhebt sich der verfeinerte Pantheismus, wie es im Buddhaismus der Fall ist, zur Idee einer absoluten Substanz ohne Attribut und Form, von welcher das Universum die scheinbare Manifestation ist, dann wird der Mensch, weil er in diesem Universum keine Realität findet, an welcher er festhalten kann, sich nicht dabei aufhalten; er wird sich sogar bestreben, davon loszukommen, und daher eine kräftige Entfaltung sittlicher Energie. Bleibt er hinter dieser zurück, was wird er finden? Eine so hohe, so unerreichbare Einheit, daß der Unterschied des Guten und des Bösen ihn gar nicht berührt. Nur in der Welt der Formen, der Erscheinungen, der Veränderungen giebt es Gutes und Böses, je nachdem man Theil nimmt an dem Wesen der Dinge. Doch hat man dies einmal erreicht, so ist nicht mehr von jenem die Rede; denn das Wesen der Dinge ist an und für sich

---

Thiere so weit treiben, im ganzen Buche kein einziges Mal von Almosen für die Menschen geredet. Der Fehler liegt im Pantheismus, der, indem er den Menschen nicht von der Natur sondert, ihn nicht über dieselbe stellt. So gelangt man dahin, ihn unter dieselbe zu stellen, und, wie es in Indien geschieht, Hospitäler für die Thiere zu gründen, worin eine menschliche Kreatur den Flöhen preisgegeben wird. Das andere Extrem stellt der Spiritualist Mallebranche dar, welcher, voll der Ueberzeugung, daß Thiere nur Maschinen seien, eine kleine Hündin, die er liebte, trotz ihrem Winseln, zertrat.

unergründlich, eigenschaftslos, und schwankt, wie zwischen Seyn und Nichtseyn, so zwischen Gutem und Bösem.

Hieraus entspringt die Meinung der Buddhaisten, daß der höchste Grad sittlicher Vollkommenheit die Vernichtung aller, in der Beschauung des Buddha verschlürften Fähigkeiten sei. Hört man auf zu handeln, zu fühlen, zu denken, so tritt man aus der Welt der Veränderungen und Erscheinungen, so vereinigt man sich mit der absoluten Substanz, so identifizirt man sich mit dem Prinzip des Seyns und macht sich dem Nichts so ähnlich, wie das Prinzip ihm ähnlich ist.

Dies ist der Zustand der höchsten Heiligkeit, der Nirvriti, entgegengesetzt dem Zustande, in welchem man Theil nimmt an dem Leben der Welt, und welcher Sansara genannt wird. Doch dieser Unterschied selbst ist noch eine Unvollkommenheit, weil er sich sträubt gegen eine vollendete Vereinigung aller Gedanken mit Buddha. Und eben deßhalb muß man zu einem Punkte gelangen, wo man erkennt, daß der Nirvriti und der Sansara nur eins sind. Da die höchste Vollkommenheit in der höchsten Einheit besteht, so ist alles, was davon entfernt, alles, was auf Vervielfältigung, auf Mehrheit abzweckt, nichts weiter als Fall, als Verunreinigung. Nun ist Vervielfältigung, Mehrheit, so viel, als Leben. Das Leben ist also in seinen Grundlagen besudelt und verderbt. Gedanke und Handlung sind die Quelle des Bösen; und dies Böse ist die unmittelbare Ursache der Wesen. Diese dem Buddhaismus anklebende Meinung hat auf eine seltsame Weise, selbst auf seine Kosmogonie Einfluß gehabt. Man sieht darin, daß die Unwissenheit (Avydia) mit den Irrthümern und

Leidenschaften in ihrem Gefolge, dasjenige ist, was der sichtbaren Welt ihren Schein, und den Intelligenzen ihre Individualität giebt: scheinbare Existenz, individuelle Existenz, dies sind zwei Degradationen der höchsten Einheit, worin alles eingewickelt und vermengt ist.

Diese, für die sittliche Thätigkeit der Menschen so nachtheiligen Folgen sind unvermeidlich, wenn man von dem Pantheismus ausgeht. Sittlichkeit läßt sich nur antreffen im Theismus, welcher Gott auffaßt — nicht als eine Essenz, sondern als die Ursache der Welt — nicht als eine unbestimmte Negation, als eine Abstraktion, von welcher man nicht sagen kann, daß sie gut oder böse sei, daß sie sei oder nicht sei, sondern als einen lebendigen und liebenden Willen, als eine freie und unendliche Intelligenz, welche eins ist mit dem Guten, und wesentlich entgegen dem Bösen. Die Vereinigung des Menschen mit einem solchen Gott kommt nicht zu Stande durch die Vernichtung seiner Fähigkeiten, wohl aber durch die Harmonie dessen, was in beiden ist: die Harmonie des Willens, der Intelligenz, der Liebe des Menschen mit dem Willen, der Intelligenz und der Liebe Gottes. In diesem Gotte hat das Sittlich-Gute seine Sanktion; denn in ihm hat es sein Prinzip. Vor ihm sind Gedanke, Handlung, Leben heilig, oder können es werden. Er tödtet den Menschen nicht; er entwickelt ihn. Er zerschmettert ihn nicht; er erhebt ihn.

Diesen Gott, den Gott Platons und der Christen, hat der Buddhaismus nie gekannt. Daher der Abgrund, worin seine Moral, trotz ihren schönen Anfängen, versinkt. Doch, nachdem wir diese Inferiorität in ihrer Wurzel erkannt,

und die Ursache derselben ausgesprochen haben, müssen wir, um gerecht zu seyn, hinzufügen, daß der Buddhaismus, ehe er zu diesem beklagenswerthen Ziel sittlicher Thätigkeit gelangt, eine große Strecke von Verdienst und Tugend durchläuft. Ist das Ziel falsch, so ist die Bahn, die zu demselben führt, nur schön. Glücklicherweise ist sie auch lang, und was in der Lehre beklagenswerth ist, bleibt weit davon entfernt, leicht zu seyn. Nicht alle Welt darf Anspruch machen auf diese Vollkommenheit, welche eine Vernichtung in sich schließt. Sie ist das Erbtheil einiger Heiligen, die, dem Himmel sei es gedankt, nur selten sind. Was für alle erreichbar ist, das sind die Pflichten, im Buddhaismus freilich niedrig gestellt, in der Wirklichkeit jedoch desto höher. Um zum Nirvriti zu gelangen, muß man damit anfangen, wohlthätig, milde, demüthig, keusch und geduldig zu seyn. Freilich ist dies nur Vorbereitung; allein sie wird einige Zeit wegnehmen, und diese Zeit wenigstens wird einer wahren Vervollkommnung geweiht seyn. Der Welt ist dadurch ein unermeßlicher Dienst geleistet worden, daß man auf eine wirksame Weise diese Tugenden gelehrt hat, welche selbst durch den Anspruch auf höhere Tugenden nicht verwischt werden können. Außerdem ist das, was im Buddhaismus der Theorie nach fehlerhaft ist, bisweilen sehr nützlich geworden. Heftigen und zu Gewaltthaten aufgelegten Geschlechtern — z. B. den tartarischen — gepredigt, war das Uebermaß seiner kontemplativen Exaltation für sie ohne Gefahr, und konnte sehr wohl zur Besänftigung beitragen. Unter Bevölkerungen, welche, wie die Chinesen, vom materiellen Eigennutz beherrscht werden, bedurfte es vielleicht, zur Bekämpfung einer so positiven

Tendenz einer übertriebenen Tendenz nach Abstraktion und Verläugnung der Sinnen. Was sich nicht in Zweifel ziehen läßt, ist, daß man ihn allenthalben, wo man seine Wirkung beobachten konnte, sehr heilsam gefunden hat; und ich glaube zum Vortheil des Christenthums genug gesagt zu haben, um mit der Behauptung schließen zu dürfen, daß, hinsichtlich des Sittlichen, der Buddhaismus das Christenthum des Orients ist; freilich ein unvollkommenes, ungestaltetes Christenthum, aber dabei noch immer viel. Dies ist so wahr, daß das Christenthum nirgend weniger Mühe für seine Niederlassung gefunden hat, als in den Ländern, wo der Buddhaismus sein Vorgänger gewesen war. Der Buddhaismus bereitet und befruchtet ihm den Boden, während der Brahmanismus und der Islamismus ihn ausdörren und verbrennen.

Schon dadurch, daß der Buddhaismus die Kasten verwarf, mußte er dahin streben, ein Oberhaupt und eine Hierarchie zu erhalten. Auch sehen wir, von seinem Ursprunge an, an seiner Spitze einen Patriarchen, welcher der Repräsentant, ja noch mehr als der Repräsentant des Buddha ist. Mit einer Lehre, welche auf einander folgende Existenzen zuläßt, ist jedoch nichts natürlicher, als daß man dahin gelangt, anzunehmen, daß jedes dieser Oberhäupter eine Inkarnation desselben Buddha sei. Hierbei ist es nicht bloß die Lehre, welche sich fortpflanzt; es ist die Göttlichkeit selbst. Und wer begreift nicht, welche Autorität dieser Glaube dem priesterlichen Suverän geben muß, in welchem er eine sich ewig erneuernde Personifikation seines Gottes sieht! — Hieraus ist ohne allen Zweifel die Möglichkeit erwachsen, die buddhaistische Geistlichkeit

regelmäßig zu disziplinirren; und diese Disziplin ist für den Fortgang der Lehre nicht ohne Erfolg geblieben. Die Rangordnungen dieser Geistlichkeit stehen übrigens Allen offen; der höchste Posten ist beim Tode jedes Titulars vakant, und jedes Kind kann darauf Anspruch machen, Gott genannt zu werden. Hierin liegt ein Lebens-Prinzip, das in der unbeweglichen und geschlossenen Organisation der Kasten nicht angetroffen wird. Auch hierin ist die buddhaistische Kirche der christlichen verwandt, mit welcher sie noch mehre andere Aehnlichkeits-Punkte gemein hat; denn beide haben Mönche, Nonnen und einen Papst.

So verhält es sich mit dieser Religion, deren Geschichte, wenn sie jemals verfaßt worden wäre, die Geschichte der Zivilisation in einem bedeutenden Theile der Welt seyn würde. Ich werde, wie ich es angekündigt habe, die Haupt-Phasen und die Wanderung des Buddha-Kultus durch die Nacht verfolgen, welche beides bedeckt, wenn gleich so, daß hier und dort einige Lichtfunken hervorspringen. Von selbst versteht sich wohl, daß ein so sorgfältig ausgebildetes System, wie der Buddhaismus ist, seine Vollendung nicht auf den ersten Wurf erhalten hat: es ist vielmehr das Werk einer Jahrhunderte langen Bearbeitung, welche ihren Anfang zu einer Zeit genommen hat, über die sich schwerlich jemals Rechenschaft geben lassen wird.

Einverstanden ist man gegenwärtig darin, daß der Buddhaismus in dem Mittelpunkte Indiens emporgekommen ist, namentlich in der Provinz, welche früher Magadah, gegenwärtig Behar genannt wird. Eine seltsame Hypothese hatte aus Buddha einen Neger machen wollen,

ohne allen weiteren Grund, als die Haartracht, welche mehren Buddha-Statuen eigen ist. Als ob die Neger-Raße jemals einer überlegenen Raße etwas gegeben hätte! Der Haarwurf, um dessentwillen man die Ordnung der menschlichen Familien so leichtsinnig und so gegen alle Analogie über den Haufen geworfen hat, ist durch einen seltsamen Gebrauch gewisser buddhaistischer Sektirer erklärt worden; und Herr Remusat hat diese Erklärung einer an und für sich geringfügigen Thatsache mit den merkwürdigen Aufschlüssen begleitet, welche chinesische und mongolische Texte über die zwei und dreißig sichtbaren Eigenschaften und die achtzig Arten von Schönheiten geben, welche sie dem göttlichen Gesetzgeber Buddha beilegen. Die so sehr ins Einzelne gehende Einbildungskraft hat aus ihm etwas Fantastisches gemacht, dies läßt sich nicht läugnen; doch hat die Tradition einzelne Züge bewahrt, aus welchen hervorgeht, welcher Raße der Verkündiger des Buddhaismus angehörte. Es wird nämlich ausdrücklich gesagt, daß Buddha lockigtes, nicht krauses Haar, rosige Lippen und eine hervorspringende Nase hatte, mit einem Worte, daß Buddha ein schöner Mann war, wie es stets die Religionsstifter gewesen sind. Ein Neger war er eben so wenig, als die Jungfrau Maria eine Negerin war, obgleich sie in gewissen Gemälden als eine Afrikanerin dargestellt wird. Er gehörte zu demselben Geschlecht, zu welchem auch die Braminen gehören: ein Geschlecht, das durch Uebereinstimmung der Sprache und der Gesichtszüge, sich dem griechischen und dem germanischen, so wie überhaupt den übrigen Zweigen jener großen Völkerfamilie nähert, zu welcher wir gehören, und welche man die

kaukasische nennt, aber besser die himalayische nennen würde.

Weit schwieriger ist die Ermittelung der Zeit, in welcher der Buddhaismus seine Entstehung erhielt. Was Pallas und Langles darüber bemerkt haben, verdient nicht in Betrachtung zu kommen, so handgreiflich widersprechend ist es in sich selbst. Herr Remusat hat der Chronologie des Buddhaismus eine neue Grundlage gegeben durch die, in der japanischen Enzyklopädie gemachte Entdeckung einer Liste der ersten drei und dreißig buddhaistischen Patriarchen mit dem Tage ihrer Geburt und ihres Hintritts nach chinesischer Zeitrechnung. Nach diesen Dokumenten würde Buddha's Tod in das Jahr 950 v. Chr. fallen, so daß er diesem um fast tausend Jahre vorangegangen war. Sakya-Muni (so lautet der irdische Name Buddha's) stirbt im 79sten Jahre seines Alters. Der erste der Patriarchen, welcher unmittelbar von ihm seine Lehre empfing, war ein Brahmane. Dem Brahmanen folgen, nach einander, drei Patriarchen, von welchen jeder aus einer der drei übrigen Kasten gewählt ist: ein Kchatrya, ein Vaysia, ein Sudra, als unverwerfliches Zeichen der unter allen Menschen festgestellten Gemeinschaft religiöser Vorrechte.

Das Dokument, von welchem hier die Rede ist, sagt über jeden dieser Patriarchen sehr wenig aus; es stellt sie dar als Solche, deren strenges und martervolles Leben sich damit endigt, daß sie sich freiwillig in die Flammen stürzen, wie dies auch die Alten von mehren Buddhaisten erzählen, welche sie durch den indischen Namen Samanäer und durch die griechische Benennung Gymnosophisten von den Brahmanen unterscheiden.

Herr Remusat schenkte der von ihm entdeckten Liste sein ganzes Vertrauen; und wirklich stimmen die Hauptepochen, welche sie für die Entwickelung des Buddhaismus angiebt sehr gut zusammen mit dem Wenigen, was man von der Geschichte dieser Religion weiß, so wie mit den Traditionen der übrigen Völker des Orients, welche sie angenommen haben, namentlich der Eingaleser. Doch, was Herr Remusat auch dagegen einwenden möge: immer läßt sich nicht wohl annehmen, daß jeder dieser Patriarchen ein durchschnittliches Alter von 79 Jahren zurückgelegt habe, und was noch mehr gegen die Echtheit der Liste spricht, besteht darin, daß unter der Gesammtzahl der Patriarchen zwei sind, deren Lebenszeit nicht angegeben ist, so wie acht, für welche man sich auf eine unbestimmte Annäherung an die Regierung der chinesischen Kaiser beschränken muß. Zwar sagt Herr Remusat, „ein Verfälscher hätte nicht ermangelt, alle Daten mit erlogener Genauigkeit zu geben;" doch ohne auf einen Verfälscher zurückzukommen, wie ohne anzunehmen, daß alle diese Daten erfunden seyen, läßt sich glauben, daß es in dieser Reihe Lücken gegeben hat, und daß sie willkürlich ausgefüllt worden sind. Das Denkmal ist deßhalb nicht minder wichtig. Genug, daß die Wahrscheinlichkeit des Ganzen sich nicht verkennen läßt; an der Zuverlässigkeit der Einzelnheiten darf etwas fehlen, ohne daß die Sache selbst darunter leidet.

Der Kosmopolitismus, welcher das Wesen der Buddha-Religion ausmacht, hat, von ihrem Ursprunge an, in ihrem Schooße Missionäre wecken, und dadurch die Eroberung ihres Proselytismus erleichtern müssen. Auch sieht

man hundert und sechs und siebzig Jahre vor Christus den zwei und zwanzigsten Patriarchen bis nach Fergana in der kleinen Bucharei gehen — vierhundert franz. Meilen von Indien, „diesem, von heiligen Strömen bewässertem Lande, außerhalb dessen, nach dem Ausspruche der Brahmanen, kein Heil zu finden ist."

Diese Brahmanen begannen damit, daß sie die neue Sekte, die sich von ihnen losgesagt hatte, duldeten. Mehre Jahrhunderte lang beschränkten sie sich darauf, sie als ketzerisch zu verdammen; als sie jedoch anfingen, die Buddhaisten zu fürchten, begann die Verfolgung. Der Buddhaismus suchte unter diesen Umständen einen Zufluchtsort und fand ihn auf Ceylon. Ausgemacht ist es, daß er von hier im Jahre 543 v. Chr. in das weitere Indien eindrang, in das Land der Birmanen, in Pegu, in Siam und gleichzeitig in Java. So breitete sich dann die verfolgte Religion im Süden und Osten ihrer Wiege aus; nicht lange darauf sogar in einem großen Lande, wo sie der Glaube der großen Mehrheit wurde, und wo ihre Geschichte aus eben diesem Grunde an Wichtigkeit zunahm. Der Leser begreift, daß nur China hier gemeint seyn kann.

Fast vier Jahrhunderte vor Christus (390) waren mehre buddhaistische Schriften bis hieher vorgedrungen und ins Chinesische übersetzt worden; doch erst neun Jahrhunderte später (am Schlusse des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung) geschah es, daß der acht und zwanzigste buddhaistische Patriarch, genannt Bodhi-Dharma, aus Indien den Mittelpunkt der Religion, deren Oberhaupt er war, in das Reich der Mitte verlegte.

Die Chinesen nennen ihn Ta-Mo, und um dieses

Namens willen hat man ihn bald mit dem heil. Thomas, bald mit einem andern Thomas vermengt, der ein Schüler des Manes war. Doch das Datum seines Hintritts (491 n. Chr.), durch das unverwerfliche Zeugniß der chinesischen Geschichte ins Klare gesetzt, macht alle jene Vermuthungen zu Schanden. Auf eine merkwürdige Weise fällt diese Epoche zusammen mit der großen Verfolgung des Buddhaismus in Indien. Der dumpfe Haß, den die Brahmanen seit langer Zeit wider die Buddhaisten nährten, lösete sich in ein fürchterliches Gemezzel auf, und, wie es scheint, hatten philosophische Feindschaften einen sehr wesentlichen Antheil an dieser Verfolgung priesterlicher Unduldsamkeit; denn ein Philosoph der aller-theologischten Sekte, die man Mimansa nennt — sein Name war Khurila-Batta — brachte die Häupter und Bevölkerungen Indiens gegen die Anhänger Buddha's in Aufruhr, und ließ das fürchterliche Anathem ertönen: „Wer die Weiber und die Kinder der Buddhaisten verschont, ist dem Tode überantwortet, vom Süd-Meere an bis zum Fuße des mit Schnee bedeckten Himalaya."

Diese blutige Vertilgung, welche den Buddhaismus mit Vernichtung bedrohete, war das, was ihm fast das ganze Hochasien überlieferte. Aus Indien verstoßen, breitete er sich über alle anliegende Länder aus, im Osten über China, im Norden über das Thibetanische, im Westen über Persien, endlich unter den verschiedenen tartarischen Völkern. Verfolgen wir seine Schicksale in diesen verschiedenen Ländern!

Zuvörderst will bemerkt seyn, daß Feuer und Schwert in den Händen des kirchlichen und philosophischen Fana-

tismus nicht ausgereicht hatten, den Buddhaismus mit der Wurzel auf indischem Boden auszurotten. Spuren dieses Glaubens fand man noch im elften und sogar im sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Gegenwärtig existirt er nicht mehr unter seinem Namen; allein man findet ihn wieder in einzelnen Sekten, die von ihm ausgegangen zu seyn scheinen, unterandern die Sekte der Djainas. Dieselbe Ursache, welche das Oberhaupt der Buddha-Religion zur Auswanderung nach China nöthigte, brachte im siebenten Jahrhunderte dieselben Lehren in die gebirgigten Gegenden Thibets, welche um eben diese Zeit auch ihre Schrift aus Indien erhielten: einem Lande, dem sie ihre ganze Zivilisation verdanken; denn irrthümlich ist die Meinung derer, die das Umgekehrte für wahr halten. Die Einführung des Buddhaismus ins Thibetanische war nicht die Quelle des Lamaismus, der sich später daselbst ausbildete. Der Lamaismus knüpft sich an den chinesischen Buddhaismus, an dessen Spitze die Nachfolger des aus Indien gewanderten Patriarchen standen. Man bemerkt zwar im neunten Jahrhundert einen chinesischen Mönch, welcher den gröberen Buddhaismus der Thibetaner zu reformiren versucht; allein er wird in einer feierlichen Erörterung durch einen indischen Vertheidiger der thibetanischen Rechtgläubigkeit besiegt, und kehrt nach China zurück, ohne seinen Anhängern, welche eben nicht zahlreich seyn mochten, noch mehr zum Andenken zu hinterlassen, als einen seiner Stiefeln. In Thibet fuhr man fort, sich ohne die gereinigte Lehre zu behelfen, welche der chinesische Reformator unter der Benennung der großen Lehre gebracht hatte; und Ceylon blieb das Land, wo man die

Bud-

Buddhaistischen Ueberlieferungen Indiens studirte; denn hier waren sie, ihrer Vollständigkeit nach, einheimisch geworden, ehe sie sich in China modifizirt hatten.

In andern mehr zivilisirten Ländern waren die Bekehrungsversuche chinesischer Buddhaisten erfolgreicher, vorzüglich da, wo indische Missionäre ihnen nicht zuvorgekommen waren. Auf diese Weise wurde der Buddhaismus einheimisch auf Japan und in Corea, wahrscheinlich gegen das sechste Jahrhundert nach Christus.

Auf der andern Seite breitete er sich, je mehr und mehr, von Indien im Norden und im Westen aus, unter den tartarischen und unter den gothischen Nationen, welche eben so sehr die Barbaren der chinesischen Welt waren, wie ihre Brüder die Barbaren der Römerwelt. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung fanden chinesische Pilger in dem nord-östlichen Theile Persiens gothische Bevölkerungen, welche, nachdem sie von den Gebirgen des mittleren Asiens herabgestiegen waren, unter dem Einfluß des Buddhaismus einen zivilisirten Staat gegründet hatten.

Auf den Berghöhen selbst, in den Steppen der kleinen Bucharei, stiftete der Buddhaismus zu seiner Fortpflanzung Klöster, und schuf Handelsbeziehungen zwischen Indien und den tartarischen Städten. Einer von seinen Haupt-Heerden (welche zugleich Heerde des Handels und der Zivilisation waren) war die Stadt Kothan, deren Geschichte Herr Remusat übersetzt hat, und die er den Hauptsitz des Buddhaismus in der Tartarei nennt. Diese Geschichte, höchst mager in ihrem ersten Theile, und in ihrem zweiten Theile mit Wunderthaten angefüllt, enthält deßhalb nicht minder köstliche Andeutungen für die Geschichte des

Buddhaismus. Man sieht, daß er am Schlusse des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung noch nicht eingeführt war; denn im Jahre 73 kennt der König von Kothan, welcher mit den Chinesen Krieg führt, noch nicht die Lehre; er ist mit Zauberern umgeben und betet Gott unter der Benennung des Geistes an. So verhält es sich mit der Religion, die sich aus einem vagen Theismus und aus den Zauberformeln gebildet hatte, welche unter den tartarischen Nationen, ehe sie sich zur Annahme des Buddhaismus bequemten, hergebracht waren; wie man dies in der Geschichte Gengis-Khans sehen kann. Höchst unangemessen hat man dies Schamanismus genannt*). Im ersten Jahrhundert ist Kothan noch ganz und gar diesem rohen und ursprünglichen Kultus zugethan; am Schlusse des vierten (397 — 401) hat der Buddhaismus daselbst mehre Klöster errichtet, von welchen eins achtzig Jahre gebraucht hat, ehe es vollendet wurde. Dies setzt voraus, daß die Einführung des Buddhaismus im dritten, vielleicht schon im zweiten Jahrhundert erfolgt ist. Eine (übrigens sehr platte) Legende hat zum wenigsten das Gute, daß sie den Ursprung des Buddhaismus nachweiset, den eine Ueberlieferung aus Kaschemir einführen läßt. Man sieht also stets, wie dreißig Jahrhunderte hindurch die religiöse und zivilisirende Bewegung vom Süden nach Norden geht und von den Ebenen Indiens zu den Berghöhen Thibets aufsteigt. Dies verhindert jedoch nicht, daß der Brahmanis-

*) Man hat nämlich das sanskritische Wort Samana gemißbraucht: eine Benennung, die sich die Buddhaisten geben, und die man, ohne allen Grund auf die Priester übertragen hat, die ihre Stelle einnahmen.

mus nicht von Norden her in Indien eingedrungen sei; doch seine ersten Anfänge verlieren sich in die Nacht der Zeiten, verbergen sich unter dem Schweigen oder der Dunkelheit der Ueberlieferungen, während die späteren Reisen des Buddhaismus, obgleich älter als griechische und römische Geschichte, verfolgt werden können, und uns aufklären über den Einfluß indischer Ideen, bis wir dahin gelangt seyn werden, ihren Ursprung zu entschleiern.

Kehren wir jedoch von dem indischen Buddhaismus zu dem chinesischen zurück, der auch seine Eroberungen machen, und aus welchem der Lamaismus hervorgehen wird.

Wir haben gesehen, wie die chinesischen Buddhaisten aus dem Thibetanischen verdrängt wurden, wo sie die große Lehre an die Stelle der kleinen bringen wollten, d. h. die philosophische Theologie an die Stelle der Mythologie. Trotz diesem in weiter Ferne erlittenen Unfall, fuhr der Nachfolger der ehemaligen Patriarchen Indiens am Hofe der chinesischen Kaiser fort, die Hauptperson des Buddhaismus zu seyn; und er benutzte die Nachbarschaft der kaiserlichen Majestät gerade so, wie der Bischof von Rom die an das Kapitol geknüpften Erinnerungen. Gestellt im Mittelpunkt eines großen Reiches, das sich ein mehr oder minder reelles Suveränetäts-Recht über alle zum Buddhaismus bekehrte Völker anmaßte, erschien diesen der Patriarch als das natürliche Oberhaupt ihrer Religion, als eine rechtmäßige Inkarnation ihres Gottes. Niemand machte ihm die authentische Fortpflanzung der Lehre und der Seele Buddha's streitig.

So verhielt es sich mit dem Supremat der chinesi-

schen Patriarchen. Im Thibetanischen fand die Anerkennung desselben die meisten Schwierigkeiten. Da dies Land die Lehre aus einer andern Quelle hatte, so kehrte es sich eben nicht an die Forderungen, welche der Patriarch machte. Doch, als nach der Eroberung China's durch die Mongolen, die Enkel Gengis-Khans zugleich Japan und Aegypten, Java und Schlesien bedroheten, wurde der Buddha, der sich damals an dem Hofe des so überaus mächtigen Kaisers aufhielt, zum Range der Könige erhoben. Es fand sich nun, daß er ein Thibetaner war. Aus diesem Grunde wies man ihm im Thibetanischen Domänen an; dies kam der Schenkung Pepins gleich. Als weltlicher Fürst organisirte der Patriarch, welcher den thibetanischen Namen Lama (Priester) annahm, stärker, als jemals, die Hierarchie, zu welcher diese lange Reihe von anerkannten Oberhäuptern der Religion den Grund gelegt hatte. Die Nachfolger Gengis-Khans, welche die treuherzige Erzählung Rubruquis uns als ungewiß und höchst gleichgültig zwischen den mahomedanischen und buddhaistischen Glaubenslehren, und als Fürsten schildert, welche ihre Freude finden an dem Pomp der Gottesverehrung, und religiöse Erörterungen in ihrer Gegenwart veranlassen, ohne dadurch jemals zu einer Ueberzeugung zu gelangen — diese Fürsten blieben, als Gebieter über China (wie sie nicht anders konnten) ihrem Duldungs-Systeme und ihrem kirchlichen Indifferentismus getreu. Die ersten Kaiser dieser Dynastie, schwankend zwischen der ausländischen Religion der Buddhaisten und der National-Lehre der Anhänger des Konfuzius, zeigten sich als Verfolger nur hinsichtlich der Tao-sse, deren Bücher sie verbrennen ließen; sie scheinen

sich jedoch mehr dem Buddhaismus zugewendet zu haben; zum wenigsten ist dies der Vorwurf, der ihnen von den Schriftstellern gemacht wird. Sie gelangten sogar zu einer Art von Eklektizismus; denn sie erklärten, daß die Gelehrten in den moralischen und politischen Wissenschaften, die Buddhaisten dagegen in der Metaphysik überlegen wären. Unter der mongolischen Dynastie machte der Lamaismus, diese neue Organisation der buddhaistischen Kirche, die sich im Schatten der weltlichen Macht gebildet hatte, reißende Fortschritte. Jetzt wurde die riesenhafte Sammlung der thibetanischen heiligen Schriften veranstaltet, auf welche man dreitausend Unzen Goldes verwendete.

Nach der Vertreibung der Mongolen scheinen die Gelehrten, welche die Seele der gegen die tartarische Dynastie gerichteten Reaktion waren, den Buddhaismus nicht verfolgt zu haben, obgleich er in ihrem Urtheil den doppelten Fehler in sich schloß, eine nebenbulende Lehre zu seyn und den Schutz der Fremdherrschaft genossen zu haben. Nach Herrn Abel Remusat hatte die Dynastie Ming, welche auf die mongolischen Kaiser folgte, noch weit mehr Eifer und Verehrung für den Buddhaismus; so tief war dieser in China gewurzelt.

Die Invasion der Mantschus, welche China unter das tartarische Joch zurückversetzte, befestigte den Buddhaismus um so sicherer, weil er die Religion der neuen Eroberer war. Unter dieser Dynastie wurde die Polyglotte verfaßt, welche Herr Remusat die Summe oder den Inbegriff des Buddhaismus nennt. Wirklich ist jeder philosophische Ausdruck, oder jede mythologische Benennung, die sich auf den Buddhaismus beziehen, in diesem Werke

in fünf Sprachen zu finden: im Sanskrit, im Chinesischen, im Mantschu, im Mongolischen und im Thibetanischen.

Herr Remusat hatte angefangen diese kostbare Sammlung in Gemeinschaft mit Herrn E. Burnouf zu übersetzen; und wäre dies Werk zu Stande gekommen, so würde es uns den Schlüssel, oder vielmehr die Schlüssel zum Buddhaismus geliefert haben; denn dieser hat mehre Eingänge, und man wird nicht eher in ihn eindringen, als bis mehre sich damit befassen, um ein jeder einen zu öffnen. Mit einem Worte: man muß, um diese große Frage zu lösen, sie von China, von Indien, von der Tartarei und von Thibet her anfassen. Ueberhoben kann man einer solchen Mühe nur dadurch werden, daß man sich in den philosophischen Gesichtspunkt stellt, um auszumitteln in welcher Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes alle theologischen und metaphysischen Systeme ihren Grund haben, und wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte nach den Fortschritten abändern, welche in der Erkenntniß der Natur und ihrer ewigen Gesetze gemacht werden.

Nachdem wir bisher gezeigt haben, was der Buddhaismus in China war und ist, wollen wir diesen Aufsatz damit schließen, daß wir auseinandersetzen, was, seit der Errichtung des Lamaismus, bei den tartarischen Nationen und im Thibet selbst aus ihm geworden ist.

Wenn die Mongolen China's, obgleich zurückgehalten durch politische Betrachtungen, sich gleichwohl dem Buddhaismus günstig bewiesen hatten, so umfaßten die von jedem religiösen Bande freien Mongolen der Tartarei ihn mit einer solchen Begierde, daß, wie Herr Remusat bemerkt, es nach einigen Jahren fast unmöglich war, den

Katechisten von dem Neophyten zu unterscheiden. Den wilden Hauptleuten Gengis-Khans folgten fast plötzlich kontemplative Lamas, und der Ehrgeiz der Eroberung wurde ersetzt durch den Ehrgeiz, auf dem Wege einer extatischen Vernichtung (Nirvana) zur Vollkommenheit zu gelangen und das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, d. h. in den Schooß der Weltseele zurückzutreten. Dieser neuen Richtung ihrer Ideen verdankten die Mongolen, ausser sanfteren Sitten, eine Literatur. Religiöse Werke im Sanskrit und im Thibetanischen, diesen heiligen und lithurgischen Sprachen des Buddhaismus, erhielten sich in den Klöstern der Mongolei und wurden in denselben übersetzt, wie die lateinischen Werke des Mittelalters in den Klöstern Sachsens und Englands. Mit einer gewissen Empfindlichkeit bejammert Herr Remusat die vor nicht gar langer Zeit erfolgte Zerstörung eines dieser Klöster, das eine prächtige Sammlung von mongolischen, thibetanischen und sanskritischen Büchern enthielt. Diese von den Tartaren verschonte Büchersammlung sollte ihren Untergang finden in der Sorglosigkeit russischer Obrigkeiten und in der Feigherzigkeit einiger Gelehrten, welche eine Kosacken-Abtheilung aussendeten, um das Inventarium der Bücher aufzunehmen. Diesmal waren die Europäer die Barbaren.

Seit der Einführung des Lamaismus war hauptsächlich Thibet der Heerd, von wo aus die Buddha-Lehre sich unter den tartarischen Nationen verbreitete.

Die Mongolen nahmen sie, wie wir bereits bemerkt haben, unter den ersten Nachfolgern Gingis-Khans (i. J. 1247) an, und der Lama Sakya-Pandita, der sie definitiv bei ihnen einführte, theilte ihnen zugleich das syrische

Alphabet mit, das er von den Oigurischen Türken entlehnt, und das diese von Nestorianern erhalten hatten. Und so geschah es denn, daß, so zu sagen, unter dem Mantel des großen Lama und unter dem Schutz des Buddhaismus, diese Schriftart, welche christlichen Priestern angehörte, zu den Mongolen überging.

Der Buddhaismus, welcher durch seine sanften Lehren diese unruhigen Völker friedfertig machte, hatte, mit wie viel Begeisterung er auch angenommen werden mochte, nicht wenig Mühe, Wurzeln in ihnen zu treiben. Inmitten der Anarchie, welche nicht verfehlen konnte auf die Eroberungen der Gengiskhaniden zu folgen, wurde er wie erstickt. Doch gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wendete ein Oberhaupt, Altan genannt, unstreitig weil er begriffen hatte, welche Vortheile sich davon ziehen ließen, Alles an, um ihn wieder in Aufnahme zu bringen. Einige Siege, die er im Thibetanischen davon getragen hatte, hatten lamaistische Priester in seine Hände gebracht, und diese scheinen ihm den Gedanken dazu eben so eingehaucht zu haben, wie dies in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung römischen Priestern wiederfuhr, die, von barbarischen Oberhäuptern gefangen, sich angelegen seyn ließen, ihre Gebieter zu bekehren. Kurz, der mongolische Fürst beschloß, den hohen Priester, den großen Lama, Buddha in Person, zu einer Niederlassung in seinen Staaten einzuladen; und der heilige Mann willigte in die Wanderung, sobald er erfahren hatte, daß es unter den Tartaren noch Spuren alten Glaubens gebe. Mit Stillschweigen übergehe ich die Wunder, welche die Reise begleiteten; im Uebrigen kann es nach den Ideen der indi-

schen Seelenwanderungslehre nicht als auffallend erscheinen, daß der Fürst und der Lama sich für solche erkannten, die sich in einer vorangegangenen Existenz bereits kennen gelernt hatten. Altan hat ehemals den Namen Khubilai, dieses Enkels Gengis-Khans, geführt, unter welchem die Mongolen den Lamaismus angenommen hatten: jenes Fürsten, der, um dies im Vorbeigehen zu sagen, vielleicht über die größte Menschenzahl geherrscht hat, obgleich der Ruhm seines tartarischen Namens eben nicht populär ist, und noch weniger der seines chinesischen Namens Chintsu. Seinerseits erinnerte sich der Lama sehr wohl, vor drei Jahrhunderten von Khubilai die größten Ehren zu einer Zeit erhalten zu haben, wo er noch Lama Payspa und Neffe desjenigen war, welcher den Mogolen die Schreibkunst gelehrt hatte. Der Dolmetscher, welcher sie unter einander verständlich machte, wurde für einen erkannt, welcher den Kreislauf der Durchwanderungen mit ihnen durchgemacht hatte. Diese drei Personen, die sich von Alters her kannten, mußten sich vollkommen verstehen. Auch wurde der tartarische Kaiser mit dem thibetanischen Papste darüber einig, daß gewisse nach Barbarei schmeckende Gewohnheiten abgeschafft werden müßten. Sie trennten sich im besten Vernehmen, nachdem sie gewisse Ehrentitel verändert hatten. Der eine erhielt den Titel des „unermeßlichen und höchsten Szepterträgers;" der andere den eines „Ozean-Priesters (Dalai Lama), welcher nicht höher steigt:" ein Titel, den der Lama auf seine Nachfolger vererbt, oder, um dies noch bestimmter auszudrücken, den, während der verschiedenen Wanderungen, Buddha bis auf den heutigen Tag zu führen nicht aufgehört hat.

Die lamaische Kirche hat seitdem, wie jede andere Kirche, ihre Unruhen und ihre Spaltungen gehabt. In diese Streitigkeiten haben sich die chinesischen Kaiser durch eine militärische Besetzung Thibets gemischt. Gegenwärtig ist der Groß-Lama durch das Tribunal der Riten berechtigt, sich den höchsten Gott zu nennen, er muß jedoch hinzufügen: und gehorsamer Unterthan. Verliert er die kaiserliche Gunst, so wird er eingeladen, nach Hof zu kommen, wo er mit den größten Ehrenbeweisen empfangen wird; der Sohn des Himmels, d. h. der Kaiser, treibt die Sorgfalt so weit, daß er ihn durch seine Aerzte behandeln läßt. Nach einigen Tagen lieset man in der Hofzeitung, daß Buddha seinen Aufenthalt verändert hat, und sich folglich ganz geneigt fühlt, in Thibet von neuem zu entstehen. Es scheint, als wenn es in dem gegenwärtigen Augenblick keinen anerkannten Lama giebt; denn ein Streit hat sich erhoben zwischen dem heiligen Kollegium von Thibet und dem chinesischen Kaiser. Die Thibetaner behaupten, daß sie Buddha in jedem Kinde erkennen, das in ihrem Lande geboren ist, und der Mantschu-Kaiser glaubt sich zu der Behauptung berechtigt, daß Buddha seiner Familie diese Ehre erwiesen hat, dadurch, daß er in einem ihrer Glieder wiedergeboren wird.

Durch Herrn Remusat's allzu frühzeitigen Tod, sind die Erforschungen, deren Gegenstand die Buddha-Lehre war, unterbrochen worden; und dies ist in mehr als einer Hinsicht zu bedauern, da diese Erforschungen zu den wichtigsten Entdeckungen geführt haben, z. B. zur Entdeckung eines, unstreitig nicht sehr bedeutenden Königreichs in Nord-

Persien, das mit buddhaistischen Gothen bevölkert ist. Waren die Mongolen, welche unter Batu, dem Enkel Gengis-Khans, nach vollendeter Unterwerfung des Kaptschak und Rußlands, in Polen, Schlesien und Mähren eindrangen, wie es höchst wahrscheinlich ist, Buddhaisten: so ist die europäische Welt vor dem Buddha-Glauben nur durch den Umstand bewahrt worden, daß die festen Schlösser der Edelleute im dreizehnten Jahrhundert einen Widerstand leisteten, dem die mongolischen Heerschaaren nicht gewachsen waren. Wie man im Uebrigen auch über die Buddha-Lehre urtheilen möge: immer erkennt man darin einen Fortschritt des menschlichen Geistes, sollte dieser auch nur darin bestehen, daß die theologischen Abstraktionen der Buddhaisten auf astrologische Anschauungen oder vielmehr Träumereien gegründet waren. Hierin gerade lag es, daß die neue Lehre sich die Verfolgungen der Brahmanen zuzog, deren Orthodoxie nur allzu sehr bedroht war. Auf diesen beruhete die gesellschaftliche Ordnung Indiens mit ihren Kastenwesen. Gewann die neue Lehre Raum — und wie hätte dies ausbleiben mögen? — so war es geschehen um die alte gesellschaftliche Autorität mit allen ihren Privilegien. Nichts war also natürlicher, als daß der Brahmanismus seine ganze Kraft aufbot, den Buddhaismus auszutilgen; doch konnte ihm dies nur im mittleren Indien gelingen, und seine Verfolgungen brachten bei der Verbreitung, welche der neue Glaube bereits gewonnen hatte, keine andere Wirkung hervor, als daß eben diese neue Lehre eine Ausdehnung gewann, auf welche bei ihrem ersten Ursprunge Niemand gerechnet hatte. Und so sehen

wir, daß die asiatische Welt dieselbe Erscheinung darbietet, welche in der europäischen alle Diejenigen in Erstaunen gesetzt hat, welche nie begreifen konnten, daß die Dinge nur durch den Widerstand, auf welchen sie stoßen, zur Stärke gelangen.

# Bulwers Urtheil

über

## England und die Engländer.

---

Bulwers letztes Produkt: „England und die Engländer" betitelt, ist dem Fürsten von Talleyrand gewidmet; und was man sich nicht verhehlen kann, ist, daß das Kapitel, welches die Dedikation begleitet, einen Anstrich von Spott und Hohn hat. Bei dem allen mußte ein Mann so feinen und so kaustischen Geistes, wie Herr Bulwer ist, den Geist des Herrn von Talleyrand kennen....

Allenthalben, wo man über England und die Engländer faselt, vorzüglich aber in Frankreich und in Deutschland, wird Herrn Bulwers Werk dadurch, daß es frühere Urtheile berichtigt, nützliche Dienste leisten. In der That, der Verfasser des Pelham befand sich, als Mitglied des Parliaments, als Mann, der durch seine politischen Ansichten mit der ganzen Whig-Aristokratie aufs Innigste verbunden war, und als überlegener Geist und freisinniger Schriftsteller von den Vorurtheilen der englischen Gesellschaft sehr viel zu leiden hatte, in einer, man möchte sagen, fast beneidenswerthen Lage, um die Sitten seiner Landsleute zu beobachten und die Wunden seines Landes aufzudecken.

Dies nun hat er in seinem neuesten Werke gethan, und zwar ohne Schonung, mit ungemeiner Wärme, mit bewundernswürdiger Angemessenheit des Ausdrucks und mit

dem sarkastischen Geiste, wovon er in Pelham, in Falkland und im Eugenius Aram bereits so anziehende Proben gegeben hatte.

Er geht von der Thatsache aus, daß die National-Eitelkeit des Franzosen darin besteht, daß er einem großen Lande angehört, während die Eitelkeit des Engländers ihren Hauptgenuß in dem Gedanken findet, daß ein so grosses Land ihm angehöre. „Das Fundament aller unserer Ideen, wie aller unserer Gesetze," sagt er, „findet sich in dem Gefühl des Eigenthums. Weil dies meine Frau ist, so dürft ihr sie nicht beschimpfen; weil dies mein Haus ist, so habt ihr darin nichts zu suchen; weil dies mein Land ist, so dürft ihr nicht schlecht von demselben reden; und weil dies mein Gott ist, so dürft ihr seinen Namen nicht entheiligen." ... „Der Engländer ist also eitel auf sein Land," fügt Herr Bulwer hinzu. Doch weßhalb? Etwa wegen seiner öffentlichen Gebäude? Er betritt dieselben nicht. Wegen seiner Gesetze? Er verschreit dieselben unaufhörlich. Wegen seiner Staatsmänner? Sie sind ihm Charlatane. Wegen seiner Schriftsteller? Er kennt sie nicht. Er ist eitel und eingebildet auf sein Land aus einem trefflichen Grunde; und dieser ist, daß dies Land ihn hervorgebracht hat."

Auf diesem Prinzip ruht Bulwers ganzes Werk; aus dieser weit getriebenen Konzentration der Selbstsucht erklärt er alle Erscheinungen von Wohlhabenheit, von Größe, von Seltsamkeit, alle gute und böse Wirkungen des National-Geistes, den Mangel an Geselligkeit, mit Einem Worte: die ganze gesellschaftliche Bewegung Englands. Daß lange Beobachtung und sehr viel Scharfblick den Resultaten die-

ses Schriftstellers vorangegangen sind, versteht sich wohl von selbst.

Höchst vollkommen erklärt Herr Bulwer den Einfluß der englischen Aristokratie, deren Glieder, anstatt sich abzusondern von den übrigen Klassen, und ihre Würde auf den Vorzug eines Wappenbuchs zu beschränken, sich mit der Nation vermischt haben durch Aneignung aller der Vortheile, die ein solches Bündniß gewährt. Brittische Edelleute tragen kein Bedenken, die Töchter der Bankiers, Advokaten und Kaufleute zu heirathen; ihre Ackerbau- und Grafschafts-Versammlungen bringen sie in Berührung mit Leuten aus allen Ständen; ihre politischen Beziehungen verbinden sie aufs Innigste mit Männern von Talent und von Fähigkeit jeder Art. Diese Vermischung hat für sie die Wirkung hervorgebracht, daß sie den Werth des Menschen je mehr und mehr auf denjenigen zurückgeführt hat, den ihm seine Reichthümer gewähren; und so wird ein Gleichheits-Niveau bewirkt, wodurch alle übrigen Unterscheidungen verwischt werden.

Ausgehend von diesem Prinzip der Selbstsucht und der Begehrlichkeit, das er in seinen Landsleuten zur Anschauung gebracht hat, leugnet Herr Bulwer den Haß, den die Engländer gegen die Franzosen, der allgemeinen Voraussetzung nach, hegen. Dieser, je mehr und mehr, verschwindende Haß besteht, nach ihm, bloß in der Entfernung, welche die Armuth der meisten Franzosen, die sich in England aufhalten, ihren Wirthen und ihren Gläubigern einflößt. „Alle Fremden und Unglücklichen," sagt er, „die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden, sind Gegenstände derselben Abneigung. Vor zwei Jahren kam ein

Russe meiner Bekanntschaft nach England mit einem kleinen Koffer. Gerechter Himmel! wie viel Böses sagte er von uns. Ich sah ihn vor kurzem, als er zurückgekommen war, uns seinen zweiten Besuch zu machen. Er war entzückt von allem, was er sah. Welche Fortschritte hatten wir gemacht! wie gastfreundschaftlich waren wir geworden! — Worauf konnte der Unterschied in dem Urtheil des Russen über uns beruhen? Nur darauf, daß in der Zwischenzeit von einem Besuch zum andern sein Oheim gestorben war und ihm ein großes Vermögen vermacht hatte. Weder bei seinem ersten, noch bei seinem zweiten Besuch hatten die guten Leute in England den Fremden ins Auge gefaßt; bei dem ersten hatten sie nur seinen kleinen Koffer, bei dem zweiten nur seine drei Wagen, mit vieren bespannt, berücksichtigt."

Herr Bulwer hat einen eben so durchdringenden Blick auf die unteren Klassen, wie auf den Adel geworfen. Sein Kapitel von dem Einfluß der Wirthshäuser auf die Gesundheit und die Sitten des Volks ist anziehend und voll neuer Ansichten. Seine Betrachtungen über das Heer, sehr ungünstig für die Verwaltung, sind stark und herausfordernd genug, um eine Reform unvermeidlich zu machen. Ueberhaupt gehört sein Werk zu den Büchern, welche, indem sie den Schaden Israels aufdecken, bedeutende Folgen nach sich zu ziehen pflegen.

# Anekdoten und Charakterzüge

aus

## dem Leben des Fürsten von Talleyrand *).

In dem Zeitraume, welcher die beiden Restaurationen in sich schließt, verhinderte die Wichtigkeit der Angelegenheiten den Herrn von Talleyrand auf keine Weise, die gute Ge-

*) Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß der Inhalt des nachfolgenden Aufsatzes wesentlich aus Alexander Sallé's: Vie politique de Charles Maurice Prince de Talleyrand geschöpft ist. Was wir geben, umfaßt freilich nur den letzten zwanzigjährigen Abschnitt im Leben dieses ausgezeichneten Staatsmanns und Diplomaten; allein dies schien uns vollkommen hinreichend, um unsern Lesern eine klare Vorstellung von einem Manne zu machen, der, wie auch sein sittlicher Charakter beurtheilt werden möge, sich, 45 Jahre hindurch, auf eine bewundernswürdige Art gleich geblieben ist, immer über den Begebenheiten schwebend und zu ihrer Gestaltung mitwirkend, doch so, daß diese durch ihn nie eine Dauer gewinnen konnte. Reich an Charakteren aller Art, ist unser Zeitalter auch dadurch ausgezeichnet, daß es in dem Herrn von Talleyrand einen achtzigjährigen Greis aufzuweisen hat, der noch nicht müde geworden ist, sich mit Welthändeln zu befassen, die seiner eben so sehr spotten, als sie von ihm verspottet werden. B.

sellschaft mit seinen witzigen Einfällen und Schlagworten zu belustigen.

Im Augenblicke der Besprechungen mit dem Kaiser Alexander, im Jahre 1814, unterbrach Herr Alexis von G... Herrn von Talleyrand durch eine Frage über den Gang der Regierung. „Wohlan, mein Prinz," sagte er zu ihm, „wie gehen die Dinge?" — „Nun, wie Sie sehen," antwortete Talleyrand. Um diese Antwort nach ihrem vollen Sinne zu fassen, muß man wissen, daß der Interlokutor entsetzlich schielte.

Bei einer andern Gelegenheit sagte man ihm, Viele tadelten es, daß er mit dem Abfall den Anfang gemacht habe. „Ei, mein Gott," antwortete er, „das beweiset ja nichts weiter, als daß meine Uhr ein wenig zu früh ging; denn in Bereitschaft standen ja Alle."

Vor der Bekanntmachung der konstitutionellen Charta fand eine Erörterung im Konseil Statt. Der Kanzler verrichtete die Verlesung der Verfügungen, und Herr von Talleyrand, welcher sehr aufmerksam zuhörte, verlangte plötzlich eine Bemerkung zu machen. „Welche denn?" fragte Ludwig der Achtzehnte, ein wenig verdrießlich. — „Sire," antwortete Herr von Talleyrand, „ich vermisse ein festes Gehalt für die Mitglieder der Wahlkammer." — „Nun ja, es giebt dergleichen nicht; und ihre Verrichtungen werden um so ehrenvoller seyn, weil sie unentgeltlich sind." ... „Oh, Sire, ich verstehe sehr wohl; doch unentgeltlich ... unentgeltlich — das wird sehr theuer zu stehen kommen!"

„Man hat heute im Kabinet über sehr wichtige Angelegenheiten berathschlagen müssen" — sagte Jemand zu

Herrn von Talleyrand; — „denn die Sitzung der Minister hat fünf Stunden gedauert. Was mag da vorgegangen seyn?“ — „Es sind fünf Stunden vergangen;“ war die Antwort.

Ein Emigrant, welcher von der kaiserlichen Regierung zu ihm redete, verachtete alle Maßregeln derselben, und behauptete, daß nur die Restauration zum Vortheil des Landes verwalte. „Ganz richtig,“ antwortete Herr von Talleyrand, „unter der kaiserlichen Regierung blieb alles liegen. Man that nur Außerordentliches (merveilles), während man gegenwärtig Wunder (miracles) thut.“

„Gnädiger Herr,“ sagte jemand, der um eine Anstellung verlegen war, zu ihm, „Sie haben geruht, mir Ihren Schutz zu versprechen. Das und das Amt ist gegenwärtig erledigt; machen Sie, daß ich es erhalte.“ — „Das ist unmöglich,“ antwortete Herr von Talleyrand; „wissen Sie, mein Freund, daß, wenn ein Amt erledigt wird, es schon vergeben ist.“

Eine vornehme Frau, welche zu den Ausgewanderten gehörte, beschuldigte Ludwig den Achtzehnten, daß er nicht royalistisch sei. „Und doch,“ antwortete Herr von Talleyrand, „ist er in Gent gewesen, und bereit, dahin zurückzukehren.“ Dieser Witz wurde dem Könige hinterbracht und stimmte diesen eben nicht zu Herrn von Talleyrands Vortheil.

Bei der zweiten Restauration bat Jemand, dem es nicht an Ahnen fehlte, Herrn von Talleyrand um eine diplomatische Anstellung. „Ich möchte Ihnen gern gefällig seyn,“ antwortete dieser; „allein Sie müssen doch auch Ansprüche aufzuweisen haben.“ — „Gnädiger Herr, ich

bin nach Gent gegangen." — „Nach Gent? Sind Sie dessen auch gewiß?" — „Wie?" — „Ja, sagen Sie mir offen und aufrichtig, ob Sie dahin gegangen, oder nur von da zurückgekommen sind." — „Ich verstehe Sie nicht." — „Nun, sehen Sie, zu Gent gab es sieben-, höchstens achthundert Royalisten, und so viel ich weiß, sind bis zur Stunde schon funfzigtausend zurückgekommen."

Man befragte ihn wegen seiner Meinung über den Herzog von Richelieu, der ihn im Kabinet ersetzen sollte. „Ich meine," antwortete er, „daß er im ganzen Frankreich Derjenige ist, der in der Krimm am besten Bescheid weiß."

Im März des Jahres 1816 trat eine neue Organisation des Instituts ein; und Herr von Talleyrand wurde aufgefordert unter den Mitgliedern der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften einen Platz einzunehmen. Diese Erhebung fand nicht allgemeinen Beifall. Man fragte, wie es um die Werke dieses Diplomaten stehe, und man behauptete, daß seine Reden, Berichte u. s. w. ihm diese Würde nicht verschafft haben könnten, weil sie gänzlich den Talenten des Abbé Laubry de Desrenaudes und des Grafen von Hauterive zugeschrieben werden müßten.

Sofern Herr von Talleyrand Groß-Kammerherr war, brachte sein Dienst es mit sich, daß er dem Hofe seine Gegenwart nicht entzog. Da man nun nicht vergessen hatte, was bei der Verhaftung des Herzogs von Enghien vorgefallen war, und Herrn von Talleyrand eben nicht verschonte: so hielt man es für schicklich, daß sich der gewesene Minister des ersten Konseils in dem Augenblick ent-

fernte, wo die Ankunft des Prinzen Bourbon-Condé nahe war. Demgemäß verließ Talleyrand die Hauptstadt den 15. April 1817 und begab sich nach Valenzay. Ihn begleiteten seine Schwägerin, Frau von Perigord, und die Fürstin Poniatowsky. Und diese Reise hätte leicht verderblich werden können. Auf einem Abstecher, den diese vornehmen Personen nach Pau machten, wollten sie das Schloß Heinrichs des Vierten besuchen; doch der ungeschickte Postillion warf den Wagen um, und dieser fiel in einen dreizehn Fuß tiefen Graben. Glücklicherweise kam Herr von Talleyrand mit einer Quetschung am Arm davon. Der Aufenthalt Talleyrands zu Valenzay dauerte mehre Monate. Erst im Oktober kam er nach Paris zurück. Inzwischen hatte ihn der König zum Herzog ernannt: ein Titel, den er mit dem eines Pairs verbinden sollte.

Herr von Talleyrands Taktik stand im Begriff, von einem glücklichen Erfolg gekrönt zu werden. Das Ministerium Richelieu erfuhr von allen Seiten Angriffe oder Hemmungen; man fühlte das Bedürfniß, einen Mann von erprobter Geschicklichkeit ins Kabinet zu bringen. Auf eine ganz natürliche Weise richteten sich die Blicke auf Herrn von Talleyrand, welcher, im innigsten Verein mit dem Pavillon Marsan, aufs Kräftigste unterstützt wurde von dem Grafen von Artois. Doch der König weigerte sich standhaft, seine Wahl auf Herrn von Talleyrand fallen zu lassen; und man behauptet, daß Ludwig der Achtzehnte um so eigensinniger gewesen sei, weil er die Ueberzeugung hegte, daß Herr von Talleyrand zu den Hauptstützen des Herzogs von Orleans gehöre, und, trotz aller zur Schau getragenen Zurückhaltung, Zusammenkünfte habe mit ein-

flußreichen Männern, welche dem Herzoge ergeben wären. Man ging so weit, daß man behauptete, es sei ihm gelungen, Herrn Canning für diese Partei zu gewinnen. Auf diese Zurücksetzung wurde Herr von Talleyrand in der Pairs-Kammer das verborgene Oberhaupt einer Opposition, welche das Ministerium bei keiner Gelegenheit verschonte und mehre Gesetzes-Entwürfe zum Scheitern brachte.

Darüber trat die Geburt des Herzogs von Bordeaux ein. Im Uebermaße seines glühenden Royalismus verlangte Herr von Talleyrand als einen Gunstbeweis von Ludwig dem Achtzehnten die Erlaubniß, die Urkunde zu unterzeichnen, welche darüber aufgenommen werden mußte: eine Urkunde, welche der Herzog von Orleans als erster Prinz von Geblüt bereits unterzeichnet hatte. Auf diese Weise war derselbe Mann, welcher im gegenwärtigen Augenblick der erste Rathgeber einer den Herzog von Bordeaux proskribirenden Regierung ist, Zeuge der Geburt desselben, ja gewissermaßen Bürge seiner Thronrechte.

Im April 1821 wurde den beiden Kammern ein Gesetz-Entwurf über die Zirkumskription der Wahl-Arrondissements vorgelegt. Herr von Talleyrand ließ sich einschreiben in die Zahl der Redner. In dem Prinzip selbst griff er den Gesetzes-Entwurf an: denn er machte ihm den Vorwurf, daß er die Wahleintheilung auf eine falsche Basis gründe, indem er vorübergehenden Betrachtungen das dauerhafte und bleibende Interesse der Oertlichkeiten aufopfere. „Betrachtet man," fügte er hinzu, „den Entwurf in seinem Ganzen, so geräth man in die Versuchung, zu glauben, sein Zweck sei, den Wunsch der Mehrheit der Wähler zu Boden zu drücken durch den Wunsch der Minder-

heit." Zum Beispiel führte Herr von Talleyrand die Theilung des Departements des Indre an, und brachte in Beziehung auf dies Departement sogar ein Amendement in Vorschlag, das verworfen wurde.

Aus allen Kräften griff Herr von Talleyrand den in derselben Sitzung erörterten Gesetzes-Entwurf, die Zensur der Tagblätter betreffend, an. „Mit einem schmerzlichen Gefühl," sagt er, „besteige ich den Rednerstuhl, namentlich mit dem der gänzlichen Unnützlichkeit der Worte, die ich werde vernehmen lassen. Vermöge eines beklagenswerthen Geschicks sind die Fragen, welche man, dem Scheine nach, der Prüfung dieser Versammlung unterwirft, zum voraus unwiderruflich entschieden; die Erörterungen, welche, bei der Abwesenheit der anderen Kammer, aufgehört haben, kontradiktorisch zu seyn, bieten nur noch ein leeres Schattenbild dar, und nach kurzer Zeit wird die, von aller wirklichen Theilnahme an der Gesetzgebung ausgeschlossene Pairs-Kammer nichts weiter seyn, als ein Einregistrirungs-Hof." — Sodann stellte der Redner allgemeine Prinzipe auf, behauptend, daß die Preßfreiheit, angewendet auf die Politik, nichts weiter sei, als die Freiheit der Tagblätter, und daß es ohne Preßfreiheit keine Repräsentativ-Regierung geben könne. Vollständiger entwickelte er diese beiden Sätze, und endigte damit, daß er ein Repressiv-Gesetz verlangte und gegen die Zensur votirte.

Eben so entschieden sprach sich Herr von Talleyrand in der Sitzung des 26. Febr. 1822 gegen den Entwurf eines Gesetzes über die Presse aus, indem er sich angelegen seyn ließ, zu beweisen, daß man die Repression

der Preßvergehen einer Jury überlassen, und den Zeugenbeweis gegen öffentliche Beamte gestatten müsse.

Im Jahre 1823 hielt Frankreich seine Dazwischenkunft in den spanischen Angelegenheiten für nothwendig. Herr von Talleyrand tadelte diesen Schritt der Regierung, bloß um an das Verdienst zu erinnern, das man ihm zuschrieb, als demjenigen, welcher sich der Unternehmung Napoleons gegen dies Land widersetzt habe. Ludwig der Achtzehnte fühlte sich dadurch verletzt; und bald verbreitete sich das Gerede, daß Herr von Talleyrand nicht bloß in Ungnade gefallen sei, sondern auch werde verbannt werden. Als sich ihm hierauf der Groß-Kammerherr zum erstenmale vorstellte, empfing der König ihn auf eine solche Weise, daß Herr von Talleyrand mit seinem Takt sehr deutlich wahrnahm, wie etwas gegen ihn im Werke sei. „A propos," sagte der König, „ich mache Ihnen mein Kompliment, Sie wollen aufs Land gehen?" — „Nein, Sire, es sei denn daß Ew. Majestät beschlossen hätten, sich nach Fontainebleau zu begeben; denn alsdann würde ich um die Gnade bitten, Sie begleiten zu dürfen, um die Pflichten meines Amtes zu erfüllen." — „Nein, nein, nicht dies habe ich sagen wollen.... Im Uebrigen genug davon!" ... So blieben die Sachen einige Tage lang. Doch Ludwig der Achtzehnte erneuerte die Frage; und Herr von Talleyrand antwortete, wie vorher. Zum dritten Male sagte der König zu dem Groß-Kammerherrn: „Wie weit ist es von Paris bis nach Valenzay?" „Meiner Treu," antwortete Herr von Tallyerand, „genau weiß ich es nicht, doch glaube ich, noch einmal so weit, als von Paris nach Gent." Auf diese Antwort hielt Ludwig der Acht-

zehnte für gerathen, seinen Groß-Kammerherrn in Ruhe zu lassen.

Immer hatte Ludwig der Achtzehnte es darauf angelegt, Herrn von Talleyrand zu mystifiziren. Bald nach der Restauration hatte dieser sich von seiner Gemalin getrennt, die er mit einer Pension von 60,000 Fr. nach England zurückgesendet hatte. Einige Jahre darauf wollte Ludwig, unterrichtet von diesem Umstande, dem Herrn von Talleyrand einen Streich spielen. Er ließ also an Madame Talleyrand den geheimen Befehl ergehen, daß sie zurückkommen möchte. Nach ihrer Zurückkunft zum großen Verdruß des Groß-Kammerherrn, bewies der König diesem ungemein viel Wohlwollen; unter andern erkundigte er sich nach dem Befinden der Fürstin, und fragte, ob sie wirklich in Paris sei? „Das ist sie, das ist sie, „antwortete Herr von Talleyrand;" was wollen Sie? ich mußte ja auch meinen 20sten März haben."

Bei jeder Gelegenheit ließ Herr von Talleyrand seiner Kaustizität den Zügel schießen. „Meine Bourbons haben mich beungnadigt," sagte er in dem Tone der Prophezeihung. „Das Beispiel des Direktoriums und Napoleons hat ihnen nicht zur Lehre gedient. Nun wohl! auch Sie werden fallen. Es ist etwas in mir, das denen, die mich vernachlässigen, Unglück bringt."

Als es mit Ludwig dem Achtzehnten zu Ende ging, sagte Herr von Talleyrand in einer Unterredung mit dem Ministerium: „Macht er die Augen nicht auf, so muß er sie schließen."

Als er unter dem Ministerium Villele Herrn Ferrand, gestützt auf zwei Lakaien, in die Pairs-Kammer

eintreten sah, sagte er zu irgend Jemand: „Sehen Sie Ferrand, das Bild der Regierung: er glaubt zu gehen und man trägt ihn."

Man fragte ihn nach seiner Meinung über eine Sitzung der Pairs-Kammer, wo zwischen dem Baron Pasquier und dem Bischof von Hermopolis, Minister der kirchlichen Angelegenheiten, eine lebhafte Erörterung Statt gefunden hatte. „Der Minister," antwortete er, „kommt mir vor, wie die Dreiprozentigen" — stets unter Pari.

Man behauptete in Gegenwart des Herrn von Talleyrand, daß das Ministerium Polignak geschworen habe, Frankreich retten zu wollen. „Ja," sagte er, „wie die Gänse das Kapitol gerettet haben."

Um dieselbe Zeit war er bei einer seiner Nichten. „Mein Oheim," sagte diese zu ihm, „wie finden Sie sich zurecht in diesem Lehnstuhl, der ungemein ausgestopft ist?" — „Nicht allzu gut, mein Kind," antwortete er; „Ihr Lehnstuhl ist wie das Ministerium: er macht, daß man die Schultern zucken muß."

Eines Tages, wo er sich als Groß-Kammerherr im Dienste befand, langte das diplomatische Korps in den Tuilerien an, um dem Könige seinen Hof zu machen. Nun bemerkte Jemand, daß er sich ungemein mit einem deutschen Minister beschäftigte, welcher wegen seiner Magerkeit berühmt ist. „Was hat Ihnen," fragte man ihn, „dieser arme Mann zu Leide gethan?" — „Er setzt mich," antwortete Herr von Talleyrand, „in die äußerste Verlegenheit; denn, wie sehr ich mich auch anstrengen mag, so vermag ich doch nicht darüber ins Reine zu kommen, ob er drei Beine oder drei Degen hat."

Konnte Herr von Talleyrand nach der Julius-Revolution unthätig bleiben? Nein; diesem für die politische Bühne gebornen Manne war es aufbehalten, dieselbe noch einmal zu betreten, und zwar, wie in allen Epochen seines Lebens, als Führer der neuen Regierung. Die Umstände, welche dieser Revolution vorangegangen sind, oder sie vollendet haben, hier aufzuzählen, würde ohne Nutzen seyn; genug, sie hat die Erwartungen derer getäuscht, die sie zu Stande gebracht hatten, und ist nur Denen zu Statten gekommen, welche alle, seit 40 Jahren auf einander gefolgten Regierungen nicht auf der Bahn der Gefahr, wohl aber auf der Bahn der Ränke, des Eigennutzes und des Ehrgeizes angetroffen haben.

Im September 1830 wurde Herr von Talleyrand von dem Könige Ludwig Philipp zum außerordentlichen Gesandten in London ernannt; und folgende ist die Anrede, welche er in der Präsentations-Audienz an Se. Maj. den König von England hielt:

„Se. Majestät der König der Franzosen, hat mich erwählt, um der Dolmetscher der Gesinnungen zu seyn, die ihn für Ew. Majestät beleben.

„Mit Vergnügen habe ich eine Sendung übernommen, welche den letzten Schritten meiner langen Laufbahn einen so edlen Zweck verleiht.

„Sire, von allen Wechseln, welche mein hohes Alter durchgemacht hat; von allen den verschiedenen Glückswürfen, welche 40, an Begebenheiten höchst fruchtbare Jahre in mein Leben gemischt haben, hat vielleicht nichts bis jetzt meinen Wünschen so vollständig entsprochen, als die Wahl, die mich in dies glückliche Land zurückführt. Doch, wel-

cher Unterschied in den Epochen! Die Eifersüchteleien, die Vorurtheile, welche Frankreich und England so lange Zeit getrennt haben, haben den Gefühlen einer aufgeklärten Achtung und Anneigung Platz gemacht. Gemeinschaftliche Prinzipe ziehen die Bande, welche beide Länder vereinigen, noch enger zusammen. Wie Frankreich, eben so versagt England dem Auslande das Prinzip der Dazwischenkunft in die inneren Angelegenheiten seiner Nachbarn; und der Abgesandte eines durch ein Volk einmüthig votirten Königthums fühlt sich wohl im Lande der Freiheit und bei einem Abkömmling des berühmten Hauses Braunschweig.

„Mit Vertrauen, Sire, rufe ich Ihr Wohlwollen hinsichtlich der Beziehung an, die ich mit Ewr. Majestät zu unterhalten bestimmt bin; und ich bitte Sie, die Huldigung meiner tiefsten Verehrung zu genehmigen.“

Herr von Talleyrand brandmarkt hier das Prinzip der Dazwischenkunft; und doch ist er Derjenige, der in den Jahren 1814 und 1815 durch seine Umtriebe die Koalitionen gegen Frankreich zu Stande brachte. Er weiß sich etwas damit, daß er der Abgesandte eines Wahl-Königs ist; und doch war er es, der, sei es bei Alexandern, oder auf dem Wiener Kongreß, alle Mittel angewendet hat, um die Legitimität als Prinzip geltend zu machen, um ihr einen unbedingten Triumph zu verschaffen. Nachdem dies vorangegangen war, mußte man Herr von Talleyrand seyn, um sich zum Vertheidiger der Volks-Souveränetät aufzuwerfen.

Es ist über allen Zweifel erhaben, daß Herr von Talleyrand sehr hoch steht in dem Vertrauen Ludwig Philipps, welcher ihn als seinen zuverlässigsten Führer betrachtet;

ferner, daß er es ist, dem wir das Friedens-System um jeden Preis verdanken, das die Politik des französischen Kabinets ausgezeichnet hat.

Wir müssen uns darauf beschränken, den einen und den anderen Aufschluß über Herrn von Talleyrands Sendung nach London zu geben.

Die Julius-Revolution hatte in Europa Anklang gefunden; den Franzosen fehlte es also nicht an Nachahmern. Belgien, seit mehren Jahren in Streit mit Holland, schüttelte das Joch ab, das es seit 15 Jahren getragen hatte. Kaum war diese Revolution ausgebrochen, als Frankreich erklärte, daß es sich Jedem widersetzen werde, der die Waffen ergreifen würde zum Beistande des einen oder des andern dieser beiden Völker. Dabei faßte man in Gemeinschaft mit England den Beschluß, auf diplomatischen Wegen die Wirkungen einer Empörung zu hemmen, welche so leicht einen allgemeinen Krieg herbeiführen konnte.

Demgemäß hielt, am 4. Novbr. 1830, Herr von Talleyrand, als französischer Minister, mit den Bevollmächtigten Oesterreichs, Groß-Britanniens, Preußens und Rußlands eine Konferenz, deren Resultat ein Protokol war, welches die streitigen Partheien zu einer Einstellung der Feindseligkeiten aufforderte, während welcher ihre Militär-Kräfte gesondert bleiben sollten durch diejenige Gränze, welche um die Zeit des Pariser Traktats (30. März 1814) die Besitzungen des souveränen Fürsten der Vereinigten Provinzen von den belgischen Provinzen schied.

Da diese Einladung der Mächte günstig aufgenommen wurde, so erklärte die Konferenz den 20. Dez. 1830,

„daß die Vereinigung Belgiens und Hollands für unmöglich erkannt worden sei, und daß sie sich damit beschäftigen werde, die neuen Anordnungen zu erörtern, welche am meisten geeignet seyn würden, die zukünftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Stipulationen der Verträge, so wie mit der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, zu vereinbaren."

Die Bemühungen der Konferenz kamen von jetzt an nicht zum Stillstand. Man faßte zunächst den Beschluß, die Wiedervereinigung Belgiens und Hollands zu verhindern: ein Beschluß, dem Herr von Talleyrand freudig beitrat, vorausgesetzt, daß derselbe nicht ganz vorzüglich sein Werk war. Sodann erfolgte die Ernennung des Herzogs von Nemours zum Könige der Belgier; und da Herr von Talleyrand die Ueberzeugung hegte, daß diese Ernennung einen allgemeinen Krieg zu Wege bringen werde, so stimmte er für die Versagung des Throns. Die Belgier richteten hierauf ihre Blicke auf den Herzog von Leuchtenberg: eine Wahl, die, in mancherlei Beziehung, dem Kabinet des Palais-Royal zuwider seyn mußte, welches daher den Belgiern diese Wahl untersagte, indem es dieselbe als feindselig betrachtete. Und so geschah es denn, daß die Regierung Ludwig Philipps, welche das Prinzip der Nicht-Dazwischenkunft zuerst angerufen hatte, die erste war, die es mit gebundenen Füßen übersprang.

Sehr lebhafte Erörterungen wurden herbeigeführt durch ein Protokol, welches, unter andern Dingen, Belgien von dem Großherzogthume Luxemburg und von einem Theile Limburgs trennte. Die Annahme dieser Maßregel von Seiten der Konferenz gebührte meistens der Beharrlichkeit des

Herrn von Talleyrand, der sie als ein Auskunftsmittel darzustellen verstand.

Ehe und bevor die Unterhandlungen weiter geführt wurden, wollte man die Belgier zur Wahl eines Souveräns bewegen. Den belgischen Repräsentanten wurde dies Verlangen geoffenbart; und als die Rede von dem Prinzen von Sachsen-Koburg war, unterstützte Herr von Talleyrand diese Kandidatur aus allen Kräften bei der Konferenz; er war gewiß, daß er durch ein solches Verfahren seine Regierung in der Gunst Englands sehr hoch stellte.

Die Wahl entsprach den Wünschen des französischen Gesandten; und darauf folgte ein von den Bevollmächtigten ausgearbeiteter Entwurf zur Ausgleichung Belgiens und Hollands. Namentlich enthielt dieser Entwurf, daß die Gränzen Hollands alle die Territorien, Plätze, Städte und Oerter einschließen sollten, welche ehemals zu der Republik der Vereinigten Staaten gehört hatten; daß Belgien gebildet werden sollte aus dem ganzen Ueberrest der Territorien, welche die Benennung des Königreichs der Niederlande in den Traktaten von 1815 erhalten hatten; ferner, daß man die Unterhandlungen wegen des Großherzogthums Luxemburg fortsetzen wollte; endlich, daß die Theilung der Schulden dergestalt Statt finden sollte, daß auf jedes der beiden Länder die Totalität derjenigen Schulden zurückfiele, welche vor ihrer Vereinigung auf die verschiedenen Territorien gedrückt hatte, und zwar mit einer gerechten Vertheilung derer, welche gemeinschaftlich kontrahirt waren. Die Artikel 108 bis 117 der allgemeinen Akte des Wiener Kongresses, die sich auf die freie Beschiffung der Flüsse und schiffbaren Ströme bezogen, sollten

angewendet werden auf die Flüsse und Ströme, welche das holländische und belgische Territorium durchschnitten.

Der belgische Kongreß nahm die Vorschläge der Konferenz an. Nicht so der König von Holland, welcher den Waffenstillstand kündigte und die Feindseligkeiten aufs Neue begann. Sogleich setzte sich ein französisches Heer in Bewegung, den stark bedrängten Belgiern Beistand zu leisten. Hieß dies, dem Prinzip der Nicht-Dazwischenkunft treu bleiben? Der König von Holland entsagte den Feindseligkeiten, weil er erfahren hatte, daß die Fortsetzung derselben von der Konferenz gemißbilligt werde.

Zahlreiche Noten wurden von Seiten der beiden Völker der Konferenz übergeben. Die Unterhandlungen begannen von Neuem, und endlich kam ein Vertrag zum Vorschein, welcher die unwiderruflichen Entscheidungen der fünf Mächte enthielt. Er wiederholte, mit unbedeutenden Abänderungen, die Verfügungen des ersten Entwurfs, und regelte sodann die Rechte Belgiens auf Limburg und auf das Großherzogthum Luxemburg. Hinzugefügt war eine Erklärung der fünf Mächte; sie enthielt unter andern, daß die Mächte einstimmig entschlossen wären, die volle und gänzliche Annahme der Artikel herbeizuführen.

Auch diesmal nahm Belgien die Vorschläge der Konferenz an; Holland dagegen protestirte dawider aus allen Kräften. Doch den 1. Oktober 1832 drang Herr von Talleyrand, in Folge einer Konferenz, worin er den Zustand der holländisch-belgischen Angelegenheiten aus einander setzte, auf die Annahme eines Entwurfs, welcher die Erklärung enthielt, „daß, wenn die Zitadelle von Antwerpen,

werpen, die benachbarten Punkte und andere zum belgischen Territorium gehörige Oerter nicht den 15. Oktober von den holländischen Truppen geräumt wären, die Mächte Belgien das Recht zuerkenneten, auf jede Verzugswoche eine Million Fl. von den Rückständen der Schuld, so wie diese den 1. Jan. 1832 bestanden, und später von dem Kapitale abzuziehen."

Da die Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens und Rußlands ihre Billigung versagten: so brachte Herr von Talleyrand, nicht lange darauf, in Uebereinstimmung mit dem brittischen Ministerium, einen neuen Gedanken auf die Bahn, welchem zufolge der König von Holland im Namen dieser beiden Mächte aufgefordert wurde: 1) seine Truppen vor dem Eintritt des 12. Nov. von dem belgischen Gebiet zurückzuziehen; 2) wo nicht, Embargo in den Häfen Frankreichs und Englands; und 3) wenn die holländischen Truppen sich am 15. Nov. noch in Belgien befänden, Einmarsch eines französischen Heeres, um die Räumung des belgischen Territoriums zu bewirken.

Auf diese Drohung folgte die Wirkung; und was geschah — beweiset es noch mehr, als daß der diplomatische Verstand nicht hinreichte, eine bessere Auskunft zu finden? Wer erinnert sich nicht der Opfer, welche die Eroberung der Zitadelle von Antwerpen gekostet hat? Die Hoffnungen des Königs von Holland noch mehr zu Boden zu schlagen und die Trennung Belgiens von den Vereinigten Provinzen zu sichern, gebrauchte Herr von Talleyrand auch noch das Mittel den neuen König der Belgier mit der Prinzessin Louise von Orleans, Tochter Ludwig Philipps, zu vermählen; hierin den alten Maximen getreu,

nach welchen das gute Vernehmen der Völker wesentlich auf den verwandtschaftlichen Verhältnissen ihrer Oberhäupter beruhete. Mit Wahrheit läßt sich behaupten, daß die Zukunft der Belgier, mehr oder weniger, das Werk des Hrn. v. Talleyrand seyn wird. Nichts ist von ihnen selbst ausgegangen; sie haben immer nur einwilligen können, und wesentlich nur dazu gedient, die diplomatischen Künste eines fast achtzigjährigen Greises zu verherrlichen. Dasselbe läßt sich von den Griechen sagen, deren Angelegenheiten gleichzeitig mit denen der Belgier zu einem sogenannten Schluß gebracht wurden. Denn nicht geringen Antheil hatte Hr. v. Talleyrand an dem Traktat vom 1. Mai 1832, nach welchem der griechische Thron dem Prinzen Otto von Baiern übergeben, und dieser, als König von Griechenland, berechtigt wurde, unter der Gewährleistung der vermittelnden Mächte eine Anleihe von 600,000 Pf. St. zu machen.

Wie man auch das Leben des merkwürdigen Mannes, von welchem bisher die Rede gewesen ist, auffassen möge: immer kann man darin nur den Kampf eines Mannes von Geist mit den Hauptbegebenheiten seines Zeitalters, und vorzüglich mit den Schicksalen seiner Nation wahrnehmen. Was jedoch sein Verfahren besonders charakterisirt ist der Umstand, daß von seinen Zeitgenossen und von seinen Landsleuten Keiner mehr geeignet war, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und wenn die Kraft derselben erschöpft war, sich den Gefahren des Zusammensturzes zu rechter Zeit zu entziehen. Diese Eigenthümlichkeit geht durch sein ganzes Leben, so daß er in einem Alter von achtzig Jahren noch dasselbe ist, was er als Mitglied der konstituirenden Versammlung, als Mi-

nister des Direktoriums und als Minister Napoleons und Ludwigs des Achtzehnten war. Welche Achtung ihm in dieser Eigenthümlichkeit gebürt — wer getraut sich dies zu bestimmen? Man könnte in die Versuchung gerathen, ihn einen diplomatischen Zauberer zu nennen. Doch abgesehen von allem Tadel und von allem Lobe, wird man ihm das Zeugniß geben müssen, daß er ein Typus von Gewandtheit, und als solcher der Repräsentant einer Wissenschaft ist, der es noch an allen festen Prinzipen fehlt. Und welche andere Wissenschaft könnte dies seyn, als die der Gesellschaft?

# Auszüge

aus einer Schrift,

## die Ueberreste der Celtischen Sprache

betreffend.

Mortalia cuncta peribunt;
Nedum sermonum stet honos et gratia vivax
Hor.

---

Zu Glasgow ist vor Kurzem ein Werk erschienen, dessen Inhalt gekannt zu werden verdient. Es führt den Titel: Bibliotheca Scoto-Celtica, or an Account of all the Books, which have been printed in the Gaelic Language. With bibliographical and biographical Notices. Verfasser desselben ist Herr John Reid. Sein wesentlicher Zweck ist, Auskunft zu geben über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der Celtischen Dialekte. Der Leser wird also zurückgeführt in die Vergangenheit; und zwar auf eine Weise, daß es nur seine Schuld bleibt, wenn er dadurch nicht zu Betrachtungen über den Unbestand alles Menschlichen veranlaßt wird, was übrigens in diesem Zusammenhange nichts weiter sagen soll, als daß es Entwickelungsgesetze giebt, gegen welche man sich nicht verblenden darf, wenn es eine richtige Beurtheilung der gesellschaftlichen Erscheinungen gilt.

Wir theilen aus diesem Werke folgende Auszüge mit.

„Es ist gegenwärtig kein Gegenstand des Streits mehr, daß, vor einem gar nicht langen Zeitraum, die verschiedenen Dialekte der Celtischen Sprache, bekannt unter den Benennungen des Cornischen, des Waldensischen, des Baskischen, des Nieder-Bretagnischen, des Welschen, des Mankschen, des Gälischen und des Irischen, sämmtlich einen gemeinsamen Ursprung hatten. Die beiden ersten dieser Dialekte sind heutigen Tages ausgestorben; die übrigen aber werden noch immer von einigen Millionen der kühnsten Menschen in Europa gesprochen. Das Gälische, oder, um bestimmter zu reden, das Schottisch-Gälische, dessen Literatur nicht unbeträchtlich ist, muß unstreitig von dem Irisch-Gälischen abgeleitet werden, — und wir behaupten, daß Jeder, welcher sich auf das Studium dieser beiden Sprachen einläßt, zugeben werde, daß sie vor nicht mehr als 350 Jahren nicht bloß eine und dieselbe Sprache, sondern auch eine und dieselbe Mundart gewesen sind.

„Von dem Cornischen gilt die Voraussetzung, daß es ursprünglich von einem kriegerischen Volke geredet worden, welches an den Ufern der Loire gewohnt und sich, von teutonischen Stämmen gedrängt, nach Britannien geflüchtet habe. Während des funfzehnten und selbst noch während des sechszehnten Jahrhunderts war es die einzige übliche Sprache in Cornwallis; doch von 1560 bis 1602 kam es plötzlich in Abnahme. Im Jahre 1610 wurde es nur noch in dem westlichen Theile dieser Grafschaft geredet; indeß fand 1640 Herr Jackson, Vicar von Pheoke, eine so starke Anhänglichkeit unter seinen Pfarrkindern an dieser Sprache, daß er sich genöthigt sah, den Gottesdienst im Cornischen zu verrichten, weil sie mit einer

andern Sprache nichts zu schaffen haben wollten. Um das Jahr 1701 litt die Sprache einen neuen Verfall, und beschränkte sich seitdem auf wenige Dörfer.

„Der Waldensische Dialekt des Celtischen wurde von dem berühmten Geschlecht geredet, das unter der Benennung der Waldenser bekannt ist. Die einzige Urkunde, welche davon übrig geblieben ist, besteht in den ein und zwanzig Bänden Manuskript, welche Sir Samuel Morland gesammelt hat; er, den der Protektor Cromwell nach Toskana sendete, um sich bei dem Herzog von Savoyen für die verfolgten Waldenser zu verwenden.

„Das Baskische, oder, wie es sonst wohl genannt wird, das Vaskonische, Gaskongische, Biscayische oder Cantabrische, wurde ursprünglich von den Abkömmlingen der Cantabrier und Vaskonen geredet, deren Sprache sich längs der Ufer des Ebro nach Spanien hinein ausdehnte. Es wird gegenwärtig hauptsächlich von den Völkern geredet, welche auf der Westseite der Pyrenäen leben und Navarra, Alava, Biscaya und Guispuscoa bewohnen, so wie von einem beträchtlichen Theile der Bewohner des süd-westlichen Frankreichs, welche keine andere Sprache verstehen. Ueber seinen Ursprung ist viel gestritten worden; und läugnen läßt sich nicht, daß es eine sehr gemischte Sprache ist, welche mit den übrigen Sprachen Europa's mehr gemein hat, als irgend einer von den übrigen celtischen Stämmen. Obgleich Lhuyd ihre gerade Abkunft von dem Celtischen fast demonstrirt, so ist doch Adelung der Meinung, daß sie nicht als ein Zweig des celtischen betrachtet werden könne.

„Das Nieder-Bretagnische oder Armorische

wird, wie Lagonidek bemerkt, gegenwärtig von ungefähr vier Millionen französischer Unterthanen geredet. Die Struktur dieser Sprache ist, auf ganz entschiedene Weise, celtisch, und hat eine auffallende Verwandtschaft mit dem Welschen, welches hergeleitet werden kann von dem Umstande, daß eine Kolonie der brittischen Celten zu den armorischen Celten überging. „Bei der Wegnahme von Belleisle im Jahre 1761," so erzählt man, „wurden die Soldaten, welche aus Wales herstammten, von dem Landvolk leicht verstanden." Die Literatur der Sprache ist in ungefähr vierzig Bänden enthalten.

„Das Mankſche ist die Muttersprache der Bewohner der Insel Man; und wer im Mindesten mit der celtischen Litteratur bekannt ist, wird zugeben, daß es das verbindende Glied zwischen dem Irischen und dem Welschen um so vollständiger ist, als jene Insel, geographisch genommen, zwischen beiden Ländern liegt.

„Das Mankſche hat in mancher Beziehung mehr Aehnlichkeit mit dem Schottisch-Gälischen, als mit dem Irischen; denn es ist dem Schottisch-Gälischen in seiner Struktur und in den meisten seiner Wörter ähnlich.

„Das Mankſche ist indeß sehr verderbt und hat eine starke Beimischung von sächsischen Wörtern.

„Die Welſche Sprache, heutigen Tages in größter Reinheit in Nord-Wales geredet, ist ohne allen Zweifel sehr alten celtischen Ursprungs. Hinsichtlich des Alterthümlichen macht dieser Dialekt Anspruch auf gleichen Rang mit dem Irischen; auch ist er mehr ausgebildet worden, als die übrigen Zweige, deren wir bisher gedacht haben.

„Das Irische. Daß der irische Dialekt älter ist, als irgend einer von den übrigen celtischen Zweigen, kann nur von denjenigen bezweifelt werden, deren Gemüther eingenommen sind von besonderen Vorurtheilen für ihre eigenen Dialekte. Doch für jeden Nicht-Celten, der die verschiedenen Dialekte vergleicht, und ihre Verschiedenheit beachtet, wird diese Folgerung unumstößlich seyn. Lhuyd, welcher selbst ein Welscher war, bemerkt Folgendes in Bezug auf diesen Dialekt: „für den Alterthumsforscher ist diese Sprache von der höchsten Wichtigkeit; sie ist reich an reinen und einfachen Primitiven, welche sich als solche darstellen in dem Sinne und in der Struktur der längsten geschriebenen Kompositen, so wie in der Fülle von Wurzeln, welche im Welschen und Armorischen längst veraltet sind, aber in den Kompositen dieser Sprache noch immer vorkommen; endlich auch in ihrer Nützlichkeit, sobald es darauf ankommt, die celtischen Dialekte mit dem Lateinischen, Griechischen und Gothischen, vielleicht sogar mit einigen asiatischen Sprachen, in Verbindung zu bringen.“

„Schottisch-Gälisches. Daß dieser Dialekt des Celtischen herstammt von dem Irisch-Gälischen verträgt sich in unserem Urtheil mit keinem Zweifel; der Beweis ist jedoch nicht leicht zu führen, wegen der sehr geringen Anzahl der vorhandenen gälischen Manuskripte. Selbst die vorhandenen haben keinen Anspruch auf ein höheres Alter.

„Gegenwärtig giebt es zwei verschiedene Dialekte des Gälischen, welche in Schottlands Hochlanden geredet werden, und beide sind von einander so verschieden, daß die Eingebornen sich in manchen Fällen nicht verständlich machen können. Zum Theil rührt dies von der Ungleichheit der Aussprache, zum Theil von dem Gebrauch verschiede-

ner Worte und verschiedener Beugungen her. Das West-Gälische scheint von beiden das älteste zu seyn. Es wird in der Grafschaft Argyle und in andern westlichen Theilen der schottischen Hochlande geredet, und in seinem Charakter und Genius ist es von dem Irischen minder entfernt, als das andere, welches das Nord-Gälische genannt und in Inverneß-Shire, so wie in anderen nördlichen Theilen der schottischen Hochlande, geredet wird. Wie sehr sich aber beide Dialekte von einander unterscheiden mögen, so bleibt doch, glauben wir, unbestreitbar, daß das Nord-Gälische von dem West-Gälischen abstammt, gerade wie dieses von dem Irischen abgeleitet werden muß; so daß, heut zu Tage der Unterschied zwischen dem Nord- und West-Gälischen eben so groß ist, wie er, vor einem Jahrhundert, zwischen dem West-Gälischen und dem Irischen war.

„Die erste, noch vorhandene Druckschrift in der Gälischen Sprache, ist die Uebersetzung von John Knox's Liturgie, vom Bischof Carsewell. Sie erschien zu Edinburg im Jahre 1567; und nach ihr scheint in dem Zeitraume von fast hundert Jahren kein anderes Werk gedruckt zu seyn, ausgenommen eine Uebersetzung von Calvins Katechismus, der zu Edinburg im Jahre 1631 gedruckt wurde.

„Ossians Gedichte. Noch immer giebt es eine Thatsache, welche durch alles, was gegen die Aechtheit Ossians zur Sprache gebracht ist, nicht hat über den Haufen geworfen werden können; namentlich die, daß mehre von den Originalen der von M'Pherson übersetzten Gedichte bis auf den heutigen Tag vorhanden sind. Hieran knüpft sich eine Frage von großer Wichtigkeit; und diese lautet, wie folgt: „Wenn M'Pherson der Urheber Os-

sians war, und wenn dieser ursprünglich im Englischen geschrieben wurde, wer war alsdann der Urheber der gälischen Gedichte, welche durch die Hochlands-Sozietät und durch Dr. Smith bekannt geworden sind? Das Vorhandenseyn dieser Originale beweiset, über allen Streit hinaus, daß es in einer früheren Periode — und Niemand kann genau angeben, wie weit diese zurückgelegt werden muß — in den Hochlanden Schottlands Dichter von sehr hohem Verdienste gab. Es fehlt nicht an Leuten, welche behaupten, daß diese Originale bloße Uebersetzungen aus dem Englischen gewesen seien; doch wer dies behauptet, versteht nichts von der Sprache, und wird durch Vorurtheil und Aberglauben irre geleitet. Wer mit diesen Gälischen Originalen bekannt und mit der Poesie der Hochländer vertraut ist, muß zugeben, daß sie berechtigt sind auf einen viel älteren Ursprung Anspruch zu machen, als M'Pherson's Zeit ist. Die Ossianische Poesie unterscheidet sich in Stoff, Manier, Maß und Majestät der Sprache eben so sehr von der allertalentvollsten der neueren Gälischen Muse, wie die Homerische Poesie von den geschmacklosen Heldengedichten der gegenwärtigen Zeit; und weder M'Pherson, noch irgend einer seiner Freunde war fähig, einen solchen Betrug zu begehen; — in der That eben so wenig, als einer unserer gegenwärtigen Dichter die Fabel von Childe Harald oder Don Juan fortzusetzen vermag.

„Gälische Bücher. Vom Jahre 1800 bis auf den heutigen Tag ist in Gälischer Sprache mehr gedruckt worden, als in dem ganzen vorangegangenen Zeitraum. Ausser den verschiedenen Ausgaben der Bibel, des Neuen Testaments, des Psalters, des Katechismus und anderer

bereits erwähnten Bücher, sind zum Gebrauch der Schulen besondere Theile der heiligen Schriften in Druck erschienen; auch drei neue Uebersetzungen des Psalters und Ausgaben von abgekürzten Katechismen, mit biblischen Beweisen. Stewart von Dingwall und Currie von Prospekt haben jeder eine gälische Grammatik bekannt gemacht. Schon vor dem Jahre 1821 gab es zwar wenige Vokabularien der Sprache, doch kein eigentliches Wörterbuch. Seit dieser Zeit sind deren vier gedruckt.

„Zwar werden in dem jetzigen Augenblick von manchen ausgezeichneten Freunden der celtischen Literatur bedeutende Anstrengungen gemacht, dieser Sprache Dauer zu geben; wir fürchten jedoch, daß sie, vor Ablauf eines halben Jahrhunderts, das Schicksal des Waldensischen und Cornischen haben, und zu einem bloßen Gegenstande historischer Forschung herabsinken werde. Wie überlegt und mächtig auch die Bemühungen der Freunde Gälischer Literatur seyn mögen: so haben sie doch mit den Dampfböten und Postkutschen zu ringen, denen sie nur schwachen Widerstand entgegenstellen können. Diese Gegner thun zur Verdrängung des Gälischen aus dem Hochlande mehr in einem einzigen Sommer, als die vereinte Macht derer, die es erhalten möchten, in zwanzig Jahren bewirken kann.

„An manchen Oertern der Hochlande sehen die Eltern es nicht einmal gern, daß ihre Kinder die Zeit damit verschwenden, Gälisch lesen zu lernen; und die Folge davon ist, daß der größere Theil der Gälischen Jugend weder Englisch, noch Schottisch, noch Gälisch spricht, wohl aber einen Mischmasch von diesen drei Sprachen."

# J. Bapt. Say an Herrn Malthus.

(Fortsetzung.)

## Dritter Brief.

Mein Herr!

Wir haben bisher in der Voraussetzung raisonnirt, daß es eine unbeschränkte Freiheit gebe, welche einem Volke erlauben würde, alle Arten von Produktion so weit zu treiben, als es ihm gefiele; und ich glaube bewiesen zu haben, daß, wenn diese Voraussetzung Wirklichkeit gewönne, ein solches Volk alles kaufen könnte, was es hervorbrächte. Aus dieser Fähigkeit und aus dem natürlichen Verlangen des Menschen, seinen Zustand zu verbessern, würde ganz unfehlbar eine unbegränzte Vervielfältigung der Individuen und der Genüsse entstehen.

Doch, dem ist nicht also. Die Natur einerseits und die Gebrechen der gesellschaftlichen Ordnung andererseits haben dieser unbegränzten Fähigkeit, hervorzubringen, Schranken gesetzt; und indem die Erforschung dieser Hindernisse uns zurückführt in die wirkliche Welt, wird sie der in meiner staatswirthschaftlichen Abhandlung aufgestellten Lehre, „daß die der Produktion entgegenstehenden Hemmnisse ganz allein den Verkauf der Produkte verhindern," zum Beweise dienen.

Ich maße mir nicht an, alle Hindernisse, die sich der

Produktion entgegenstellen, bezeichnen zu können. Sehr viele von diesen Hindernissen werden ins Licht treten, so wie die Staatswirthschaftslehre größere Fortschritte macht; andere werden vielleicht nie entdeckt werden. Allein man kann schon jetzt sehr mächtige angeben: mächtige in der Ordnung der Natur, mächtige in der politischen Ordnung.

In der natürlichen Ordnung hat die Hervorbringung der Nahrungsmittel Gränzen, welche weit strenger gestellt sind, als die der Hervorbringung von solchen Verbrauchsgegenständen, wodurch wir uns bekleiden, oder unser Leben verschönern. Während die Menschen, sowohl dem Gewichte als dem Werthe nach, bei weitem mehr von den ernährenden Produkten, als von allen übrigen bedürfen, kann man diese Produkte nicht aus weiter Ferne beziehen; denn sie lassen sich schwer fortschaffen und ihre Aufbewahrung ist sehr kostspielig. Was nun Diejenigen betrifft, welche auf dem Erdgebiet eines Volks erwachsen können, so haben sie Gränzen, welche durch eine vervollkommnete Agrikultur und durch größere Kapitale, die auf ländliche Operationen angelegt werden, allerdings erweitert werden können*); welche sich aber gleichwohl irgend wo antreffen

*) Die vornehmsten Hindernisse ländlicher Verbesserungen in Frankreich sind: zunächst, der Aufenthalt reicher Eigenthümer und starker Kapitalisten in den Städten, und vorzüglich in einer unermeßlichen Hauptstadt; sie können nicht Kenntniß nehmen von den Verbesserungen, auf welche sich ihr Vermögen anwenden läßt; auch können sie die Anwendung desselben nicht auf eine solche Weise beaufsichtigen, daß daraus eine Vermehrung ihres Einkommens hervorgeht. Zweitens würde mancher entlegene Kanton ganz vergeblich seine Produkte verdoppeln; denn kaum kann er das loßschlagen, was er bereits hervorbringt, weil es an gut unterhaltenen Landstraßen

lassen müssen. Arthur Young ist der Meinung, daß Frankreich nur die Hälfte des Nahrungsstoffs hervorzubringen fähig ist *). Angenommen, daß Arthur Young die Wahrheit auf seiner Seite habe; angenommen sogar, daß Frankreich mit einer vervollkommneten Agrikultur zweimal so viel ländliche Produkte hervorbrächte, ohne mehr Agrikultoren zu haben, wie gegenwärtig: so würde es 45 Millionen Einwohner zählen, welche sich jeder andern Verrichtung hingeben könnten, als ländliche Arbeiten sind **). Seine Manufaktur-Produkte würden alsdann mehr Absatz, als gegenwärtig, auf den Landgütern finden, weil diese ergiebiger seyn würden; und der Ueberschuß würde von

---

fehlt, noch weit mehr aber an gewerbreichen Städten in der Nachbarschaft. Gewerbreiche Städte verzehren die ländlichen Produkte, und liefern dafür Manufaktur-Produkte, die, weil sie einen größeren Werth in einem geringeren Volumen in sich schließen, sich leichter und weiter fortschaffen lassen. Hierin liegt das Haupthinderniß für die Zunahme des französischen Landbaus. Kleine und vervielfältigte Schifffahrts-Kanäle und gut unterhaltene Fahrwege würden die ländlichen Produkte in Werth bringen. Dazu bedarf es jedoch örtlicher, von den Einwohnern selbst gewählter Verwaltungen, die sich nur mit dem Wohl des Landes beschäftigen. An der Möglichkeit des Absatzes fehlt es nicht; allein man thut nicht, was man thun sollte, um dazu zu gelangen. Verwalter, im Interesse der Zentral-Autorität gewählt, werden fast immer zu politischen oder fiskalischen Agenten, oder, was noch weit schlimmer ist, zu Polizei-Agenten.

*) In seiner Reise durch Frankreich, Bd. II. S. 98 der englischen Ausgabe.

**) Diese Annahme ist sehr zulässig, weil in England drei Viertel der Bevölkerung in den Städten wohnen und mit ländlichen Verrichtungen nichts zu schaffen haben. Ein Land, das sechzig Millionen Einwohner zu ernähren vermag, könnte also leicht von funfzehn Millionen Ackerbauern bestellt werden; und dies ist die gegenwärtige Zahl der französischen Ackerbauer.

der Manufaktur-Bevölkerung selbst in Anspruch genommen werden. Man würde nicht schlechter genährt seyn, als man es gegenwärtig ist; allein man würde im Allgemeinen besser mit Manufaktur-Gegenständen versehen seyn; man würde besser wohnen, mehr Hausgeräth, feinere Kleidungsstücke und alle die Gegenstände der Belehrung und des Vergnügens haben, welche gegenwärtig so wenigen vorbehalten sind, während der Ueberrest roh und barbarisch bleibt.

Bei dem Allen würden in demselben Maße, worin die manufakturirende Klasse zunähme, die Nahrungsstoffe mehr gesucht seyn, und im Verhältniß zu den Manufaktur-Gegenständen in einem höheren Preise stehen. Diese würden kleinere Gewinne und beschränktere Arbeitslöhne abwerfen, welche von ihrer Hervorbringung abschreckten; und man begreift auf diese Weise, wie die Gränzen, welche die Natur den ländlichen Produktionen setzt, auch den Manufaktur-Produkten dergleichen setzen würden. Doch diese Wirkung würde sich, wie alles, was auf natürlichem Wege und durch die Gewalt der Dinge geschieht, von weitem her vorbereiten und mit wenigeren Nachtheilen verbunden seyn, als jede andere mögliche Kombination.

Ist man einverstanden mit dieser, von der Natur selbst der Hervorbringung von Nahrungsstoffen, so wie indirekt der Erzeugung aller anderen Produkte gesetzten Gränze: so kann man die Frage aufwerfen, wie sehr betriebsame Länder, wie z. B. England, wo es nicht an Kapitalen fehlt, und wo die Kommunikationen leicht sind, sich im Absatz ihrer Waaren gehemmt fühlen können, ehe und bevor ihre ackerbaulichen Produkte das Ziel erreicht haben,

über welches sie nicht hinaus können? ... Giebt es etwa ein Gebrechen, ein verborgenes Uebel, das sie foltert? ... Unstreitig giebt es deren mehr, als eins, die nach und nach ins Licht treten werden; doch schon jetzt gewahre ich eins, das, wegen seiner Verderblichkeit der ernstlichsten Aufmerksamkeit würdig ist.

Wenn in jede Unternehmung, diese betreffe den Handel, die Manufaktur oder den Landbau, sich ein Mensch (ein Vorgesetzter des Fiskus) mischte, und wenn dieser Mensch, ohne dem Verdienste des Produkts, seiner Nützlichkeit und derjenigen Beschaffenheit, welche bewirkt, daß es verlangt und gekauft wird, das Mindeste hinzuzufügen, gleichwohl die Produktions-Kosten vermehrte, was würde, frage ich Sie, daraus entstehen? Der Werth, den man auf ein Produkt legt, selbst wenn man es zu erwerben die Mittel hat, hängt ab von dem Genuß, den man sich davon verspricht, von der Nützlichkeit, die ihm eigen seyn kann. Je nachdem es im Preise steigt, hört es auf, für mehre Personen die Ausgaben zu verdienen, die es verursacht; und die Zahl seiner Käufer vermindert sich.

Noch mehr: da die Steuer nicht die Gewinne irgend eines Produzenten vermehrt, nichts desto weniger aber den Preis sämmtlicher Produkte erhöht, so reichen die Einkünfte der Produzenten nicht hin, um die Produkte von dem Augenblick an zu kaufen, wo der von mir angedeutete Umstand sie vertheuert.

Vergegenwärtigen wir uns diese Wirkung durch Zahlen, um ihr bis zu den letzten Folgerungen nachzugehen! Es ist der Mühe werth, daß man sich damit beschäftige, wenn sie uns eine von den vornehmsten Ursachen des Uebels

an-

anzeigen kann, von welchem alle betriebsamen Länder des Erdballs bedroht sind. Schon jetzt warnt England durch seine Beängstigungen alle andere Völker vor den Schmerzen, die ihnen aufbewahrt sind. Diese werden um so empfindlicher seyn, da ein kräftiges Temperament sie alle, mehr oder weniger, zu einer großen Entwickelung der Betriebsamkeit auffordert. Es werden daraus glückliche Wirkungen hervorgehen, wenn es nicht komprimirt wird; schreckliche Konvulsionen dagegen im entgegengesetzten Falle.

Wenn der Unternehmer, als Produzent eines Stoffstücks, zu eben der Zeit, wo er sich und seinen Mit-Produzenten eine Summe von 30 Franken für die produktiven Dienste zahlt, welche zur Verfertigung dieses Stücks beigetragen haben — wenn, sage ich, der Unternehmer verpflichtet ist, außerdem noch 6 Franken an den Vorgesetzten des Fiskus zu zahlen, so muß er entweder aufhören, Stoffe zu fabriziren, oder er muß das Stück zu 36 Fr. verkaufen; denn wollte er es, der Qualität nach, schlechter geben, so würde er es sich theurer bezahlen lassen. Stellt sich nun das Stück auf 36 Fr., so können die Produzenten, welche zusammen nur 30 Fr. erhalten haben, davon nicht mehr kaufen, als fünf Sechstel desselben Stücks, das sie früher ganz an sich bringen konnten; und der, welcher davon eine Elle kaufte, wird nicht mehr als fünf Sechstel verbrauchen können, und eben so die Andern.

Der Korn-Produzent, welcher seinerseits einem andern Einnehmer eine Kontribution von 6 Fr. für einen Sack zahlt, welcher 30 Fr. produktiver Dienste kostet, ist genöthigt, seinen Sack für 36 Fr., anstatt für 30, zu verkaufen. Es geht daraus hervor, daß die Korn-Produzenten

von Stoffen, mögen sie des Korns oder des Stoffes bedürfen, mit dem von ihnen gemachten Gewinn nur die fünf Sechstel ihrer Produkte erwerben können.

Indem diese Wirkung für zwei Produkte gegenseitig Statt findet, kann sie im Allgemeinen für alle Produkte Statt finden. Wir können, ohne den Stand der Frage zu verändern, annehmen, daß die Produzenten, welcher Art von Produktion sie sich auch gewidmet haben mögen, der Getränke, der Speisen, der Wohnungen, der Vergnügungen, der Gegenstände des Luxus und der Nothwendigkeit bedürfen; immer aber werden sie diese Produkte theurer finden, als sie dieselben mit ihrem Einkommen nach dem Range, den sie unter den Produzenten einnehmen, bezahlen können. In der Voraussetzung, die uns zum Beispiel gedient hat, wird stets ein Sechstel der Produkte unverkauft bleiben.

Allerdings kommen die von dem Einsammler erhobenen sechs Franken irgend Einem zu Gute; allerdings können diejenigen, welche der Einsammler repräsentirt (die öffentlichen Beamten, Militäre oder Rentiers), dies Geld gebrauchen, um das übrig gebliebene Sechstel, es sei des Kornsacks, oder des Stoffstücks, oder jedes anderen Produkts zu erwerben; und wer möchte daran zweifeln, daß dies wirklich geschieht? Bemerken Sie jedoch, daß dieser Verbrauch nur Statt findet auf Kosten der Produzenten, und daß der Einsammler, oder seine Kommittenten, wenn sie ein Sechstel der Produkte verbrauchen, eben dadurch die Produzenten nöthigen, sich von den fünf Sechsteln dessen, was sie hervorbringen, zu ernähren, zu bekleiden, mit einem Worte, zu leben.

Man wird dies zugeben, dabei aber wird man die Behauptung aufstellen, daß es für Jeden möglich sei, von den fünf Sechsteln dessen, was er hervorbringt, zu leben. Ich selbst möchte dies nicht leugnen; dabei aber würde ich meinerseits die Frage aufwerfen: ob man glaube, daß der Produzent noch eben so gut lebe, wenn man, statt des einen Sechstels, ihm deren zwei, oder den dritten Theil seiner Produktion abforderte? — „Nein! aber er würde noch leben.“ — Jetzt frag' ich, ob er noch leben würde, wenn man ihm zwei Drittel — sodann drei Viertel abforderte? Doch ich bemerke, daß man nun nichts mehr zu antworten hat.

Nunmehr schmeichle ich mir mit dem Gedanken, daß man meine Antwort auf Ihre dringendsten Einwände, so wie auf die des Herrn von Sismondi, leichter verstehen werde. Sie, mein Herr, sagen: „wenn es hinreicht, neue Produkte zu schaffen, um sie entweder verbrauchen, oder gegen diejenigen, welche in Ueberfülle vorhanden sind, austauschen zu können, und so den einen und den andern Absatz zu verschaffen, warum schafft man sie nicht? Fehlt es etwa an Kapitalen? Sie sind im Ueberfluß vorhanden; man ist verlegen um Unternehmungen, auf welche man sie vortheilhaft anlegen kann; es springt in die Augen, daß es daran fehlt.“ So drücken Sie sich Seite 499 aus; und Herr von Sismondi sagt: „alle Arten des Verkehrs sind bereits mit Kapitalen und mit Arbeitern überladen, welche ihre Produkte um einen Spottpreis anbieten“ *).

Ich verlange nicht, daß sich nützlichen Gewerben wid-

*) Siehe Nouveaux principes, Liv. IV. ch. 4.

men so viel sei, als sich Täuschungen hingeben. Gestehen Sie indeß, meine Herren, daß, wenn es sich wirklich so damit verhielte, die Wirkung nicht viel anders ausfallen könnte, als diejenige ist, worüber Sie sich beklagen. Um überfließende Produkte zu kaufen, würde man genöthigt seyn, andere Produkte zu schaffen. Doch, wenn die Lage der Produzenten allzu unvortheilhaft wäre; wenn man, nachdem alle Mittel angewendet sind, einen Ochsen hervorzubringen, die Entdeckung machte, daß man nur einen Hammel hervorgebracht habe, und wenn man mit diesem Hammel, durch den Austausch desselben gegen jedes andere Produkt, nur dieselbe Quantität Nützlichkeit erwürbe, welche in dem Hammel steckt — wer möchte mit so viel Nachtheil hervorbringen wollen? Die, welche sich der Produktion hingegeben hätten, würden einen schlechten Handel gemacht haben; sie hätten einen Vorschuß gemacht, den die Nützlichkeit ihres Produkts ihnen nicht vergüten könnte; und wer einfältig genug wäre, ein anderes Produkt zu schaffen, wodurch jenes sich erkaufen ließ, würde mit denselben Nachtheilen zu ringen haben und sich in denselben Verlegenheiten befinden. Der Vortheil, den er von seinem Produkt ziehen könnte, würde ihn nicht entschädigen für die aufgewendeten Kosten; und das, was er für das Produkt kaufen könnte, würde nicht mehr werth seyn, und folglich nicht mehr gelten. In dieser Lage der Dinge würde der Arbeiter nicht mehr von seiner Arbeit leben können und dem Kirchspiel zur Last fallen *). Auf gleiche Weise würde

*) Auf eine anhaltende Weise kann der Gewerksmann nur dann arbeiten, wenn seine Arbeit seine Subsistenz bezahlt; und wenn die Subsistenz allzu theuer ist, so findet kein Unternehmer seinen Vor-

der Unternehmer, da er nicht länger von seinem Gewinn leben könnte, auf seinen Betrieb verzichten. Er würde Renten kaufen, oder in die Fremde gehen, um daselbst bessere Bedingungen, eine einträglichere Beschäftigung, oder (was auf dasselbe hinausläuft) eine mit weniger Aufwand verbundene Produktion zu suchen. Stieße er daselbst auf andere Inkonvenienzen, so würde er für seine Talente eine neue Bühne suchen; und so würden sich die verschiedenen Länder (wie es wirklich geschieht) ihre Kapitale und ihre Arbeiter an den Hals werfen, d. h. das, was ausreicht, die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaften auf den höchsten Punkt zu bringen, versteht sich, wenn sie ihren wahren Vortheil kennen, und, um diesen geltend zu machen, die nöthigen Mittel besitzen *).

---

theil dabei, daß er ihn beschäftigt. In der Sprache der Staatswirthschaftslehre kann man alsdann sagen, daß der Gewerksmann nicht mehr seine produktive Arbeit anbietet, obgleich er dieselbe nur allzu dringend anbietet. Allein dies Angebot ist nicht annehmbar bei der Fortdauer der Bedingungen, unter welchen es gemacht wird... Wie viele Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit sind hierdurch erklärt!

*) Herr Ricardo behauptet, daß, allen Steuern und andern Hemmnissen zum Trotz, stets so viel Betriebsamkeit vorhanden ist, als es angelegte Kapitale giebt, und daß alle ersparten Kapitale stets angelegt werden, weil man die Zinsen nicht verlieren will. Es giebt jedoch sehr viel Ersparnisse, welche nicht untergebracht werden, weil ihre Anlegung schwierig ist, oder welche, nachdem sie untergebracht sind, in einer schlecht berechneten Produktion verloren gehen. Herr Ricardo wird außerdem höchst bestimmt widerlegt durch das, was den Franzosen im Jahre 1813 widerfuhr, wo die Fehlgriffe der Regierung jeden Handel zerstörten, und wo der Zinsfuß sich sehr niedrig stellte, weil gute Unterbringungen selten waren. Er dürfte auch widerlegt seyn durch spätere Erscheinungen, welche nichts so sicher mit sich brachten, als daß man sein Geld im Kasten schlafen ließ.

Welche Züge dieses Gemäldes für Ihr Land, oder auch für jedes andere passen, darüber, mein Herr, gestatte ich mir keine Anmerkung; allein ich überliefere dasselbe Ihrer Prüfung, so wie der Prüfung aller redlicher Männer, vorzüglich derer, welche gute Absichten haben, und ihre Ruhe auf das Wohlseyn des anziehendsten, arbeitsamen und nützlichen Theils der menschlichen Gattung gründen möchten.

Warum sträuben sich die Wilden Amerika's, deren Daseyn von dem Zufall eines Pfeiles abhängt, Dörfer zu bauen, Ländereien einzuschließen und diese zu bestellen? Nur weil diese Lebensweise eine allzu anhaltende, allzu beschwerliche Arbeit mit sich bringt. Sie haben Unrecht; sie sind schlechte Rechner: denn die Entbehrungen, welche sie zu ertragen haben, sind viel ärger, als der Zwang, den ihnen ein gut verstandenes gesellschaftliches Leben auflegen würde. Doch wenn dieses gesellschaftliche Leben zu einer Galeere geworden wäre, wo sie sechzehn Stunden des Tages rudern müßten, ohne dadurch mehr zu gewinnen, als ein Stück Brot, das nicht einmal zur Stillung ihres Hungers hinreicht: so würden sie in Wahrheit Entschuldigung verdienen, wenn sie das gesellschaftliche Leben nicht liebten. Nun aber zweckt alles, was die Lage des Produzenten, dieses so wesentlichen Bestandtheils der Gesellschaft, beschwerlicher macht, nur darauf ab, das Lebensprinzip des gesellschaftlichen Körpers zu zerstören, ein zivilisirtes Volk den Wilden nahe zu bringen, eine Ordnung der Dinge herbeizuführen, worin man weniger hervorbringt und weniger verbraucht, eine Zivilisation zu vernichten, welche um so größer ist, als man mehr hervorbringt und mehr verbraucht.

Sie bemerken an mehren Stellen, „daß der Mensch von Natur indolent ist, und daß man ihn schlecht kennt, wenn man annimmt, daß er geneigt seyn werde, alles zu verbrauchen, was er hervorzubringen fähig ist" (Seite 503). Sie haben sehr Recht; allein ich führe keine andere Sprache, wenn ich sage, „daß die Nützlichkeit der Produkte nicht länger die Arbeit aufwiegt, um deren Preis man genöthigt ist, jene zu bezahlen."

Sie selbst scheinen mit dieser Wahrheit einverstanden gewesen zu seyn, als Sie bei einer andern Gelegenheit gesagt haben (Seite 342): „Eine Steuer kann der Produktion einer Waare ein Ziel setzen, wenn in der Gesellschaft Niemand sich entschließen kann, dieser Waare einen Preis beizulegen, welcher den neuen Schwierigkeiten ihrer Hervorbringung konform ist." Und dieses innere Gebrechen (mehr Produktionskosten verursacht zu haben, als sie werth ist) behält die Waare bis am Rande der Welt. Ueberall ist sie zu theuer, um das werth zu seyn, was sie kostet, weil man überall genöthigt ist, sie durch produktive Dienste zu bezahlen, die denen gleich kommen, welche sie gekostet hat.

Eine Betrachtung, die auch nicht zu verwerfen ist, besteht darin, daß die Produktionskosten nicht bloß vermehrt werden durch die vervielfältigten Steuern und durch die Kostbarkeit der genießbaren Dinge, sondern auch durch die Gebräuche, welche aus einer fehlerhaften politischen Ordnung hervorgehen. Wenn der Forschritt des Luxus und der großen Emolumente, wenn die Leichtigkeit unrechtmäßiger Gewinne bei Lieferungen und Finanzoperationen, den Manufakturisten, den Kaufmann, den wahren Produ-

zenten nöthigen, ihren Rang in der Gesellschaft dadurch zu behaupten, daß sie unverhältnißmäßige Gewinne für die der Produktion geleistete Dienste in Anspruch nehmen: dann zwecken diese anderen Mißbräuche nur darauf ab, die Produktionskosten, und folglich auch die Preise der Produkte, durch andere Ursachen über ihre wirkliche Nützlichkeit zu erheben. Der Verbrauch wird dadurch um so beschränkter; denn um sie zu erwerben muß man der Schöpfung eines andern Produkts zu viel produktive Dienste zuwenden, sich allzu beträchtliche Produktionskosten gefallen lassen. Beurtheilen Sie, mein Herr, hiernach das Uebel, das man anrichtet, wenn man zu unnützen Ausgaben verleitet und die Zahl der unproduktiven Verzehrer vermehrt.

Daß die Produktionskosten ein reelles Hinderniß des Verkaufs sind, zeigt sich am auffallendsten in dem raschen Absatz eines Gegenstandes, den ein wirksameres Produktionsmittel zu einem bequemeren Verkaufspreis stellt. Fällt er auch nur um ein Viertel seines bisherigen Preises, so vermehrt sich die Quantität, die man davon verkaufen kann, um das Doppelte. Dies aber hat seinen Grund darin, daß alle Welt alsdann mit weniger Arbeit, mit weniger Produktionskosten, welcher Art diese auch seyn mögen, ihn erwirbt. Als man, vermöge des Kontinental-Systems, um ein Pfund Zucker zu erhalten, fünf Franken bezahlen mußte, welche theils auf die Produktion des Zukkers selbst, theils auf die Produktion jeder andern, gegen Zucker ausgetauschten Waare verwendet waren, befand sich Frankreich in einem solchen Zustande, daß es nicht mehr als vierzehn Millionen Pfund kaufen konnte *). Gegen-

*) Man lese den Bericht über die Lage Frankreichs, den der

wärtig, wo der Zucker wohlfeil ist, verbrauchen die Franzosen davon jährlich achtzig Millionen Pfund, welches fast drei Pfund für die Person macht. Zu Cuba, wo der Zucker noch billiger ist, verbraucht jeder Freie davon über dreißig Pfund *).

Verständigen wir uns also über eine Wahrheit, die von allen Seiten auf uns eindringt. Es ist folgende: „Uebertriebene Steuern erheben — ob mit oder ohne die Theilnahme einer National-Repräsentation, oder auch mit einer belachenswerthen Repräsentation, verschlägt mir wenig — heißt die Produktionskosten vermehren, ohne die Produkte nützlicher zu machen, ohne das Mindeste zu der Genugthuung hinzufügen, welche der Verbraucher davon haben kann; heißt eine Geldstrafe auf die Produktion oder auf das legen, was der Gesellschaft ein Daseyn giebt. Und da unter den Produzenten einige mehr, als andere, dazu angethan sind, die Last der Umstände auf ihre Mitproduzenten abzuwerfen, so drücken diese auf gewisse Klassen mehr, als auf andere. Ein Kapitalist kann öfters sein Kapital aus einem Geschäft zurücknehmen, um es einem andern zuzuwenden; er kann es sogar ins Ausland senden. Der Unternehmer eines Betriebsamkeits-Zweiges hat bisweilen Vermögen genug, um seine Arbeiten eine Zeit lang einzustellen. Doch während der Kapitalist und der Unternehmer Gebieter über die Umstände bleiben, ist der Gewerksmann genöthigt, anhaltend und um jeden Preis

---

Minister des Innern im Jahre 1813 erstattete; er hatte aber ein Interesse, die Abnahme des Handels zu verhüllen.

*) Siehe Alex. von Humboldt's Essay sur la nouv. Espagne, Tom. III. pag. 183.

zu arbeiten, selbst wenn die Produktion ihm nicht den nöthigen Lebensunterhalt gewährt. Auf diese Weise, mein Herr, bringen die übermäßigen Produktionskosten bei gewissen Völkern mehre Klassen dahin, daß sie nur das verbrauchen, was für die Erhaltung ihres Daseyns unumgänglich ist, und daß die untersten Klassen im Elend umkommen. Ist dies nun aber nicht, nach Ihren eigenen Eingeständnissen *), von allen Mitteln, die Menschenzahl zu vermindern, das aller verabscheuungswürdigste und grausamste **)?

Hier bietet sich der stärkste Einwand dar, den es vielleicht giebt; denn er ist hergenommen von einem gebietenden Beispiel. In den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's sind der Hemmnisse der Produktion eben nicht viele,

---

*) Siehe Malthus „Versuch über die Bevölkerung," Bd. II Kap. 11.

**) Herr Malthus, in der festen Ueberzeugung, daß es Klassen giebt, welche der Gesellschaft Dienste leisten dadurch, daß sie, ohne hervorzubringen, bloß verzehren, würde es für ein Unglück halten, wenn man dahin gelangte, den Darleihern die Totalität, oder wenigstens den größten Theil der brittischen Staatsschuld zu bezahlen. In meiner Ansicht hingegen, würde dies sehr wünschenswerth für England seyn: einmal, weil die Staatsgläubiger, nachdem ihnen ihre Kapitale zurückerstattet worden, irgend ein Einkommen von denselben beziehen würden; 2) weil die Steuerpflichtigen jene 40 Mill. Pf. St., welche sie gegenwärtig den Staatsgläubigern bezahlen, für sich selbst verwenden würden; 3) weil, vermöge der um 40 Mill. Pf. St. verminderten Steuer, alle Produkte billigeren Preises seyen, der Verzehr sich ausdehnen, und Arbeitern, statt der Säbelhiebe, die man ihnen gegenwärtig zutheilt, Beschäftigung gewähren würde. Dabei gestehe ich, daß mir diese Resultate von einer solchen Beschaffenheit zu seyn scheinen, daß sie Freunden öffentlicher Wohlfahrt keinen Kummer verursachen.

die Steuern leicht; aber auch in ihnen, wie allenthalben, ist Ueberfluß an Waaren, und dem Handel fehlt der Absatz. „Diese Schwierigkeiten," sagen Sie, „können weder dem Anbau schlechter Ländereien, noch den Hemmnissen der Betriebsamkeit, noch dem Uebermaß der Besteurung beigemessen werden. Es bedarf also zur Vermehrung der Reichthümer noch irgend einer Sache, die unabhängig ist von der Macht der Produktion."

Nun wohl! — werden Sie es glauben, mein Herr? — nach mir ist noch immer die Macht der Produktion, was, zum wenigsten für den Augenblick, den Vereinigten Staaten fehlt, damit die Amerikaner vortheilhaft über die überschüssigen Produkte ihres Handels verfügen können.

Die glückliche Lage dieses Volks während eines langen Krieges, in welchem es meistens die Vortheile der Neutralität genossen hat, hat dessen Thätigkeit und Kapitale viel zu sehr dem auswärtigen und dem Seehandel zugewendet. Die Amerikaner sind unternehmend; sie machen ihre Seefahrten sehr wohlfeil; sie haben in ihre weiteren Reisen Manövres gebracht, welche dieselben abkürzen, sie minder kostspielig machen und den Vervollkommnungen entsprechen, welche in den Gewerben die Produktions-Kosten vermindern; mit einem Worte: die Amerikaner haben den ganzen Seehandel an sich gezogen, den die Engländer nicht bestreiten konnten; sie sind Diejenigen, welche, mehre Jahre hindurch, als Vermittler zwischen den Kontinental-Mächten Europa's und der übrigen Welt gedient haben. Sie haben sogar den Vorzug vor den Engländern gewonnen, allenthalben, wo sie mit diesen in Konkurrenz gerathen sind, wie in China.

Was ist die Folge davon gewesen? Ein ungemeiner Ueberfluß an denjenigen Produkten, welche die Handels- und See-Betriebsamkeit gewährt. Und als der allgemeine Friede sodann hinzukam, um die Schifffahrt frei zu machen, da warfen sich französische und holländische Schiffe mit einer Art von Berauschung in die Bahn, die ihnen eröffnet war; und in ihrer Unkenntniß des Zustandes, worin sich die Völker jenseits des atlantischen Meeres befanden, in der Unkenntniß ihres Ackerbaues, ihrer Gewerbe, ihrer Bevölkerung, ihrer Hülfsquellen für den Verbrauch, brachten diese, einer langen Zurückhaltung entkommene Fahrzeuge überall im Uebermaß die Produkte des europäischen Kontinents in der Voraussetzung, daß die übrigen Länder des Erdballs, nachdem sie seit längerer Zeit davon entwöhnt waren, höchst begierig danach seyn würden.

Doch, um diesen außerordentlichen Vorrath kaufen zu können, würde gleichzeitig erforderlich gewesen seyn, daß jene Länder, auch ihrerseits, plötzlich außerordentliche Produkte zu schaffen vermogt hätten. Denn, noch einmal sei es gesagt, die Schwierigkeit besteht nicht darin, zu New-York, zu Baltimore, in der Havanna, zu Rio Janeiro, zu Buenos-Ayres europäische Waaren zu verbrauchen; höchst gern würde man sie verbrauchen, wenn man sie bezahlen könnte. Die Europäer forderten als Bezahlung Baumwolle, Taback, Zucker, Reis; und selbst diese Forderung steigerte den Preis dieses Artikels. Da man nun, wie theuer diese Waaren sammt dem Gelde, das zuletzt doch auch nur Waare ist, auch seyn mochten, davon entweder nehmen, oder ohne Zahlung zurückkehren mußte, so wurden dieselben Waaren, nachdem sie an den Oertern ihres

Ursprungs seltener geworden waren, überflüssiger in Europa, und endigten damit, daß sie nicht mit Vortheil verkauft werden konnten, obwohl der Verbrauch in Europa seit dem Frieden ungemein zugenommen hatte. Daher die unvortheilhaften Rückfrachten, die wir erlebt haben.

Nehmen wir jedoch einen Augenblick an, die ackerbaulichen Produkte Nord- und Süd-Amerika's wären, nachdem der Friede zu Stande gebracht war, plötzlich sehr beträchtlich geworden: so würden die zahlreicheren und produktiveren Bevölkerungen dieser Länder ohne Beschwerde alles gekauft haben, was die Europäer ihnen gebracht hätten, und dabei würde es nicht an mannichfachen Rückfrachten für einen annehmlichen Preis gefehlt haben.

Was die Vereinigten Staaten betrifft, so wird diese Wirkung (ich zweifle nicht daran) Statt finden, wenn sie zu den Gegenständen des Tausches, welche ihr Seehandel uns darbietet *), eine größere Quantität ihrer landbaulichen Produkte, und vielleicht auch einige Manufaktur-Produkte werden hinzufügen können **). Ihr Landbau erweitert sich, ihre Mannufakturen werden mannichfaltiger, und die natürliche Folge davon ist, daß ihre Bevölkerung auf eine erstaunliche Weise anwächst. Nur noch einige Jahre und

*) Die Handels-Produkte der Vereinigten Staaten in Beziehung auf Europa sind: Zucker aus Indien, aus China und aus der Havanna, Kaffee, Thee, Nankin, Indigo, Ingver, Rhabarber, Zimmet, rohe Seide, Pfeffer.

**) Die Produkte ihres Bodens und ihrer Gewerbe, die sie uns bringen, sind: Baumwolle, Taback, Pottasche, Reiß, Quercitron (quercus citrina), Fisch-Oel, einige Färbehölzer; lauter Gegenstände, welche beweisen, daß die Vereinigten Staaten Amerika's bisjetzt nur ein sehr schwaches Fundament für ihren Handel haben!

ihre Gesammtbetriebsamkeit wird eine Masse von Produkten bilden, unter welchen sich Artikel finden werden, die sich mit vortheilhaften Rückfrachten vertragen, oder mindestens Gewinne abwerfen, von denen die Amerikaner einen Theil auf den Ankauf europäischer Waaren verwenden können.

Nach den Vereinigten Staaten wird man diejenigen Waaren bringen, welche die Europäer mit einem geringeren Kostenaufwand herzustellen gelernt haben; und zurückbringen wird man die Waaren, welche der Boden und die Betriebsamkeit der Amerikaner zu einem billigeren Preise zu liefern gestatten. Die Beschaffenheit der Nachfragen wird die der Produktionen bestimmen; jedes Volk wird sich vorzugsweise mit solchen Produktionen befassen, die es mit dem besten Erfolg, d. h. mit dem geringsten Aufwand von Produktions-Kosten erzeugt; und daraus wird ein Verkehr erwachsen, der gegenseitig vortheilhaft und dieses auf eine bleibende Weise ist. Doch, diese Handelsverbesserungen können nur mit der Zeit eintreten. Gewerbe erfordern Talente und Erfahrungen, welche nicht in wenigen Monaten erworben werden können; Jahre sind dazu erforderlich. Erst nach mancherlei Versuchen werden die Amerikaner ausgemittelt haben, welche Produkte sie mit dem besten Erfolg ins Daseyn rufen können *). Alsdann wird

*) Die Manufaktur-Produkte, welche ein neues Volk mit dem meisten Vortheil herstellen kann, sind, im Allgemeinen, solche, welche den, auf eigenem Grund und Boden gewachsenen Stoffen Vorbereitungen geben und leichten Absatz finden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten Europa jemals mit Tüchern versehen werden; allein sie werden manufakturirte Tabacke und raffinirte Zucker liefern. Wer weiß sogar, ob sie nicht dahin gelangen

man ihnen nicht mehr diese Produkte zuführen; doch die Gewinne, welche sie von dieser Produktion ziehen werden, werden ihnen die Mittel gewähren, andere europäische Produkte zu kaufen.

Auf der andern Seite können die landbaulichen Unternehmungen, wie rasch ihre Ausdehnung auch seyn möge, nur sehr allmählig in ihren Produkten den europäischen Erzeugnissen einen Absatz darbieten. So wie die Kultur und die Zivilisation sich jenseits der Alleganys-Berge in Kentucky und in den Gebieten von Indiana und Illinois verbreiten, werden die ersten Gewinne dazu verwendet, die aus den, seit längerer Zeit bevölkerten Staaten anlangenden Kolonisten zu ernähren und Wohnungen zu bauen. Was, nach Befriedigung dieser ersten Bedürfnisse, übrig bleibt, wird verwendet auf Erweiterung der Urbarmachungen, so wie auf Herstellung von Manufaktur-Produkten für den örtlichen Verbrauch; und nur Ersparungen vierter Ordnung finden ihre Anwendung in der Umbildung der Boden-Produkte für den entfernten Verbrauch. Erst von diesem Augenblick an bieten die neuen Staaten uns Europäern die Aussicht zu einem Absatz dar. Man begreift jedoch, daß dies nicht in ihrer Kindheit geschehen kann; denn dazu ist erforderlich, daß ihre Bevölkerung Zeit zum Anwuchs gewonnen habe, und daß ihre ländlichen Produkte reichlich genug ausfallen, um ihnen die Verpflichtung aufzulegen, sie in weiter Ferne umzusetzen. Alsdann, und vermöge eines natürlichen Fortschritts der Dinge, versen-

---

werden, bessere Baumwoll-Gespinste, und diese wohlfeiler zu liefern, als England?

den sie nicht mehr rohe Produkte, sondern nur solche, die bereits eine Gestaltung erhalten haben, und die, indem sie zugleich größeren Werth mit einem geringeren Volumen verbinden, die Kosten einer weiten Versendung aushalten. Solche Produkte wird Europa von Neu-Orleans erhalten: eine Stadt, welche bestimmt ist, einer der größten Stapelörter in der Welt zu werden.

Bis zu diesem Punkte sind wir noch nicht gelangt. Darf man sich nun wohl darüber wundern, daß die Produktionen der Vereinigten Staaten noch nicht den Absatz gefunden haben, welcher dem kommerziellen Aufschwung entsprach, der auf den Frieden folgte? Darf man sogar darüber erstaunen, daß die von den Amerikanern in ihre eigenen Häfen in Folge der übertriebenen Entwickelung ihrer nautischen Betriebsamkeit eingeführten Handels-Produkte sich im Ueberfluß daselbst befinden?

Sie sehen, mein Herr, daß diese Thatsache nichts in sich schließt, was der von Ihren Gegnern verkündigten Lehre nicht ganz entsprechend wäre.

Zurückkommend auf die peinliche Lage, worin sich in Europa alle Arten von Betriebsamkeit befinden, könnte ich zu der Entmuthigung, welche aus den übermäßig vervielfältigten Produktions-Kosten entspringt, die Störung hinzufügen, welche die und die Kosten in die Produktion, in die Vertheilung und in den Verbrauch der hervorgebrachten Werthe bringen: Störungen, welche nicht selten Quantitäten, die das Bedürfniß übersteigen, dem Markte zuführen, und zwar mit Verdrängung derer, die man verkaufen könnte, und deren Verkäufer den gelösteten Preis auf den Ankauf der ersten verwenden würden. Gewisse Produzenten

bestre-

bestreben sich, durch die Quantität dessen, was sie hervorbringen, einen Theil des vom Fiskus verschlürften Werths zurückzuerhalten, wie dies häufig für den Dienst der Kapitale geschieht, welche in sehr vielen Fällen denselben Zins erhalten, während die Landgüter, die Gebäude und die Handarbeiten sich über die Gebühr belastet fühlen. Wer als Handwerksmann Mühe hat, seine Familie zu ernähren, ersetzt bisweilen durch übermäßige Arbeit den niedrigen Arbeitslohn. Sind dies jedoch nicht Ursachen, welche die natürliche Ordnung der Produktion stören, um in gewissen Gattungen mehr hervorzubringen, als geschehen seyn würde, wenn man nur die Bedürfnisse der Verzehrer zu Rathe gezogen hätte? Die Gegenstände unsers Verbrauchs schließen nicht denselben Grad von Nothwendigkeit in sich. Ehe man sich entschließt die Brot-Konsumtion auf die Hälfte zurückzusetzen, verzichtet man auf den Fleisch- und auf den Zuckerverbrauch. Es giebt Kapitale, welche in gewissen Unternehmungen, besonders in den Manufakturen so angelegt sind, daß sich die Unternehmer öfters den Verlust der Zinsen gefallen lassen und die Gewinne ihrer eigenen Betriebsamkeit aufopfern, dabei jedoch die Arbeit fortsetzen, einzig und allein, um ein Unternehmen bis auf günstigere Zeiten aufrecht zu erhalten, und um nicht alles zu verlieren. Unter anderen Umständen fürchten sie die guten Arbeiter zu verlieren, welche der Stillstand des Betriebes zur Zerstreuung nöthigen würde; die Menschlichkeit der Unternehmer allein reicht unter gewissen Umständen hin zur Fortsetzung einer Fabrikation, der die Bedürfnisse nicht mehr entsprechen. Daher die Störungen im Gange der

Hervorbringung und des Verbrauchs: Störungen, welche noch ernstlicher sind, als diejenigen, welche aus Zollstätten und aus dem Wechsel der Jahreszeiten hervorgehen. Daher unbesonnene Produktionen, Zuflüchte zu verderblichen Mitteln und Bankerotte.

Zugleich muß ich bemerken, daß, wie groß das Uebel auch seyn möge, es noch viel größer scheinen kann, als es wirklich ist. Die Waaren, welche auf den Weltmärkten überfließen, können durch ihre Masse das Auge verwirren, den Handel durch die Niedrigkeit der Preise in Schrecken setzen und dennoch nur ein sehr kleiner Theil der in jeder Gattung hergestellten und verbrauchten Waaren seyn. Es giebt kein Magazin, das sich nicht in kurzer Zeit leerte, wenn jede Art von Produktion der Waare, die es enthält, gleichzeitig an allen Oertern der Welt zum Stillstand gebracht würde. Man hat außerdem bemerkt, daß der geringste Ueberschuß der Sendungen über das Bedürfniß hinaus hinreichend ist, um die Preise herabzusetzen. In Addison's Zuschauer (Nr. 200.) wird die Bemerkung gemacht, daß, wenn die Kornerndte den hergebrachten Verbrauch um ein Zehntel übersteigt, das Korn um die Hälfte im Preise fällt. Dalrympel*) macht eine ähnliche Bemerkung. Man muß sich also nicht darüber wundern, wenn der geringste Ueberfluß nicht selten als eine unmäßige Ueberfülle dargestellt wird.

Diese Ueberfülle hat, wie ich bereits bemerkt habe, auch ihren Grund in der Unkenntniß der Produzenten, oder der Kaufleute von der Beschaffenheit und dem Umfange

*) Considerations on the policy of entails, p. 41.

der Bedürfnisse in den Oertern, wohin man die Waaren sendet. Während dieser letzten Jahre hat es sehr viel gewagte Spekulationen gegeben, weil es sehr viele neue Beziehungen unter verschiedenen Nationen gab. Ueberall fehlte es an der Kenntniß der Thatsachen, die einer guten Berechnung zum Grunde liegen müssen; doch folgt daraus, daß man schlechte Geschäfte gemacht hat, auch nur im Mindesten, daß es mit einer besseren Einsicht unmöglich gewesen wäre, gute zu machen? Ich wage vorherzusagen, daß in dem Maße, worin die neuen Verbindungen zu alten werden, und die gegenseitigen Bedürfnisse eine richtigere Abschätzung finden, die Ueberströmungen allenhalben aufhören und gegenseitig vortheilhaften und eben deßhalb bleibenden Verbindungen Platz machen werden.

Doch zu gleicher Zeit muß man, so viel die Umstände es erlauben, in allen Staaten darauf Bedacht nehmen, die allgemeinen und bleibenden Nachtheile zu vermindern, welche aus einer kostspieligen Produktion erwachsen. Man muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß jeder seine Produkte um so leichter verkaufen wird, als die übrigen Menschen mehr gewinnen; daß es nur eine einzige Bahn giebt, die zum Gewinn führt, nämlich die der Hervorbringung, es sei durch eigene (persönliche) Arbeit, oder durch die Arbeit der Kapitale und Grundstücke, die man besitzet; daß die unproduktiven Verzehrer nur Menschen sind, welche den produktiven substituirt werden; daß, je mehr Produzenten es giebt, auch um so mehr Konsumenten anzutreffen sind; und daß, aus demselben Grunde, jedes Volk für das Wohlseyn anderer Völker betheiligt ist, und daß es zum

Vortheil aller gereicht, die leichtesten Kommunikationen zu haben, weil jede Schwierigkeit einer Kostenerhöhung gleich kommt.

Dies, mein Herr, ist die in meinen Schriften aufgestellte Lehre; und ich gestehe Ihnen, daß es mir vorkommt, als sei sie bisjetzt noch nicht erschüttert worden. Sie zu vertheidigen, habe ich die Feder ergriffen; nicht etwa, weil sie die meinige ist — denn was verschlägt neben so großen Interessen die Selbstliebe eines Schriftstellers? — sondern weil sie auf eine ausgezeichnete Weise sozial ist, weil sie den Menschen die Quellen der wahren Güter aufdeckt, und vor der Gefahr des Versiegens warnt. Der Ueberrest dieser Lehre ist nicht minder nützlich dadurch, daß er uns zeigt, wie die Kapitale und die Grundstücke nur unter der Bedingung produktiv sind, daß sie zu geachtetem Eigenthum werden; daß selbst der Arme dabei betheiligt ist, das Eigenthum der Reichen zu vertheidigen; daß er folglich betheiligt ist für die Aufrechthaltung der guten Ordnung, weil die Aufhebung derselben ihn um ein bleibendes Einkommen bringen würde. Studirt man die Staatswirthschaft, wie sie studirt zu werden verdient — und hat man einmal die Entdeckung gemacht, daß die nützlichsten Wahrheiten in ihr auf unumstößlichen Prinzipen ruhen: so hat man keine andere Bestimmung, als diesen Wahrheiten überall Eingang zu verschaffen. Vermehren wir also ihre natürlichen Schwierigkeiten nicht durch unnütze Abstraktionen. Beginnen wir nicht länger, wie die Staatswirthschaftslehrer des achtzehnten Jahrhunderts, mit den endlosen Erörterungen über das Rein-Produkt der Grundstücke. Beschreiben wir die Art und Weise, wie

die Thatsachen erfolgen, und legen wir die Kette, welche sie verbindet, offen dar! Alsdann werden unsere Schriften eine große praktische Nützlichkeit gewinnen, und das Publikum wird Schriftstellern, welche, wie Sie, so große Mittel zur Aufklärung desselben vereinigen, großen Dank schuldig seyn.

(Fortsetzung folgt.)

# Was fordert die Politik

in dem

## gegenwärtigen Verhältnisse Europa's zu Amerika?

*Τ'ετω γὰρ τῷ τρόπῳ πᾶν τὸ θνητὸν σώζεται, ἐ τῷ παντάπασι τὸ αὐτὸ ἀεὶ εἶναι, ὥσπερ τὸ θεῖον, ἀλλὰ τῷ τὸ ἀπιὸν καὶ παλαιωμενον ἕτερον νέον ἐγκαταλέιπειν, οἷον αὐτὸ ἦν.*

Plato in Symposio.

---

Herr von Pradt sagt in der Vorrede zu seinem „Europa und Amerika im Jahre 1821:"

„Man geräth in die Versuchung zu glauben, daß die Geister in demselben Maße zusammenschrumpfen, worin die Bühne sich vergrößert. Was in Mexiko geschehen ist, dürfte leicht das Wichtigste seyn, sowohl für das laufende Jahrhundert, als für viele darauf folgende. Dennoch achtet man darauf weniger, als auf die Absetzung eines Präfekten, oder eines Divisions-Chefs in irgend einem Ministerium. Wer hätte wohl einen Blick, wer eine noch so vorübergehende Aufmerksamkeit für Amerika übrig? Man thut als sei es gar nicht vorhanden, oder, wie La Fontaine sagt, ein Spaß. Wahrlich man würde Mühe haben, in Paris vier Leute zusammenzubringen, die sich mit Amerika beschäftigen."

Doch nicht von den Bewohnern der Hauptstadt Frankreichs allein läßt sich dies sagen; es gilt eben so sehr von den Bewohnern Londons, St. Petersburgs, Wiens, Ber-

lins, und welche Hauptstädte der europäischen Welt man sonst noch nennen möge. Was dem Europäer am meisten unbekannt geblieben ist, dürfte nichts Anderes seyn, als das sittliche, oder gesellschaftliche Verhältniß des von ihm bewohnten Erdtheils zu Amerika. Nicht, daß man im Allgemeinen das Daseyn eines solchen Verhältnisses geleugnet hätte; man gab sogar sehr bereitwillig zu, daß ein sehr wesentlicher Theil der Fortschritte, welche Europa in der Entwickelung seiner gesellschaftlichen Kräfte seit drei Jahrhunderten gemacht hat, auf die Rechnung der Entdeckung Colombs gebracht werden müsse. Hierbei blieb man jedoch stehen. Was man gar nicht in Betrachtung zog, war die Art des Verhältnisses, worin man zu dem neuen Welttheil getreten war. Eben deßwegen blieb man unbekümmert um die Frage: ob, und wie lange dies Verhältniß fortdauern könne?

Angefangen hatte Amerika damit, daß es der Leibeigene Europa's geworden war. Diesen Stand schien es für alle Zeiten bewahren zu müssen, um Europa nützlich zu seyn. Um anders zu urtheilen, hätte man vertrauter mit dem, über alle gesellschaftliche Erscheinungen waltenden Entwickelungs-Gesetze seyn müssen, als der theologische und metaphysische Zustand der Wissenschaft es gestattete. Zwar brauchte man nur das Sprichwort zu beherzigen, nach welchem aus Kindern Leute werden; allein, indem man sich nicht getraute, eine so einfache Erfahrung auf die westliche Halbkugel anzuwenden, konnte die Ueberraschung nicht ausbleiben, welche mit der Empörung der nord-amerikanischen Kolonien Englands eintrat: eine Ueberraschung, auf welche, nach einem Menschenalter, der Abfall

der spanischen und portugiesischen Kolonien Amerika's von ihren Mutterländern auf eine so unabtreibliche Weise folgte, daß man sagen kann, Europa selbst habe durch seine falsche Politik diesen Abfall erzwungen. In Wahrheit, mit einer vollständigeren Auffassung des Verhältnisses von Europa zu Amerika, kann man sehr leicht auf den Gedanken gerathen, daß der französische Revolutions-Krieg nur eine Fortsetzung des nord-amerikanischen Freiheitskrieges gewesen sei, und keinen anderen Naturzweck gehabt habe, als die Unabhängigkeit der spanischen und portugiesischen Kolonien von den Bestimmungen der Mutterländer zu bewirken. Mit dieser Ansicht wird Napoleons Schwert zu einer Hebammen-Scheere, welche die Schnur zerschneidet, wodurch das Kind an der Mutter hängt.

Wie man hierüber auch urtheilen möge: unmöglich ist es, sich gegen das große Resultat zu verblenden, welches der Kampf zwischen Frankreich und England auf der pyrenäischen Halbinsel herbeigeführt hat. Frei von den Verfügungen Spaniens und Portugals, ist Amerika aus dem Zustande eines Leibeigenen in den eines Freien eingetreten. So lange es Kolonie war, mußte es sich die Anordnungen gefallen lassen, welche auf die Verewigung seiner Abhängigkeit abzweckten; Guardacostas regelten seinen Handel, und in seine übrige Betriebsamkeit durfte es nur das aufnehmen, was den Gewinn der Kaufherren zu Cadiz und Lissabon nicht mit Abbruch bedrohete. Gegenwärtig, wo dies wegfällt, darf es sich jeder Kraftanwendung, welcher Art diese auch seyn möge, hingeben; und wie mannichfaltig auch die Hindernisse seyn mögen, die sein gesellschaftlicher Zustand in diesem Augenblick einer freien Kraft-

entwickelung entgegengestellt: so läßt sich doch darauf rechnen, daß, im Verlauf der Zeit, diese Hindernisse je mehr und mehr verschwinden werden. Und ist es erst dahin gekommen, d. h. wird es nicht länger danieder gehalten durch Einrichtungen, welche, anstatt, ihrer Bestimmung gemäß, zu beleben, nur unterdrücken und tödten, so wird sich ja zeigen, bis zu welchem Grade die von Europa diesseits und jenseits der Erdenge von Panama verpflanzten Naturgüter an Ausbreitung gewinnen können; und nicht diese allein, sondern auch die mannichfaltigen Erfindungen, deren Produkte sich die Bewohner Amerika's bisher nur durch den Handel aneignen konnten.

Was keinem Zweifel unterliegt, sind — die klimatischen Vorzüge, welche Amerika vor Europa hat: Vorzüge, die es mit sich bringen, daß in diesem Welttheile alles gedeiht, was dem Menschen nützlich ist, und die menschliche Gesellschaft von einer Entwickelungsstufe zur andern erhebt. Das Pferd, das auf dem westlichen Kontinente vor der Besitznahme spanischer Abenteurer gänzlich unbekannt war, ist in Nord-Amerika zu einem nützlichen Hausthier für Wagen und Pflug geworden, und gegenwärtig ist es so verbreitet, daß es auf den weiten Steppen des südlichen Amerika wild umherschwärmt, und tapferen Indianern im Innern Peru's und Chili's zur Vertheidigung ihrer Freiheit dient. Vor der Entdeckung und Eroberung war weder in den weiten Gebieten der Azteken, noch in denen der peruvianischen Inka's, noch unter den Jägervölkern Brasiliens die Pflege milchgebender Thiere bekannt; jetzt hingegen ist das Rindvieh so verbreitet, daß es zum Theil wieder wild geworden ist, und daß Buenos-Ayres, Jahr aus

Jahr ein, die schönsten Häute nach Europa sendet. Von den europäischen Brotkorn-Arten hatte die Natur den Bewohnern Amerika's nur den Mais verliehen. Wie ganz anders jetzt! Hafer, Gerste, Roggen und Weizen gedeihen überall, der letztere so ausnehmend, daß, wenn in den gesegnetsten Fluren Spaniens, Frankreichs und Deutschlands von dieser Getreideart im Durchschnitt das sechs- bis achtfache Korn gewonnen wird, im nördlichen Mexiko 17, im südlichen 24, am Platastrom 12 Körner auf ein Korn Aussaat gewonnen werden. Welche Grundlage für eine wachsende Bevölkerung! Mit gleich glänzendem Erfolge ist die europäische Weinrebe nach Amerika verpflanzt worden, wo sie in Virginien, am Ohio und in Mexiko einen Ertrag giebt, der, um große Aufmunterungen in sich zu schließen, nur des Augenblicks harrt, wo die europäische Zufuhr wegfällt. Dasselbe ist der Fall mit dem Oelbaum, der in Neu-Spanien in einzelnen Plantagen vortrefflich gedeihet; und wer möchte daran zweifeln, daß Amerika eine Fülle von Seide erzeugen würde, wenn die Versuche, welche schon Cortes machte, nicht durch die eifersüchtige Politik der spanischen Regierung gehemmt worden wären? Die, aus Spanien in älterer Zeit verpflanzten Schaafe liefern eine Wolle, welche an Feinheit und Weiche der besten europäischen gleich kommt, nur daß die Schaafzucht sich bisher auf das Königreich la Plata beschränkt hat. An Flachs und Hanf und Bauholz zum Schiffsbau, haben Kanada, die beiden Carolinen und Neu-Spanien Ueberfluß, und die Goldfrüchte hesperidischer Gärten, finden sich in den Tropenländern Amerika's, bei gleicher Güte, in größerer Menge, als in den Südländern Europa's. Man

bringe dabei in Anschlag, daß die Natur diesen Erdtheil mit Vegetabilien ausgestattet hat, die, wenn von nährender Substanz die Rede ist, alles übertreffen, was Europa liefert. Dahin gehört der Bananenbaum, die Maniok-Wurzel, der Mais, vor allem aber die Kartoffel, die, nach Europa verpflanzt, ein so großes Resultat für Bevölkerung und Betriebsamkeit geliefert hat. Dem, an edlen Metallen so überreichen westlichen Kontinente fehlt kein nützliches Metall niederer Art: in Brasilien sind ganze Bergketten voll Eisengesteins entdeckt worden, deren Benutzung nicht ausgeblieben ist; und eine sorgfältigere Bearbeitung der Queckfilber-Adern Mexiko's hat, wie man weiß, schon jetzt die Zufuhr von Idria entbehrlich gemacht. Buenos Ayres versendet das in den Gebirgen la Plata's gewonnene Kupfer und Zinn; und wem wäre es unbekannt, das St. Domingo einen Ueberfluß an Blei, Steinkohlen, Marmor und Porphyr hat? Kein Jahr verstreicht, worin Amerika's Bewohner ihres Naturreichthums nicht je mehr und mehr inne werden; und wer vermag zu sagen, bis zu welchem Grade ihre Unabhängigkeit von europäischen Natur- und Kunsterzeugnissen gedeihen kann?

Befindet sich Europa in derselben Lage?

Und welche Wege müssen eingeschlagen werden, wenn Europa mit der Zeit nicht hinter Amerika zurückbleiben soll?

Was die erste dieser Fragen betrifft, so schließt es keine Uebertreibung in sich, zu behaupten, daß Europa Amerika's unendlich weniger entbehren kann, als Amerika Europa's. Die lange Dauer des Kolonial-Verhältnisses, worin jenes zu diesem stand, hat nichts so nothwendig gemacht, als daß amerikanisches Produkt dem Europäer zum

Bedürfniß geworden ist — und zwar in einem so hohen Grade, daß sich nicht begreifen läßt, wie er sich jemals von demselben wieder lossagen will. Auf jeden Tritt und Schritt stoßen wir auf amerikanisches Natur-Produkt. Die Zimmer unserer Begüterten, und selbst die Prunkzimmer der mittleren Klassen — sind sie nicht angefüllt mit Möbeln und Geräthschaften, zu welchen das südliche Amerika und die Bahama-Inseln das Material geliefert haben? Wie die einheimischen Holzarten durch die köstlicheren ausländischen verdrängt worden sind, eben so ist der Krapp durch die Kochenille, der Waid durch den Indigo in einem hohen Grade verdrängt worden. Um nichts zu sagen von dem Mais und der Kartoffel, weil diese Vegetabilien in Europa dergestalt einheimisch geworden sind, daß sie nicht mehr aus Amerika bezogen werden — bis zu welchem Grade ist nicht der Reis ein allverbreitetes Nahrungsmittel geworden — ein Nahrungsmittel, das man sich selbst in den geringeren Haushaltungen nicht versagt! Kaffee, Zucker, Melassen, Rum, Taback, Baumwolle sind allerdings Gegenstände, die im Nothfall entbehrt werden können; allein sie sind seit Jahrhunderten zu einem Bedürfniß geworden, das, wenn es verdrängt werden soll, nur sehr allmählig verdrängt werden kann. Für den Italiäner und den Bewohner der pyrenäischen Halbinsel ist die Konsumtion der Chokolate und der Würze, welche diese in der Vanille von den Bergen Mexiko's und Peru's erhält, so sehr Lebensweise geworden, daß beide sich sehr unglücklich fühlen würden, wenn sie darauf zu verzichten genöthigt würden. Man bringe endlich in Anschlag, wie groß die Zahl der kostbaren Apotheker-Waaren ist, welche Amerika

liefert, und welche, von der Medizinal-Wissenschaft für unentbehrlich erklärt, nicht eher werden verdrängt werden, als bis das System der Homöopathen ein solches Uebergewicht erhalten hat, daß von der üblichen Heilmethode nicht mehr die Rede seyn kann! Kurz: die Produkte der amerikanischen Welt sind in einer solchen Mannichfaltigkeit und Fülle in die europäische eingedrungen, und haben sich so nothwendig gemacht, daß Europa eben so sehr aus Amerika, als aus sich selbst lebt; und bewirkt ist dies wesentlich dadurch, daß Amerika Jahrhunderte lang zu Europa in dem Verhältniß eines Leibeigenen oder Erbunterthänigen stand, der keine andere Bestimmung hat, als die Wünsche und selbst die Gelüste seines Herrn zu befriedigen.

Ist aber einmal die Rede von der Abhängigkeit, worein Europa zu Amerika gerathen ist: so muß noch ein letzter Punkt ins Auge gefaßt werden, und dieser dürfte von allen der wichtigste seyn.

Was im sechzehnten Jahrhundert ganz vorzüglich zur Unterjochung Amerika's einlud, war die Entdeckung, daß dieser Welttheil einen Ueberfluß an edlen Metallen in sich schloß. Der Erfolg blieb nicht aus; und die natürliche Wirkung desselben war, daß Europa seine eigenen Gold- und Silbergruben zu vernachlässigen begann, nachdem es vortheilhafter geworden war, edle Metalle durch den Handel zu erwerben. Auch über diese Wendung der Dinge entschied das Kolonial-Verhältniß Amerika's zu Europa; und zwar auf eine doppelte Weise: einmal, sofern die Mutterländer (Spanien und Portugal) von den Kolonien einen baaren Tribut bezogen, welcher auf 35 Millionen harter Piaster jährlich abgeschätzt worden ist; zweitens, sofern die

Kaufleute von Cadiz und Lissabon im Grunde nur die Agenten der englischen, französischen und deutschen Kaufleute und Fabrikanten waren, ohne irgend eine andere Bestimmung zu haben, als das nicht-spanische und nicht-portugiesische Produkt in Amerika gegen Gold und Silber umzusetzen. Auf diese Weise gingen die Schätze Mexico's und Perus, gleich unfruchtbaren Wolken, über das Gebiet der Spanier und Portugiesen hin, um sich da zu ergießen, wo sie von dem Kunstfleiß angezogen wurden.

Was sich nun gar nicht leugnen läßt, ist, daß die Fortschritte, welche Europa in Kunst und Wissenschaft während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gemacht hat, so wie die weit getriebene Theilung der gesellschaftlichen Arbeit, welche das Resultat dieser Fortschritte geworden ist, unerklärlich seyn würden, wenn der, aus amerikanischen Bergwerken hergeleitete Geldstrom sich nicht in alle die Kanäle ergossen hätte, durch welche ein Welthandel allein möglich wird. So lag denn in Spaniens und Portugals, durch einen nur allzu reichen Kolonial-Besitz erworbener Schwerkraft das wahre Foment der Betriebsamkeit des übrigen Europa. Dabei begreift sich jedoch, wie dies nicht länger vorhalten konnte, als das Kolonial-Verhältniß dauerte. Als dieses aufhörte, mußte sich alles anders gestalten. Was man auch dagegen einwenden möge: nur allzu leicht konnte der Fall eintreten, daß über das Bedürfniß hinaus produzirt wurde, und daß Stockungen aller Art entstanden. Um nützliche Gewerbe in Gang zu erhalten, blieb schwerlich etwas Anderes übrig, als den je mehr und mehr verschwindenden Metall-Strom durch repräsentative Zahlmittel zu ersetzen, und die Steuerlast

durch Anleihen zu erleichtern: Mittel, welche, wie viel sie auch für den Augenblick leisten mögen, sich nicht mit einer anhaltenden Anwendung vertragen, weil der gesellschaftliche Friede nur gesichert werden kann, einerseits durch die gleichmäßige Wirksamkeit eines reellen Tauschmittels, andererseits durch die Erträglichkeit der aufgebürdeten Lasten. Die inneren Verhältnisse der europäischen Staaten sind also wesentlich dadurch erschüttert, daß das Kolonial-Verhältniß, worin Amerika ehemals zu Europa stand, mit allen den Vortheilen und Vorzügen verschwunden ist, die sich an dasselbe knüpften — hauptsächlich aber dadurch an dasselbe knüpften, daß Amerika die ihm geleisteten Dienste durch Gold und Silber vergütete.

In Wahrheit, man begreift etwas von den Bewegungen in der europäischen Welt, wenn man sie als Wirkungen betrachtet, die ihre Ursache in dem abgeänderten Verhältnisse Amerika's zu Europa haben.

Wie hätte Spanien seinem alten Gesellschafts-Systeme getreu bleiben können, nachdem das Fundament desselben — ein unermeßlicher Kolonial-Besitz — verloren gegangen, und jede Bemühung zur Wiederherstellung desselben vergeblich geworden war! Nur der Tribut Amerika's setzte seine Könige in den Stand, die Zerrissenheit des Landes in feindselig gesinnte Provinzen zu ertragen, und das Elend zu dulden, das sich an den reichen Grundbesitz einer Geistlichkeit knüpfte, deren Vortheil auf der Verewigung von Wahnbegriffen beruhete. Dies mußte ein Ende nehmen, sobald der Verlust der Kolonien entschieden war. Daher das Emporkommen einer Ahnung von besserer Ordnung, ausgesprochen in konstitutionellen Ideen, über welche sich keine Re-

chenschaft geben ließ. So sind von 1814 an bis zum Tode Ferdinands des Siebenten die Jahre zum Theil unter heftigen Krämpfen verflossen. Welche Wirkungen die Aufhebung des salischen Gesetzes hervorbringen wird, will abgewartet seyn. Die Autorität einer dreijährigen Königin unter der Vormundschaft ihrer Mutter, schließt eine nur allzu schwache Garantie für das Gelingen nothwendiger Reformen in sich. Zwar führt diese Königin den Namen Isabella, um zurückzuerinnern an jene große Fürstin, unter welcher die Mauren aus Spanien vertrieben, Amerika entdeckt und das Königreich Neapel erobert wurde; allein ist mit diesem Namen wohl jener Erzbischof von Toledo gegeben, vor dessen Macht sich ganz Spanien beugte: jener Kardinal Ximenes, dessen Entschlossenheit, gestützt auf die Schrecken der Inquisition, nichts von dem zurückwies, was er für nothwendig erkannt hatte? Wir möchten nicht behaupten, daß alles besser stehen würde, wenn das salische Gesetz unerschüttert geblieben wäre: doch sehen wir in einem Martinez de la Rosa, einem Toreno u. s. w. nur die ersten Anfänger eines Werks, das vielleicht erst nach zwei Menschenaltern beendigt seyn wird; so groß erschienen uns die Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen, wenn Spanien je dahin gelangen soll, das in sich selbst zu finden, was es in Amerika verloren hat.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf Portugal!

Sind nicht, seit fast einem Menschenalter, alle widerwärtigen Schicksale dieses Königreichs aus dessen Kolonial-Besitz hervorgegangen? Die von Napoleon Bonaparte beabsichtigte Zerstückelung Portugals, wurde nur durch die Rebellion verhindert, welche eine Folge der gewaltsamen

Ver-

Versetzung der spanischen Bourbons nach Frankreich war: eine Rebellion, welche, von England unterstützt, nur durch den ersten Sturz des französischen Kaisers im Jahre 1814 beendigt werden konnte. Was Portugal während dieser langen Krisis litt, geht über alle Schilderung hinaus. Dennoch trat auf der Stelle eine noch schrecklichere ein; denn durch die Versetzung des Hauses Braganza nach Brasilien war nichts ungewisser geworden, als das Verhältniß Portugals zu dieser großen Kolonie, so daß es, mehre Jahre lang, das Ansehn gewann, als sollte der bisherige Mutterstaat in eine Kolonie Brasiliens verwandelt werden. Diese Ungewißheit hörte nicht eher auf, als bis Johann der Sechste, von den Brasilianern vertrieben, sich zu einer Rückkehr nach Portugal genöthigt sah, und, um Brasilien nicht gänzlich einzubüßen, die Verwaltung desselben seinem ältesten Sohne Don Pedro anvertraute, der, bald nach der Entfernung seines Vaters, den Titel eines brasilianischen Kaisers annahm.

Die Trennung der Kolonie vom Mutterstaate war hierdurch entschieden; und was Portugal dadurch verlor, konnte nur durch Einrichtungen ersetzt werden, welche ein reicher Kolonial-Besitz bis dahin überflüssig gemacht hatte. Johann der Sechste, der dies sehr lebhaft fühlte, ging damit um, seinem Erbkönigreiche eine seiner veränderten Lage angemessenere Verfassung zu geben, als er in Gefahr gerieth durch seinen zweiten Sohn, Don Miguel, entthront zu werden. Glücklicherweise wurde diese Missethat durch die Autorität des französischen Gesandten hintertrieben, und Johann der Sechste von dem brittischen Kriegsschiff, auf welches er sich geflüchtet hatte, auf den Thron zurückge-

führt. Dagegen mußte der rebellische Sohn ins Ausland wandern, wo er bis zum Tode seines Vaters blieb.

Vermöge eines mit der Entstehung der Monarchie im innigsten Zusammenhange stehenden Erbfolge-Gesetzes, hatte Portugal nach Johanns des Sechsten Tode seinen Suverän in Don Pedro, Kaiser von Brasilien, der es zwar verschmähete, König von Portugal zu werden, nichts desto weniger aber das verschmähete Königreich mit einem neuen Staatsgrundgesetze beschenkte, und, um die hergebrachte Erbfolge nicht zu unterbrechen, seine älteste Tochter Maria de Gloria (damals ein Kind von acht Jahren) zur Königin von Portugal ernannte. An diesem verhängnißvollen Faden spannen sich die weiteren Schicksale des Königreichs fort. Der Infant Don Miguel, zum Gemahl seiner Nichte erkoren, kehrt von Wien (seinem Verbannungsorte) über London nach Lissabon zurück, wo seine Parthei ihn mit Entzücken empfängt. Diese ruht nicht eher, als bis Don Miguel das Staatsgrundgesetz seines Bruders vernichtet und den Thron für sich usurpirt hat. Umstände begünstigen dies Unternehmen; doch die Weltbühne verändert sich. In Frankreich bricht eine Revolution aus, die ihren Wiederhall selbst in Brasilien findet. Wie Karl der Zehnte aus Frankreich, so wird Don Pedro aus Brasilien vertrieben. Als Herzog von Braganza langt der brasilianische Kaiser in Europa an, und läßt es sein erstes Geschäft seyn, Frankreich und England für die Wiederherstellung der durch seinen Bruder gestörten Erbfolge-Ordnung zu gewinnen. Da ihm dies gelingt, so hebt in Portugal ein Bruderkrieg an, der, nach mancherlei Wechseln, sich in diesen Tagen mit der Vertreibung Don Miguels geendigt hat.

Die europäische Welt genießt seitdem das nie gesehene Schauspiel, eine vierzehnjährige Königin unter der Vormundschaft ihres sechs und dreißigjährigen Vaters auf dem portugiesischen Thron zu sehen; und bedarf es wohl mehr, als dieser, wo nicht unnatürlichen, doch auffallenden Erscheinung, um das Verhältniß, worin Portugal zu Brasilien gestanden hat, als verhängnißvoll zu betrachten? Für die Durchführung seiner konstitutionellen Ideen hat Se. Kaiserl. Maj. der Herzog von Braganza den Anfang mit einer Aufhebung der Ordensgeistlichkeit und mit einer Konfiskation ihrer Ausstattung in liegenden Gründen gemacht: allerdings ein entscheidendes Mittel den gesellschaftlichen Zustand Portugals von Grund aus zu verändern, doch sicherlich sehr wenig geeignet, um neue Krisen abzuwenden.

Was sich von Jedem, der die Erscheinungen der Vergangenheit nach ihren Ursachen erforscht hat, gar nicht in Zweifel ziehen läßt, ist, daß alles, was im neunzehnten Jahrhundert auf der Pyrenäischen Halbinsel vorkommen kann, seinen letzten Grund in dem veränderten Verhältniß Spaniens und Portugals zu der amerikanischen Welt haben wird.

Doch dürften die Veränderungen, welche dem gesellschaftlichen Zustande Europa's bevorstehen, hierin nicht abgeschlossen seyn.

Wer die Beziehungen kennt, worin Frankreich und England durch jene Halbinsel zu Amerika das achtzehnte Jahrhundert hindurch gestanden haben, gelangt ohne Mühe zu der Anschauung, daß beide Reiche Umwandlungen entgegen gehen, welche von dem, was sie bisher gewesen

sind, sehr wenig übrig lassen werden: Umwandlungen, deren letzter Grund kein anderer seyn wird, als die Unabhängigkeit des westlichen Kontinents. Was beabsichtigte Ludwig der Vierzehnte, als er Frankreichs ganze Kraft aufbot, um Philipp von Anjou nach dem Tode Karls des Zweiten, letzten männlichen Sprößlings des österreichisch-spanischen Hauses, auf den spanischen Thron zu bringen? Nichts Anders, als das Produkt Amerika's, in welcher Gestalt sich dieses auch darstellen mochte, auf Frankreich abzuleiten, d. h. große Handelsvortheile zu gewinnen: Vortheile, zu welchen durch Kolberts Bemühungen um die Erweiterung der französischen Betriebsamkeit ein fester Grund gelegt war. Jener König würde seinen Zweck erreicht haben, wenn er in der brittischen Regierung nicht eine Nebenbulerin gefunden hätte, die, dasselbe Ziel verfolgend, bei der Wahl ihrer Mittel mit größerer Ueberlegung zu Werke ging. Obwohl nun Ludwig der Vierzehnte seine Dynastie nach Spanien verpflanzte, so trug England doch den Sieg davon dadurch, daß es sich in Besitz von Gibraltar setzte, und von diesem Augenblick an den Handel von Cadiz beherrschte. Der Methuen-Traktat, den es wenige Monate zuvor (am Schlusse des Jahres 1803) mit Portugal abgeschlossen hatte, sicherte ihm zugleich das Produkt Brasiliens; und so geschah es, daß, während Frankreich seiner Schuldenlast erlag, und sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur durch eine Revolution Erleichterung verschaffen konnte, England durch die Fortschritte, die es in seiner Betriebsamkeit machte, zu einer Stärke gedieh, welche unerschütterlich schien, bis der Zeitpunkt eintrat, wo, in Folge einer zu weit getriebenen Nebenbulerei, Ame-

rika unabhängig wurde, und Giberaltar, als Stützpunkt des gegen Cadiz gerichteteten Hebels, seinen Werth verlor.

Alle Vortheile des Monopols (des von Spanien ausgeübten direkten eben so sehr, als des von England ausgeübten indirekten) waren, wie auf Einen Schlag, vernichtet; und sollten gewohnte Bedürfnisse nicht unbefriedigt bleiben, so mußte das, was bis zum Abfall der spanischen Kolonien mit einem geringen Aufwand von Kraft und Zeit aus der Nähe bezogen war, mit einem sehr bedeutenden Aufwande von beiden aus weiter Ferne bezogen werden. Die spanischen Amerikaner ihrerseits würden große Thoren gewesen seyn, wenn sie dem Vortheil entsagt hätten, der für sie aus dem freiesten Verkehr entstand. In Wahrheit, was konnte ihnen mehr zu Statten kommen, als eine Konkurrenz von Verkäufern, denen amerikanisches Produkt Bedürfniß geworden war, sogar für die fortgesetzte Produktion solcher Gegenstände, die sie nach Amerika brachten? Daß dies alles auf Englands Fabriken und Manufakturen nachtheilig zurückwirkte, begreift jeder, der eine klare Vorstellung von dem Zusammenhange hat, worin die gesellschaftlichen Thätigkeiten mit einander stehen. Die Rückwirkung der geschwächten Thätigkeiten auf das Steuer-Produkt konnte nicht ausbleiben. Aufgeben mußte man ein System, das man, um seiner Bequemheit willen, gern noch Jahrhunderte lang beibehalten hätte — das System der Anleihen. Selbst der Gegensatz desselben konnte nicht zurückgewiesen werden. So dachte man denn ernstlich auf Ersparungen; und da diese nicht eintreten konnten, ohne die gesellschaftlichen Einrichtungen einer Revision zu unterwerfen, welche den Zweck hatte, das Nützliche von dem Un-

der-Nützlichen zu sondern, so konnten auch Reformen nicht ausbleiben. Wie weit es mit diesen gekommen ist, braucht nicht gesagt zu werden, da es sich hier nur darum handelt, die Quelle zu bezeichnen, aus welcher sie abgeflossen sind und künftig abfließen werden. William Pitt rechtfertigte alle seine Maßregeln durch seine Achtung für das, was er den alten gesellschaftlichen Zustand Europa's nannte: einen Zustand, den er zu erhalten wünschte. Was dieser Staatsmann darunter verstand, erräth man ohne Mühe. Was ist jedoch aus allen den Anstrengungen, in welche er England geworfen hat, nach einem Menschenalter hervorgegangen? Man erinnere sich der Rede, wodurch Lord Gray im Oberhause am 6. Juni d. J. seine Reformen rechtfertigte! Er sagte: „Zeit und Alter werden meinem Amte bald ein Ziel setzen; und ich würde daher gern Gelegenheit genommen haben, auf meine Entlassung anzutragen, wenn nicht eine gebieterische Pflicht gegen den König es von mir verlangt hätte, denselben in dieser Krisis nicht zu verlassen, da die Auflösung des Ministeriums in diesem Augenblicke nicht ohne Ungelegenheiten, ja nicht ohne Gefahr hätte geschehen können, und sie überdies die in der Verhandlung begriffenen Maßregeln des Landes gehemmt, und diejenigen ganz vereitelt haben würde, die sich als höchst nöthig zeigen. Dies sind die Gründe meines Verfahrens, und ich glaube meine Pflicht gethan zu haben, indem ich niemals im Widerstreit gegen den Geist der Zeit, sondern in Uebereinstimmung mit demselben gehandelt habe. Napoleon sagte zu seinen Gefährten auf St. Helena: „„Ich bin gefallen, nicht durch die gegen mich gerichteten Kombinationen, sondern weil ich mich dem Geiste der Zeit wi-

versetzte. Die Bourbonen werden eine Zeit lang in Uebereinstimmung mit diesem Geiste handeln, dann aber in ihre alte Gewohnheiten zurückfallen, und die unwiderstehliche Macht des Zeitalters wird sie vernichten; dasselbe Schicksal aber werden alle alte Regierungen Europa's haben, wenn sie ihre Politik nicht den Forderungen der Zeit anbequemen wollen...."

Worte dieser Art — man darf es dreist behaupten — sind früher niemals aus dem Munde eines brittischen Premier-Ministers vernommen worden; ihren vollen Sinn aber faßt nur Derjenige, der zu ermessen versteht, was die Freiwerdung Amerika's für diejenigen Staaten Europa's in sich schließt, die durch ihre gesellschaftlichen Einrichtungen am meisten für die Beibehaltung des früheren Kolonial-Verhältnisses betheiligt waren, wie Portugal, Spanien, Frankreich und England.

Die Quadrupel-Allianz, welche diese vier Staaten vor Kurzem geschlossen haben, kann nur diejenigen in Erstaunen setzen, welche für die Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit keine andere Regel haben, als die Vergangenheit. Ein Angriff kann nicht der Zweck dieses Bündnisses seyn; denn, woher die Mittel dazu nehmen, ohne Alles aufs Spiel zu setzen? Auch Vertheidigung kann nicht der Zweck seyn; denn diese würde eine Bedrohung voraussetzen, welche nirgends vorhanden ist. Hiernach bleibt schwerlich etwas anderes übrig, als anzunehmen, daß die Verbündeten sich gegenseitig die Garantien gegeben haben, deren es für jeden Einzelnen von ihnen bedurfte, um nothwendig gewordene Reformen mit der nöthigen Freiheit aus- und durchzuführen. Es ist fast lächerlich, das Konstitu-

tionelle (als Gegensatz des Absoluten) geltend gemacht zu sehen, damit es nicht an einem Beweggrunde fehle, wodurch die neue Quadrupel-Allianz gerechtfertigt, oder wenigstens erklärt werde. Denn worin hätte dies Konstitutionelle wohl seinen Charakter? Am Tage liegt, daß, nach der Freiwerdung Amerika's, weder in Portugal, noch in Spanien, noch in Frankreich, noch in England irgend etwas von dem fortdauern kann, was seinen Bestand in dem früheren Leibeigenschafts- oder Erbunterthänigkeits-Verhältnisse Amerika's zu Europa hatte; und hieraus folgt ganz von selbst, daß, wenn die nothwendig gewordenen Umwandlungen oder Reformen gelingen sollen, es dazu eines freien Spielraums bedarf, welcher immer nur dadurch gewonnen werden kann, daß keine Störungen von außen her eintreten. In dieser Ansicht von der Sache ist die Quadrupel-Allianz so wenig ein Gegenstand der Befürchtung, daß man in die Versuchung gerathen könnte, ihre Entstehung zu segnen; zum wenigsten muß es Billigung finden, daß Anstalten getroffen worden sind, um die nur allzu leichte und dabei nur allzu gefährliche Verwandlung der Reform in Revolution zu verhindern, so weit dies möglich ist.

Welches aber auch der Erfolg der Quadrupel-Allianz seyn möge, deren wir hier nur im Vorbeigehen gedacht haben: immer liegt am Tage, daß Europa, ohne sich aufzuopfern, das Verhältniß, worein es seit einem Menschenalter zu Amerika gerathen ist, nicht länger ertragen kann. Alles ist darin zu seinem Nachtheil; vorzüglich durch den Umstand, daß es, um die ihm zum Bedürfniß gewordenen westindischen und amerikanischen Produkte zu erwerben, die

Erzeugnisse seiner Fabriken und Manufakturen verschleudern muß. Daher die zunehmende Verarmung der arbeitenden Klassen: eine Verarmung, welche durch die künstlichen Mittel, welche man ihr in einem Anleihe-System und in der Schöpfung des Papiergeldes entgegengestellt hat, mehr verstärkt als vermindert worden ist. Und wer möchte dafür einstehen, daß jener armselige Behelf, wir meinen die Verschleuderung, noch lange vorhalten werde? Europa hat der Zivilisations-Keime zu viele in Amerika abgesetzt, als daß die Entwickelung derselben ausbleiben könnte. Beschleunigt wird diese durch die häufigen Auswanderungen aus fast allen Theilen der europäischen Welt, welche keinen andern Zweck haben, als Amerika durch Kunstfertigkeiten zu bereichern. Ist nun in dieser Beziehung vollbracht, was sich schon jetzt mit so viel Bestimmtheit vorhersehen läßt, so ist nur ein doppelter Fall möglich: entweder der Europäer muß sich für seine Weine und Oele, für seine Leinen, Tücher, Hüte, Leder-, Eisen-, Glas- und Galanterie- oder Luxus-Waaren neue Wege des Absatzes verschaffen, um mit dem Werthe derselben das ihm zum Bedürfniß gewordene amerikanische Produkt gerade so zu bezahlen, wie er jetzt den Thee und andere chinesische und japanische Produkte bezahlt, oder er muß entbehren, was er nicht länger zu erwerben vermag, und aufhören, der Weltkönig in dem Maße zu seyn, worin er es bisher gewesen ist — oder vielmehr zu seyn geglaubt hat.

Wir glauben die erste der Fragen, die wir uns gestellt hatten, hinreichend beantwortet zu haben. Sie lautete, wie sich der Leser erinnern wird, dahin, daß ausgemittelt werden sollte, auf wessen Seite, nach errungener

Unabhängigkeit, der natürliche Vorzug sei, ob auf Seiten Amerika's oder Europa's? Wer nicht von Vorurtheilen geblendet ist, wird mit uns darin übereinstimmen, daß der Hauptvortheil, den Europa, drei Jahrhunderte lang, vor seiner Verbindung mit Amerika zog, auf dem Umstande beruhete, daß die edlen Metalle, wodurch es seine Industrie belebte, nicht als Waare zum Austausch gegen europäische Produkte, oder zur Bezahlung des Ueberschusses einer für Amerika angeblich nachtheiligen Handelsbilanz nach Europa kamen, wohl aber als ein Tribut, den die Kolonien der Mutterstaaten entrichteten. In der Natur der Sache lag, daß dieser Reichthum, indem es ihm auf der pyrenäischen Halbinsel an Anwendung gebrach, sich in tausend Kanälen über die mittleren, für die majestätische Trägheit des die Arbeit verachtenden Spaniers und Portugiesen wirksamen Staaten Europa's und aus diesen über alle Länder ergoß, welche Arbeitsstoff lieferten. Und eben so lag es in der Natur der Sache, daß dies Ergießen zum Stillstand kam, sobald die Bande aufgelöst waren, wodurch die Abhängigkeit Amerika's von den Mutterstaaten gesichert werden sollte.

Wir wenden uns jetzt zu der zweiten Frage, durch deren Beantwortung ermittelt werden soll, „was geschehen muß, wenn Europa in seiner Zivilisation nicht zurückgehen und sich mit der Zeit sogar den Anordnungen der amerikanischen Welt unterordnen will?"

Vor allem sei uns die Bemerkung gestattet, daß durch die Entdeckung Amerika's und durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien um die Südspitze von Afrika herum die Erforschung Europa's und die Bearbeitung sei-

ner natürlichen Hülfsquellen gehemmt, und den Gemüthern eine Richtung nach fremden Genüssen, so wie der Betriebsamkeit eine Tendenz nach Produktionen gegeben worden ist, die bei weitem mehr dem Luxus der neuen Weltkönige und dem Handel nach transatlantischen Eroberungen, als dem Bedürfnisse der Volksmassen und dem allgemeinen Wohlstande entsprachen: dem allgemeinen Wohlstande, der bei einem möglichst lebhaften Verkehr in der Nähe unwidersprechlich mehr gedeihet, als bei einem fernen Großhandel. Wie viel hätte sich seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nach Europa verpflanzen lassen, und wie kurzsichtig ist man bei der Verpflanzung der Kartoffel stehen geblieben, gerade als ob es sich nur um ein wirksames Mittel, die arbeitenden Klassen vor der Verzweiflung zu bewahren, gehandelt hätte! Es leidet keinen Zweifel, daß der Reis sich in allen europäischen Südländern in großer Fülle erzeugen läßt. Eben so wenig ist es zweifelhaft, daß das Zuckerrohr auf Sizilien, in Süd-Spanien und auf den benachbarten Inseln gedeiht. Man hat sich's zum Verdienst angerechnet, die Kaffeepflanze aus Arabien nach den westindischen Inseln und nach Isle de Bourbon verpflanzt zu haben; würde es aber nicht vortheilhafter gewesen seyn, die Bewohner Aegyptens und einiger griechischen Inseln zu diesem Anbau aufzumuntern? Auf eine auffallende Weise hat man sich die feineren Genüsse vertheuert; wie es scheint, nur um ihnen einen Monopolien-Preis zu bewahren, welcher, eben weil er dies war, sich nicht gleich bleiben konnte. In dieser Beziehung ist noch immer sehr viel nachzuholen; und wie gern man auch zugeben mag, daß einzelne Produkte der Tropenländer nie

werden akklimatisirt werden können, so muß man doch dafür streiten, daß, wie groß ihr Werth auch seyn möge, dieser nicht in einem so hohen Anschlag gebracht werden dürfe, daß der innere Friede der europäischen Welt ihm zum Opfer gebracht werden müsse.

Oder war es etwa nicht der Mühe werth, die europäische Welt mit neuen Produkten zu bereichern, um die Beziehungen, welche dieser Erdtheil in sich schließt, inniger und dauerhafter zu machen und den Krieg durch den Handel zu verdrängen?

Wie abschätzig auch hie und da über die europäische Welt geurtheilt werden möge: so läßt sich doch behaupten, daß sie, um herrlich und stark zu seyn, keines überseeischen Reichs bedürfe, und keines der Elemente ermangele, die zu einem würdigen Staaten- und Bürgerleben erforderlich sind. Vom Uralgebirge bis zum atlantischen Ozean, da, wo er die Wurzeln der algarbischen Berge bespült, und von dem nördlichsten Lappland bis zur äußersten Spitze Siziliens oder bis zum Fuße des alten Peloponesus, welche Verkettung köstlicher Gebiete! welcher Reichthum an Waldgebirgen, Seen und Strömen! welche Anzahl fruchtbarer Thäler! welche Ebenen voll gedeihlicher Nahrung! welche Fülle des Weines und des Oels! welcher Seegen von Triften und Heerden! welche Schatzkammern edlen Gesteins! welche Heilkraft der Gewässer! welche Klimate, in denen Strenge und Milde sich paaren, um den Urstamm, der in nachtumhüllter Vorzeit hierher verpflanzt wurde, zu nähren und zu erziehen, und ohne Verweichlichung den Sinn für Lebensfreuden zu kräftigen! Wo anders, als in Europa, blühen so schöne Geschlechter? Wo anders entfaltet sich die

edle Weiblichkeit so frei, und doch so still und häuslich, so reizend, und doch so züchtig und so würdig? Man sage immerhin: Europa sei veraltet; glauben wird dies nur der, welcher nicht weiß, daß die Natur ewig jung bleibt, weil sie sich aus sich selbst verjüngt. Aus Unverstand — wir sagen es gerade heraus — hat man Europa's Vermögen nach außen hin in eine Breite gezogen, die es nicht auszufüllen vermag; und die Folge davon ist keine andere gewesen, als daß es die ihm übrig gebliebenen Kräfte gegen sich selbst gekehrt hat, theils in blutigen Kriegen der Staaten gegen einander, theils in dem Kampfe der Selbstsucht und des Handelsneides. Freilich, wenn die Dinge also verbleiben sollen, ist jede Erhebung unmöglich, und der bisherige Weltkönig kann nur damit endigen, daß er gehorcht und entbehrt. Doch ein solcher Ausgang ist um so weniger zu fürchten, weil die Wissenschaft weit genug vorgeschritten ist, um dem, was Noth thut, Eingang zu verschaffen. Die Idee Eines europäischen Staatskörpers ist nicht länger eine politische Ketzerei, ein phantastischer Gedanke, den man bekämpfen oder verlachen kann; und aus Armuth Reichthum filtriren zu wollen, ist glücklicherweise zu einer Absurdität geworden.

Erkannt wird die physische Einheit Europa's, dessen Ströme und Berge sich durch verschiedene Länder hinziehen, während diese durch dasselbe Meer bespühlt werden, das im Norden und Süden sich enge Pässe gebrochen hat, gleichsam um zu allen Völkern zu gelangen und alle seiner Wohlthaten theilhaftig zu machen. Bedarf es noch mehr, als dieses Fingerzeiges der Natur, um sich zu der Idee politischer Einheit zu erheben? Zwar wird diese sich

niemals darstellen lassen in einer Zentral-Regierung; allein steht es wohl so schlecht um den allgemeinen Aufklärungsgrad in Europa, daß man daran verzweifeln muß, ein Gemeinwesen emporkommen zu sehen, das, von gemeinschaftlichen Grundsätzen geleitet, nach außen hin eine würdige Stellung behauptet, während es die Verletzungen, welche von seinen eigenen Bestandtheilen herrühren können, durch seine Gesammtkraft abwendet oder beseitigt? So lange Amerika zu Europa in dem Verhältniß einer Kolonie zum Mutterlande stand, und die europäische Politik keine andere Aufgabe zu lösen hatte, als dies Verhältniß zu bewahren, war vielleicht nichts natürlicher, als was wir das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch erlebt haben: jenes Gemisch von Sympathie und Antipathie, das sich überall kund gab, und unter der Benennung eines Gleichgewichts-Systems nichts Geringeres in sich schloß, als einen ewigen Krieg. Monopolismus und Prohibitismus waren davon unzertrennlich; und so gab es denn Verbote der Einfuhr und der Ausfuhr, Sperren von Häfen und Flüssen, monopolistische Handels-Kompagnien, vom Privilegium aufrecht erhalten, und neben diesen noch Fabrik-Systeme, um widersinnig hervorzubringen, was der Nachbar wohlfeiler geliefert haben würde, wenn man ihm dafür das Produkt des eigenen Bodens in veredelter Gestalt hätte abtreten wollen.

Dies alles aber konnte nur so lange vorhalten, als Monopolismus und Prohibitismus Mittel waren, Amerika in der Abhängigkeit von den Mutterstaaten zu erhalten. Aufhören mußte es von dem Augenblick an, wo die Kraft jener Mittel erschöpft war, und von einer egoistischen

Ausbeutung eines Welttheils nicht länger die Rede seyn konnte. Daher das Emporkommen der besseren Grundsätze für Politik und Staatswirthschaft; daher das allgemeine Streben der europäischen Gesellschaften, sich von den Hindernissen zu befreien, welche die Produktion bisher gehemmt haben, als da sind: Ausnahmen von der Zuziehung zu den allgemeinen Lasten; Ungleichheit des Münzfußes; Verschiedenheit der Maße und Gewichte; Mangel an inländischen Kommunikationen; Fortdauer der sogenannten Jagdgerechtsame, so wie der Frohndienste, sofern sie unter der Benennung von Personal- und Real-Servituten fortbestanden; endlich Zunft- und Gewerbszwang. Man sage dagegen was man wolle: Alle gesellschaftlichen Bewegungen der europäischen Welt haben seit fast zwanzig Jahren ihren Grund nur in dem veränderten Verhältnisse Amerika's zu Europa. Der Zusammenhang zwischen beiden kann verkannt werden; und welcher Verständige möchte sich, bei der Größe der Begebenheit, darüber wundern, daß er verkannt, wenigstens nicht hinreichend gewürdigt wird? Allein er ist deßhalb nicht weniger da; und da alle große Begebenheiten zu Prinzipen werden, denen man sich nicht versagen kann, so ist es kein Gegenstand des Erstaunens, wenn auf allen Punkten Europa's etwas vorgeht, was dem gegebenen Prinzip entspricht. Die größere oder geringere Klarheit des Bewußtseyns, womit gehandelt wird, entscheidet nur über den Erfolg der Handlung, nicht über die Nothwendigkeit derselben; und die Unerträglichkeit des Joches ist in der Regel das Einzige, was zur Abschüttelung desselben treibt.

Im Allgemeinen läßt sich mit hoher Sicherheit an-

nehmen, daß der Verlust jener Herrschaft, welche Europa drei Jahrhunderte hindurch über Amerika ausgeübt hat, die glückliche Folge haben werde, daß unser Welttheil sich zu einer klareren Anschauung von sich selbst erhebe, als ihm bisher eigen war. Was seine Einheit und Harmonie jetzt noch verhindert — ist es wohl etwas Anderes, als die Verlegenheit, worin man sich befindet, die Wirkungen einer fehlerhaften Politik, die nur allzu lange vorgehalten hat, plötzlich aufzuheben? Wo, wie in England, fast 36 Millionen Pf. St. zur Verzinsung der Staatsschuld gebraucht werden, da kann man nur mit großer Vorsicht zu Werke gehen, wenn es sich darum handelt, die Quellen des öffentlichen Einkommens zum Vortheil eines ganzen Erdtheils abzuändern. Nicht anders steht die Sache in Frankreich, dessen National-Schuld in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum so übermäßig gewachsen ist, daß jeder Finanz-Minister sich genöthigt sieht den Neronischen Grundsatz: après moi délage! anzunehmen. Doch nur Geduld; die Krisis wird deßhalb nicht in die Länge gezogen werden.

Alle Vertheidigung des Ausschließenden und Prohibitiven ist in unseren Zeiten so schlecht angebracht, daß man die darauf verwendeten Kräfte geradezu als rein verschwendet betrachten kann.

Sollte die Kriegsflotte, welche England in diesem Augenblick im Mittelländischen Meere unterhält, nur die Bestimmung haben, jene alten Handelsgrundsätze zu vertheidigen, denen dies Reich sein zweideutiges Wohlseyn das achtzehnte Jahrhundert hindurch verdankt hat: so läßt sich mit der höchsten Sicherheit darauf rechnen, daß, was

auch

auch immer durch die Tapferkeit der Matrosen und Seesoldaten geleistet werden möge, der Erfolg kein besserer seyn werde, als er es in dem spanisch-französischen Kriege war, wo gerade der den Spaniern von England geleistete Beistand die Freiwerdung der Kolonien beschleunigte. Haben die Dinge eine gewisse Reife erhalten, so vollenden sie sich durch sich selbst, und alles, was geschieht, um diese Vollendung zu hintertreiben, dient nur zur Beflügelung derselben.

Lord Grey's Entwürfe bestimmen zu wollen, ist ein Gedanke, der uns nur allzu fern liegt; doch möchten wir behaupten, daß, wenn dieser Staatsmann wirklich den Geist seiner Zeit erkannt hat, die Vertheidigung türkischer Herrschaft in Europa so wenig das Ziel seiner Unternehmungen seyn könne, daß er, in der Verfolgung dieses Ziels, nicht bloß einen ausgezeichneten Fehler begehen, sondern auch mit sich selbst in den schreiendsten Widerspruch gerathen würde. Kann Rußlands freie Theilnahme an dem Welthandel nur dadurch verhindert werden, daß der Friede von Adrianopel aufgehoben wird: so ist tausend gegen eins zu wetten, daß weit eher die letzte Spur einer türkischen Herrschaft in Europa ausgetilgt, als ein so jämmerlicher Zweck erreicht werden wird. Anders zu urtheilen, verbietet der Zusammenhang, worin die Entdeckung Amerika's mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken steht: ein Zusammenhang, der jedem tiefer blickenden Geschichtsforscher aufs Vollständigste erwiesen ist.

Gegenwärtig, wo Amerika, als Kolonie, für Europa verloren ist, kann dieses nichts Besseres thun, als sich nach dem Orient zurückwenden, um weder in seinen Bedürf-

nissen zu leiden, noch sich von barbarischen Anläufen und neuen Völkerüberschwemmungen bedroht zu fühlen. Europa aber bedarf eines Stützpunkts, den es nur in einem christlichen Reiche finden kann, welches, inmitten des adriatischen Meerbusens und des schwarzen Meeres, und von der Südspitze Morea's bis wo die Sawe sich in die Donau und diese sich in den Poutus-Euxinus ergießt, seinen Mittelpunkt in Konstantinopel hat. Es kann zwar nicht die Absicht der Engländer seyn, die Bildung dieses Reichs zu befördern. Nichts desto weniger werden sie gegen ihren Willen dazu beitragen, daß es sich bildet; sie werden verhindern wollen, und dennoch befördern, wie dies im Leben so oft geschieht. Erst wenn Karthago, Cyrene und Alexandria sich wieder erhoben haben werden; erst wenn, unter dem Schutz Europa's, Milet und Ephesus und Smyrna freie Städte geworden sind, und sich von den Propontis bis zum Rhizäischen Vorgebirge ein Kranz gewerbreicher Städte gebildet haben wird, wie die Vorwelt ihn in Prusa, Chalzedon, Sinope und Trapezunt kannte: — erst dann wird Europa sein wahres Kolonial-System erhalten haben. Dahin strebten unter Vorwänden, die ihre Rechtfertigung nur in dem theologischen Geiste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts finden, die Kreuzzüge; dahin in einer späteren Periode die Türkenkriege. Nicht mit Verletzung der Wahrheit würde man behaupten, die Entdeckung Amerika's habe Europa aus seiner natürlichen Bahn geworfen; da dies nun aber geschehen ist und nicht ungeschehen gemacht werden kann: so muß man die Sache nehmen, wie sie liegt, und die Entwickelung, welche Europa's Kräfte einer dreihundertjährigen Exzentri-

zität verdanken, ausschließend benutzen, um in das natürliche Geleise zurück zu treten. England hat zur Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche beigetragen. Will es jetzt auf halben Wege stehen bleiben? oder wohl gar bereuen?... Die Reue dürfte zu spät kommen; denn Europa bedarf der Einheit, und diese ist, wie die Sachen nun einmal liegen, nur dadurch möglich, daß das Ausschließende und Prohibitive eben so sehr aus dem Verhältniß der europäischen Staaten zu einander verschwinde, als es bereits aus dem Verhältniß Amerika's zu Europa verschwunden ist. Eine Politik, die auf das Gegentheil abzweckte, würde sogar gegenstandsleer seyn, und zu nichts Anderem dienen, als die gesellschaftlichen Uebel zu vermehren. Für Europa in seinem gegenwärtigen Verhältniß zu Amerika giebt es keine angemessenere Stellung, als die, wodurch es die Amerikaner nöthigt, sich um europäisches Produkt zu bewerben; und um diese Stellung zu gewinnen ist nichts nothwendiger, als Einheit, herbeigeführt durch eine bessere Handelsgesetzgebung. Hierin würde zugleich das Mittel enthalten seyn, die Staaten von der Last zu befreien, die ihnen in der Unterhaltung von Kriegsflotten und stehenden Heeren unmäßigen Umfangs bisher aufgelegt war.

Wie viel sich durch Beseitigung des Ausschließenden und Prohibitiven für Einheit und Harmonie gewinnen läßt, davon hat Deutschland in der neuesten Zeit durch seinen Zoll-Vereinigungs-Vertrag ein Beispiel aufgestellt, von welchem zu wünschen ist, daß es für die europäische Welt nicht verloren gehen möge. Doch, man wünsche, oder wünsche nicht: was Deutschland zur Aufstellung jenes Bei-

spiels vermocht hat, wird auch für das übrige Europa wirksam werden; und war es denn nicht immer das Loos der Menschheit, sich dem Reiche Gottes durch Trübsale zu nähern? Noch immer gilt der Ausspruch des frommen Aeneas:

> Per varios casus, per tot discrimina rerum
> Tendimus in Latium.

Geschrieben den 8. Juli.

# Betrachtungen
## über
# Herrn Alexander de Laborde's Vergesellschaftungs-Geist
## in allen
## Angelegenheiten des Gemeinwesens *).

(Aus dem Französischen.)

---

General Vial, französischer Gesandter in der Schweiz, war Zeuge des Schmerzes, den die Verschüttung eines ganzen Dorfs (mit Mann und Maus, wie man zu sagen pflegt) unter einer Schnee-Lavine vielen Personen verur-

---

*) Bekanntlich hat die französische Regierung, nach den letzten blutigen Auftritten zu Lyon und zu Paris, dem Vergesellschaftungs-Prinzip die engsten Schranken gesetzt. Ob sie daran wohl gethan hat, wird die Zeit lehren; obwohl sich schon gegenwärtig mit großer Sicherheit vorher sehen läßt, daß das Proletariat, wogegen sie ankämpft, durch das von ihr in Anwendung gebrachte Mittel (Vermehrung des stehenden Heeres) nur verstärkt werden kann. Was hierüber in dem nachfolgenden Aufsatz, bemerkt worden ist, hat uns der Mittheilung um so werther geschienen, da die Ursachen des Proletariats, von welchem die west-europäische Welt in unsern Tagen gequält wird, sehr wenig erforscht sind, und, wie wir gezeigt zu haben glauben, weit über die Gränzen herausliegen, worin sie aufgesucht zu werden pflegen. Besonders charakterisirt sich der hier mitgetheilte Aufsatz dadurch, daß aus ihm hervorgeht, wie sehr man in Frankreich anfängt, von den Wahnbegriffen zurückzukommen, die man über das Konstitutionelle bisher unterhalten hat. B.

sachte. Was that er? Er zog die Schultern und sagte: „Pah! Dies ist nur ein Fliegenei auf einem Spiegel!"

Mit gleich gefühllosem Leichtsinn haben sehr Viele die blutigen Auftritte von Lyon und Paris vernommen; es sei nun, daß sie, beruhigt durch den doppelten Sieg der Regierung, für ihr selbstisches Wohlseyn keine Besorgniß hegen, oder daß sie, zufrieden mit dem Gange der Dinge, sich wenig um die Zukunft bekümmern, wenn nur der Augenblick ihnen angehört. Gleichwohl müßte man bis zu den fürchterlichen Erinnerungen unserer ersten Revolution zurückgehen, um ein schmerzlicheres Schauspiel, eine angstvollere Lage zur Anschauung zu bringen. Frankreich ist zu einem Schlachtfelde zwischen zwei Klassen von Bürgern geworden: zwischen den Wohlhabenden, welche der Ruhe bedürfen, und den Proletariern, welche das Bedürfniß fühlen, die Bedingungen ihres Daseyns zu verbessern. Diese, um mit ihrem Elende zu Rande zu kommen, lassen sich alle verzweiflungsvollen Zuträglichkeiten eines Kampfes auf Leben und Tod gefallen; jene, um gegen Empörung gesichert zu seyn, wollen lieber zehn Unschuldige der Vernichtung weihen, als einen Schuldigen verfehlen. Politische Leidenschaften und ehrgeizige Bestrebungen schüren dies, für den Augenblick unterdrückte, doch nie erstickte Feuer an; die Kapitale ziehen sich von der Betriebsamkeit zurück und die Zahl der Hungerleider wächst mit jedem Tage. Die Armen-Taxe — diese Last, unter welcher Großbritanniens kraftvolle Schultern weichen — wird Frankreich in der Gestalt eines unermeßlichen stehenden Heeres aufgelegt; und die unfruchtbaren Ausgaben des Defensiv-Systems vermehren sich ohne Unterlaß zum Nachtheil produktiver Verbesse-

rungen. Wie in einem eroberten Lande, muß die Regierung inmitten eines Volks kampiren, das sie gewählt hat. Die Logik des Geschützes ist an die Stelle einer friedlichen Erörterung der Angelegenheiten getreten. Unsere Freiheiten, werden sie nicht, eine nach der andern, der Furcht aufgeopfert? Mit einem Worte: bis zur politischen, industriellen und sittlichen Anarchie ist es mit uns gekommen. Dies, und nichts Anderes, sagen die letzten Unordnungen aus.

Und im Angesicht eines solchen Zustandes der Dinge bleiben so viele ohne Gefühl und ohne Vorhersicht! Hat man dem Aufstande das Bajonet entgegengestreckt, so geht man nach Hause und glaubt das Vaterland befreit zu haben; sind den Schlachtopfern der Katastrophe des Tages einige Millionen hingeworfen worden, so wähnt man die gesellschaftliche Schuld getilgt zu haben, und hat man das mit blutbedeckte Steinpflaster mit Wasser abgewaschen, so träumt man, das Blut werde nicht wieder zum Vorschein kommen. Sodann kann man — ist es nicht wahr? — gemächlich zurückkehren zu den Sorgen einer ganz persönlichen Politik, oder zu den Gewohnheiten einer zänkischen Opposition; mit Musse kann man über die Suveränetät des Volks und die Erblichkeit der Gewalt vernünfteln: man ist für die Republik, man ist für das juste-milieu; einige meinen so ganz im Stillen, sie seien für das Menschliche, und niemand befaßt sich mit einer bessern Richtung, niemand mit der Initiative des gesellschaftlichen Fortschritts.

Und morgen werden neue Barrikaden ihren Anfang nehmen!

Denn nichts wird man gethan haben, um das Uebel

zu hemmen, das seinen Sitz im Herzen der Gesellschaft hat; nichts für die Organisation der Arbeit; nichts für eine bessere Vertheilung der Lasten und der Gewinne unter den Bürgern; nichts endlich für die Leiden des Volks; und der Hunger wird aufs Neue alle Unglücklichen dem ersten besten Ehrgeizigen überliefern, der ihnen, es sei im Namen der Republik, oder im Namen der Legitimität, eine erträglichere Zukunft verspricht.

Nein, nicht durch eine bis zur Ermattung getriebene Erörterung politischer Fragen wird man jemals dahin gelangen, die dringendsten Bedürfnisse des Landes zu befriedigen, und Ordnung und Wohlseyn für alle zu stiften. So lange Frankreich nicht Freiheit genug hatte, daß die Masse seiner Bürger einen Willen haben und die Folgen desselben in freier Luft keimen lassen konnte, mußten alle Anstrengungen auf die Eroberung einer weiteren Gränze abzwecken. Doch, gegenwärtig ist der Boden um uns her gereinigt genug, und wir sind mit unseren Institutionen gut genug angethan, daß es an der Zeit ist, auf die Verbesserung des Reellen zu denken. Was verschlägt es uns, ob die Zukunft uns einen Präsidenten, oder einen König, einen Philipp oder einen Heinrich aufbewahrt? Was uns vor allem Noth thut, ist die Ordnung und Harmonie unter den Produzenten, ist die Befreiung des Handels durch die Konstitution der Betriebsamkeit, ist die Schöpfung eines National-Reichthums, welcher nicht mehr solche Wesen zuläßt, die für das Elend, für die Unwissenheit und für die Empörung geboren sind.

Doch, um in diese Bahn zu treten, muß man vor allen Dingen den Willen haben. Die Nation hat sich ver-

wöhnt, alles von der Regierung zu erwarten, als wenn diese allem genügen könnte. Wahrlich, man darf es dieser nicht zum Verbrechen machen, daß sie sich gänzlich der Sorge für ihre Vertheidigung hingiebt. Wie könnte sie an den nächstfolgenden Tag denken, da sie nicht die Gewißheit hat, daß sie so lange existiren wird? Wie könnte sie sich mit friedlichen Verbesserungen beschäftigen, wenn sie stets für den Krieg bewaffnet bleiben muß? Sache der Bürger also ist es, die Initiative des Fortschritts zu ergreifen. Das Recht haben sie dazu; vielleicht auch den Instinkt. Nur der thatkräftige Wille fehlt ihnen; es fehlt ihnen der Vergesellschaftungs-Geist, welcher gesellschaftliche Kräfte für den Kampf und die Vervollkommnung schafft. Es ist schmerzlich, zu denken, das Gute sei zwar möglich, unterbliebe aber nur durch die Sorglosigkeit Aller. Und doch ist Gleichgültigkeit in Dingen der Gesellschaft ein wahrer Selbstmord. Sie erlaubt den organischen Gebrechen der Gesellschaft, sich vollständig zu entwickeln; sie gestattet, daß der Krebsschaden Glieder ergreift, welche hätten gerettet werden können und die man zuletzt mit Schwert und Feuer vertilgen muß. Und wenn ich die nur allzu allgemeine Gleichgültigkeit der Franzosen gegen die ersten Lebensfragen unserer menschlichen und volksmäßigen Existenz tadele, so bin ich weit davon entfernt, von einer Gleichgültigkeit des Herzens zu reden. Es giebt, ich weiß es, nur sehr Wenige, die von Selbstheit so durchdrungen sind, daß sie nicht mit einiger Hoffnung des Fortschritts, mit einigem Wohlwollen für das Schicksal des Volks, erfüllt werden könnten. Nur mit der Gleichgültigkeit im Handeln hab' ich es zu thun, nur mit denen,

welche die Erfüllung der Menschen- und Bürgerpflichten so schwer an sich kommen lassen. Sie befinden sich im Irrthum, wenn sie glauben, daß es ihnen an Kraft fehle, die Initiative des Guten zu ergreifen: in einem Irrthum, dem sie abschwören müssen. Jeder hat die Kraft, einen Stein zu dem Gebäude herbei zu tragen; jeder kann für diese Nothwendigkeit etwas thun, es sei durch Namen, oder Vermögen, oder Arbeit, oder Talent.

Will man sagen, daß, um ans Werk zu gehen, die Grundlage gefunden seyn müsse, auf welcher die neue Organisation der Gesellschaft sich erheben könne? Allein diese Grundlage ist gefunden. Es ist die Vergesellschaftung, dies uralte Prinzip, dieser Ursprung aller Völker, diese Weide für alle Regierungen. Vollständige Erkenntniß und integrale Entwickelung des Vergesellschaftungs-Prinzips: dies ist das Ziel, dies das Bedürfniß der Gesellschaft.

Diese große Wahrheit ist zu Anfang unseres Jahrhunderts gepredigt worden. Damals wurde jedoch die Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Reform nur von einigen, im Vorsprung befindlichen Geistern deutlich erkannt; damals hatte das Uebel, das die Gesellschaft quält, noch nicht seine volle Stärke erreicht, so daß es bis zu Ausbrüchen in der Haut gekommen wäre: die Stimme der Vergesellschaftungs-Apostel verlor sich in das Gewäsch politischer Erörterungen. Inzwischen haben die Begebenheiten nicht aufgehört, diesen Arbeiten ihre Heiligung zu ertheilen, und die Theorien St. Simons und Fourier's sind zu den beschwerlichen Ehren der Propaganda berufen.

Sie haben, wie sie es mußten, wenige Anhänger ge-

funden; denn sie haben das Unrecht begangen, sich als vollendete Systeme, als Formen darzustellen, in welche die Gesellschaft alles werfen müsse: Ueberlieferungen, Vorurtheile, Glaubenslehren und Interessen, um eine neue und logische Gestalt zu gewinnen. Allein nichts ist weniger logisch, als unsere Gesellschaft: ein alter Harlequins-Rock, zu welchem zwanzig Jahrhunderte und zwanzig verschiedene Völker die Stücke hergegeben haben. Eine Idee kann nur unter der Bedingung Platz greifen, daß sie sich gefällig in die Mosaik der Vergangenheit einfügt; nicht also durch eine erzwungene und vollständige Gewohnheits-Veränderung wird die Gesellschaft eine neue Gestalt gewinnen, wohl aber durch eine allmählige Ersetzung ihrer zahlreichen Stücke.

Es liegt im Wesen gewisser eiliger und synthetischer Gemüther, sich diesem Gesetz nicht zu unterwerfen. Ihr Gedanke muß alle Felder des Möglichen und des Unmöglichen durchlaufen, und sich, bewaffnet mit allen seinen Folgerungen und gehoben durch allen Hypothesen-Pomp, darstellen; da jedoch die Gesellschaft fürchtet, in dieser Verhüllung das, was ihr unnütz oder schädlich ist, nicht von dem, was ihr gut ist, unterscheiden zu können, und stets geneigt bleibt, sich wegen dieser Verachtung ihrer Gewohnheiten zu rächen: so verwirft sie das Dargebotene im Ganzen, brandmarkt es durch die Benennung „Utopien" und hält es fern von ihrer Gesetzgebung.

Doch dürfte die Vergesellschaftungs-Idee, nachdem sie von aller systematischen Einfassung befreit ist, sich kühnlich jeder Probe hingeben dürfen, auf welche sie durch Erörterung und Praxis gebracht werden kann.

Was man auch sagen möge, es handelt sich in der That nicht darum, vorläufig aus Frankreich ein ungeheures Kloster, eine unermeßliche Kaserne zu machen; es handelt sich vielmehr um die Anwendung eines Werkzeugs, dessen Wirkungen durch eine große Anzahl von Erfahrungen erprobt sind, um die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Harmonie. Giebt es in Dingen der Staatswirthschaft eine Thatsache, die leicht ins Klare gebracht werden kann: so ist dies der Kampf der verschiedenen Bürgerklassen unter sich. Der Arbeiter zankt mit dem Fabrikanten wegen des Arbeitslohns; dieser bekämpft mit List den Kaufmann, und beide suchen sich auf Kosten des Verzehrers und des Arbeiters zu bereichern. Wenn dieser Konflikt des Eigennutzes in früheren Jahrhunderten weniger in die Erscheinung eingetreten ist, so kann die Ursache keine andere seyn, als daß die Betriebsamkeit damals eine untergeordnete Rolle spielte. Doch in unsern modernen Gesellschaften, deren Hauptthatsache diese Betriebsamkeit ist, hat, vorzüglich seitdem die Anwendung des Prinzips der Arbeitstheilung den Ausschweifungen einer schrankenlosen Konkurrenz Thor und Thüre öffnete, dieses Organisations-Gebrechen zu einer drohenden Plage für Ordnung und Frieden werden müssen. Die Benutzung und Ausbeutung der größten Anzahl von Arbeitern durch eine, auf alle Gewinne des gemeinschaftlichen Werks eifersüchtige Minorität von Herrn und Unternehmern ist nicht, wie einige freiwillig verblendete Schriftsteller uns glauben machen möchten, ein wesenloser Popanz, der die Bestimmung hat, die Gesellschaft zum Vortheil einiger Ehrgeizigen in Unruhe zu erhalten. Sie ist vielmehr eine beklagenswerthe Wahrheit,

die man sich gegenseitig eingestehen muß, und die durch die Bemühungen aller derjenigen, deren Sinn für Vaterland und Menschlichkeit nicht gänzlich durch die Reibung der Geschäfte verloren gegangen ist, sobald als möglich zum Weichen und Verschwinden gebracht werden sollte. Diese Wahrheit ist in Frankreich, wie in England, zum Durchbruch gekommen: zu Bristol und zu Lyon, zu Manchester und zu Anzin. Von allen Mitteln, die man vorgeschlagen hat, beide Länder diesem krampfhaften Leben zu entreißen, ist die Vergesellschaftung das einzige, das die Autorität einer langen Erfahrung für sich hat. Organisirt man die Arbeit auf den Grundlagen einer konstitutionellen Gleichheit — führt man eine gerechte Vertheilung der Verluste und Gewinne zwischen dem Kapital, der Arbeit und dem Talent ein: so wird man naturgemäß von der Gemeinschaftlichkeit der Interessen die Wiederherstellung der Ordnung erhalten, welche durch deren Entgegengesetztheit gestört wurde. Die politischen Folgen einer Betriebsamkeits-Reform in England und in Frankreich würden sehr schnell durch die ganze Welt wiederhallen; das Prinzip, das, für diese beide große Völker, Ordnung und Wohlseyn geschaffen hätte, könnte nicht in den Windeln einer engherzigen Nationalität erstickt werden; es würde hinausgehen über die Gränzen, welche den gegenwärtigen Gesellschaften durch jenen alten Kriegsgeist gestellt sind, der sie so lange mit einander entzweit hat; es würde die Arbeiter aller Länder auffordern zur Abschließung eines Bündnisses. Auf diese Weise würde die schöne Hoffnung einer allgemeinen Verbündung, welche Heinrich der Vierte vergeblich im Namen der Regierungen proklamirte, in Er-

füllung gehen; denn in Erfüllung gehen kann sie nur im Namen der Menschlichkeit und vermöge einer neuen wissenschaftlichen Konzeption.

Was wir hier verkündigt haben, wird den positiven Geistern ganz unstreitig als utopistisch erscheinen. Doch, selbst wenn man sich in den Schranken der Wirklichkeit hält, wird man anerkennen, daß der Antheil des Arbeiters an den Gewinnen des Fabrikanten, daß die Vergesellschaftung der verschiedenen Ordnungen von Produzenten, daß die Regulirung der Konkurrenz, nicht durch eine Opposition, wohl aber durch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen, daß endlich die Vermehrung des Wohlseyns Aller durch die Betreibung einer gut eingerichteten Arbeit, Verbesserungen in sich schließen, welche sich wohl ins Werk richten lassen. Da sich das Vergesellschaftungs-Prinzip als eine Ueberlieferung der Vergangenheit, als eine Rettung in der Gegenwart und als eine Quelle des Wohlseyns für die Zukunft darstellt: so kann es von keinem Redlichen ohne vollendete Prüfung und ohne Anwendungsversuch zurückgewiesen werden.

Da jedoch in einer so ernsten Sache jeder es sich selbst schuldig ist, bis zur gelungenen Ueberzeugung zu zweifeln: so wird es nothwendig, an alles zurück zu erinnern, was dies Prinzip den modernen Völkern für ihre Kraft und Größe geleistet hat, an alles, was durch dasselbe für das Wohlseyn und die Freiheit der Menschen bereits geschehen ist. Und welchen besseren Führer könnte ich für diese Untersuchung wählen, als das Werk des Herrn Alexander de Laborde „über den Vergesellschaftungsgeist in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens?"

Herr von Laborde hat nicht versucht, ein vollständiges Werk zu schreiben; er hat nicht die neuerdings in Vorschlag gebrachten Anwendungen erörtert. Sondern, indem er seinen Gesichtskreis auf das beschränkt hat, was in neuester Zeit in Frankreich und in England vorgekommen ist, hat er sich damit begnügt, zu zeigen, welche Gewährleistungen der Vergesellschaftungsgeist der Freiheit gewährt, welche Macht und Festigkeit er dem öffentlichen Kredit giebt und zu welchen großen Entwickelungen er die Betriebsamkeit und die Wissenschaft führt. Zur Unterstützung der Prinzipe gehören Beispiele, welche sämmtlich von dem freien, betriebsamen und reichen England hergenommen sind. Ganz offenbar gehört der Autor zu derjenigen Schule, welche Englands Institutionen in Frankreich einführen möchte; gerade als ob Institutionen sich von den Sitten trennen ließen; gerade als ob die Ideen und Gewohnheiten von Gleichheit, welche Frankreich seinen Revolutionen verdankt, sich vertragen könnten mit einer Regierungsweise, welche die hochmüthigste Ungleichheit in den Ständen gestattet. Bei einem Schriftsteller, welcher sich in den rein chrematistischen und keinesweges gesellschaftlichen Gesichtspunkt gestellt hat und den Kollektiv-Handlungen der Menschen nur den Reichthum Einiger, nicht das Wohlseyn Aller zur Triebfeder zu geben versteht, wird man sich keinesweges darüber wundern, daß ganz und gar nicht die Rede ist vom Volke, d. h. von der unermeßlichen Mehrheit der Bürger; man ist darauf gefaßt, daß sein, ein wenig egoistischer Gedanke niemals unter die Wählerklasse herabsteigen wird. Doch, für die gegenwärtigen Zeitläufe ist es doch wohl ein ernstlicher Fehler an einem Buche, wenn

es nichts weiter ist, als ein Brevier für die Wohlhabenden? Ist es mit einem Volke dahin gekommen, daß es Brot oder den Tod fordert, wird der Reichthum und die Gewalt der Wohlhabenden tagtäglich bedroht von der Verzweifelung der Proletarier — würde es alsdann nicht eine gut berechnete Großmuth seyn, alle Menschen zur Theilnahme an den Wohlthaten der Vergesellschaftung einzuladen?

Um gerecht zu seyn, muß man sich auch daran zurückerinnern, daß Herrn de Laborde's Werk — ein Werk, das in den Umständen, worin wir leben, ein wenig unpassend zu seyn scheint — unter der Restauration erschienen ist. Es war der gewagteste Ausdruck des Liberalismus, und bekennen muß man, daß die Männer dieser Parthei, nachdem sie zur Gewalt gelangt sind, sich nicht so sehr beeiligt haben, der Nation Wort zu halten, daß ihre Doktrinen nicht noch immer das Glaubensbekenntniß der Opposition wären. Abgesehen von der Vorliebe alten Styls für die Regierung und den Reichthum Englands, abgesehen zugleich von dem gänzlichen Vergessen des Volks, obgleich der Titel eine Prüfung des Vergesellschaftungs-Geistes in allen Angelegenheiten der Gemeinde verheißt, macht es uns Vergnügen in dem Buche des Herrn de Laborde Unabhängigkeit, großmüthige Ansichten, nützliche Entwürfe und Gelehrsamkeit ohne Schulfüchserei anzuerkennen.

Das Werk ist in vier Theile gesondert. „Der erste stellt die Beziehungen der Arbeit zu der Regierung dar: die Hemmnisse, welche sie noch hinsichtlich der verwaltenden Einwirkung zu überwinden hat, und die Entwickelungen, die ihr zu Theil werden können. Der zweite stellt

das

das Vergesellschaftungs-Prinzip und dessen fortschrittlichen Gang im Schaffen, Vermehren und Vertheidigen der Produkte fest; der dritte und der vierte sind die Folgen der beiden ersten: sie zeigen, jener die Wirkungen des Vergesellschaftungs-Prinzips auf die allgemeinen Interessen der Gesellschaft; dieser, die Wirkungen desselben Prinzips auf die Privat-Interessen, oder (um dies noch anders auszudrücken) auf die verschiedenen Zweige der menschlichen Betriebsamkeit. Das Werk schließt mit einer Auseinandersetzung der Fortschritte, welche der Vergesellschaftungsgeist seit wenigen Jahren in Frankreich gemacht, und der glücklichen Resultate, die er annoch verheißet. Aus dem, was ich über das Ganze des Werks bemerkt habe, ergiebt sich, daß Herr de Laborde seinen Gegenstand nicht erschöpft hat; doch dürfen wir deßhalb nicht unterlassen, ihm für seine Bemühungen zu danken, und Vortheil zu ziehen von den Beobachtungen, die er gesammelt hat, um das Vergesellschaftungs-Prinzip nach seinem Werthe auffassen zu machen.

Alle Regierungen, die es je gegeben hat, sind aus zwei verschiedenen Prinzipen hervorgegangen: aus Muth, oder aus Talent; aus brutaler Gewalt, oder intellektueller Ueberlegenheit. Der Muth, betrachtet als das einzige Mittel des Erwerbes und des Erhaltens, hat jene militärischen und absoluten Regierungen hervorgebracht, welche lange vorgewaltet haben, und von welchen noch gegenwärtig einige vorwalten. Das Talent, gleichmäßig als Mittel des Erwerbens und des Erhaltens aufgefaßt, hat jene kleinen Republiken hervorgebracht, die, in verschiedenen Epochen der Geschichte, zu einem hohen Wohlseyn

gelangt sind, und selbst Glanz verbreitet haben, nur daß sie der Gewalt benachbarter Reiche nicht widerstehen konnten. Kurz: aus der Vereinigung von Muth und Talent sind, in neueren Zeiten, jene kräftigen Staaten hervorgegangen, welche die republikanische Form zur Verstärkung ihrer Betriebsamkeit beizubehalten und damit die monarchische Zentralisation zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu vereinbaren verstehen.

Alle Geschichte der Völker gruppirt sich um zwei allgemeine Thatsachen: die eine ist das Korporations- oder Vereinzelungs-System; die andere das Vergesellschaftungs- oder das Vereins-System. In dem ersteren bemerkt man eine konstante Widersetzlichkeit der Vorurtheile und der Vorrechte gegen die Entwickelung der Fähigkeiten und natürlichen Rechte der Menschheit; es stützt sich auf den Körperschafts-Geist, der sich nicht ausdehnen kann, weil er individuel und ausschließend ist. Das zweite hingegen begünstigt durch seine Kollektiv-Wirksamkeit, durch die Uebereinstimmung verschiedener Elemente, die aufs Innigste unter einander verbunden sind, und durch die Gemeinschaftlichkeit der Mittel und des Zwecks, alle Fortschritte des menschlichen Geschlechts; für die Gewährleistung seiner Stärke und seiner Dauer hat es den öffentlichen Geist, der sich nicht beschränken läßt, weil er zusammengesetzt und liberal ist.

Die Alten hatten nur eine sehr schwache Idee von dem Vergesellschaftungs-Prinzip, und der Ursprung, oder zum wenigsten die Entwickelung desselben, muß auf die christliche Religion bezogen werden. Doch gelang es ihr nicht sogleich, dies Prinzip für die Gesellschaft in Thätig-

keit zu setzen. Die Feudal-Regierung, ein Meisterstück des Vereinzelungs-Prinzips, drängte, zehn Jahrhunderte lang, der europäischen Welt ihre stationäre Brutalität auf. Die Kreuzzüge setzten aufs Neue die Menschheit in Bewegung; und aus den Unfällen, aus den Opfern, so wie aus der Verwirrung, welche dieser große Tumult verursachte, erwuchs ein neues Recht für die Völker. Es bildeten sich Assoziationen zur Vertheidigung der Städte, zur Beschüzzung der Wege, zur Heilung der Kranken, zur Auslösung der Gefangenen. Die Gemeinden kauften, oder erhielten als Geschenk ihre Befreiung, und man fing in größerer Allgemeinheit an, den Werth einer Arbeit zu fühlen, welche Unabhängigkeit gebiert, so wie den Werth der Unabhängigkeit, welche die Arbeit beschützt. Gerade damals entwickelte sich der Kampf zwischen jenen nützlichen Menschen, welche ihre Stärke und Würde begriffen, und den alten Inhabern der Gewalt und des Reichthums, welche ihre Ueberlegenheit unvermindert zu erhalten wünschten. In England führten glückliche Umstände eine Allianz zwischen den beiden Partheien herbei; und indem sie das Land vor Despotismus und Anarchie bewahrten, konzentrirten sie die Bemühungen aller auf ein gemeinschaftliches Ziel: die Entwickelung der National-Wohlfahrt. In Frankreich dagegen blieb der Adel vermöge seines Hochmuths eingeklemmt in seiner alten Anmaßung, bald gegen den Absolutismus der Könige, bald gegen die Freiheit des Volks anrennend; und in diesem heftigen Streit, in dieser starken Reibung aller Interessen, konnte der Vergesellschaftungsgeist weder Zeit noch Raum zu irgend einem Aufflug finden. Es hat zweier Umwälzungen, es hat der Mezzeleien und der Zer-

störungen bedurft, um das Vereinzelungs-Prinzip zu Boden zu werfen und das Vergesellschaftungs-Prinzip empor zu bringen. Noch gegenwärtig hat der Sieger, ungewiß und furchtsam, wie verblindete Augen, welche dem Lichte von neuem geöffnet sind, sich noch nicht zurechtgefunden über die Höhe, welche er einnimmt, nicht den errungenen Sieg nach dessen ganzen Umfang benutzt.

Die in Frankreich vermöge der Revolution gegründete Repräsentativ-Regierung ruht auf den Grundlagen der Freiheit und der Vergesellschaftung. Mächtig durch den Willen sämmtlicher Bürger, durch die Beharrlichkeit (Fixität) der Oberhäupter der Gewalt und die Beweglichkeit ihrer Agenten, durch den Kredit, durch die Verwaltungs-Einheit, kann sie allen Interessen dienen, alle Bedürfnisse befriedigen, alle Arten von Freiheit gestatten. Unsere Institutionen sind jedoch noch weit davon entfernt, diesen Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben; und dies rührt daher, daß während der kaiserlichen Oberherrlichkeit, unter der Restauration und selbst seit 1830 die Häupter der Verwaltung stets allzu eifersüchtig für sich selbst auf Macht und Reichthum gewesen sind. Fortgezogen von den Gewohnheiten und Erinnerungen der Vergangenheit, hat sich die Autorität zu sehr in die besonderen Interessen der Oertlichkeiten und der Individuen gemischt. Mit Einem Worte: sie regiert zu viel.

„Die Verwaltung sollte nichts weiter seyn, als die Ordnung im Staate, gerade wie die Gerechtigkeitspflege die Regel in der Familie ist; jene sollte sich nur mit den allgemeinen Angelegenheiten befassen, so wie diese die Gewährleistung der Privat-Angelegenheiten ist. Die Manda-

tarien der Privat-Interessen oder der Produktion scheinen sämmtlich von den Produzenten oder vom Volke ausgehen zu müssen; die Mandatarien der Ordnung oder des öffentlichen Vortheils dagegen müssen ihre Anstellung durch den Staats-Chef erhalten." Ruhe und Freiheit kann es nur geben in der vollkommenen Uebereinstimmung dieser beiden Klassen von Beamten, und vermöge einer gut kombinirten Vertheilung ihrer Verrichtungen. Leider! hat bisher die Verwaltung zu viel an sich gerissen, und dadurch die Repräsentation allzu sehr geschwächt. Mit andern Worten: die Zentralisation hat alles verschlürft auf Kosten der Spezialität. Mit Recht beklagen sich die Provinzen über diese Beraubung, deren erster Urheber Napoleon war, und die von seinen Nachfolgern auf keine Weise wieder gut gemacht worden ist. Jene erinnern sich des hohen Grades von Wohlfahrt, zu welchem im ehemaligen Frankreich die sogenannten Staatsländer (pays d'états) gelangt waren; sie kommen selbst auf die Prinzipe unseres öffentlichen Rechts zurück. Auch kann die Zeit nicht fern seyn, wo die Spezial-Ausgaben gänzlich der Sorgfalt derjenige Theile des Territoriums anheim fallen werden, welche dabei am meisten interessirt sind — wo die Bürger das Recht haben werden, ihre eigenen Einkünfte zu verwalten, nützliche Industrie-Unternehmungen aufzufassen und zu begünstigen, den Boden durch große Kunstarbeiten zu verbessern — kurz, wo der Staat sich nur die Bestreitung der allgemeinen Ausgaben vorbehalten wird, d. h. derjenigen, die sich auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation beziehen, als da sind: die Heere, die Tribunäle, die allgemeine Polizei u. s. w.

Diese Attributionen werden den Munizipal-Vergesellschaftungen zukommen, deren Einfluß nicht ausgedehnt genug ist, deren Verfahren nicht als liberal genug gedacht werden kann. Ich kann dem Herrn de Laborde nicht folgen in den Entwickelungen, die er über die Organisation der Gemeinden und ihrer Räthe von den entferntesten Zeiten bis auf unsere Tage, ferner über die Nützlichkeit der Arrondissements-Räthe, so wie über die nothwendige Konstitution der allgemeinen Departements-Räthe in politischen Körpern giebt. Er zeigt, daß diese drei Grade von Munizipal-Assoziationen, welche den drei Graden administrativer Verrichtungen (Maires, Unter-Präfekten, Präfekten) entsprechen, den Mißbräuchen der Autorität glückliche Hindernisse entgegenstellen und allen Privat-Interessen genügen können, sobald sie, der That nach, die Spezial-Gewalt haben, die ihnen von Rechtswegen zukommt. Das, seit längerer Zeit in England bestehende Spezialitäts-System ist daselbst eine Quelle von Wohlseyn und Reichthum für Privat-Personen, von Musse und Sicherheit für die Regierung. Allenthalben, wo sich dies nicht antreffen läßt, schwimmt die Freiheit nur auf der Oberfläche der Gesellschaft.

Die Kammern bilden den vierten Grad in der Repräsentativ-Jurisdiktion, wie die Minister ihn in der Verwaltungs-Ordnung bilden. Hier dieselbe Anwendung der Prinzipe! Die Verwaltung beschäftigt sich zu viel mit Sachen des Privat-Interesses; die Kammern hingegen beschäftigen sich nicht genug damit. In England und Amerika sind sie es, welche die Autorisationen ausfertigen, die da nothwendig sind für Unternehmungen, welche die Ge-

setzgebung den Formalitäten einer Nachfrage unterwirft. Nach der Prüfung der Kammern werden die Gesetzentwürfe der Sanktion des Königs unterworfen, ohne daß es einen Minister giebt, welcher dazwischen tritt, oder sich widersetzt. Wie wenig wir auch geneigt seyn mögen, England zum Muster für unsere Institutionen zu nehmen: so scheint es uns doch, als könne Frankreich sich nicht genug beeilen, dessen Erfahrung zu benutzen. Kann man sich aber wohl erwehren, zu bemerken, daß Frankreichs Regierung weit davon entfernt, auf ein Uebermaß von Gewalt zu verzichten, wie lästig dasselbe auch für sie, und wie nachtheilig es für Alle seyn möge, nur darauf denkt, den Einfluß desselben zu sichern und auszudehnen?

Wenn wir fortfahren, die Wirkungen des Vergesellschaftungs-Geistes zu erforschen: so sehen wir, daß er dem Dienste der Betriebsamkeit unermeßliche Kräfte zuwendet: Kräfte, welche er dadurch gewinnt, daß er sie in große Kategorien vereinigt und sie dergestalt anlegt, daß sie das fruchtbare Prinzip der Arbeitstheilung fördern. Die vornehmsten Vereinigungen dieser Art bestehen: 1) in Kredits-Assoziationen oder Bank-Kompagnien; 2) in Assoziationen für den Transport und den Austausch, oder in Handels-Kompagnien; 3) in Assoziationen für Gewährleistung, oder in Assüranz-Kompagnien. Um sich eine nur einigermaßen richtige Vorstellung von dem Vortheilhaften solcher Gesellschaften zu machen, muß man sich, vor allen Dingen, vergegenwärtigen, daß die Menschen bei aller Arbeit und aller Intelligenz wegen ihrer Produktionen immer in Ungewißheit schweben. Die besten Institutionen können dem Landmanne nicht für seine Erndte,

dem Manufakturisten nicht für den Verkauf einstehen; die einen, wie die andern, stehen immer unter der Gnade der Natur, oder der Ereignisse. Unter solchen Umständen erleichtert ihnen der Bankier die Vorschüsse, der Kaufmann den Absatz, der Versicherer die Gewährleistungen. Diese Kombinationen haben bei den Alten Statt gefunden, doch höchst unvollkommen; und in neuerer Zeit haben sie sich nirgends so hoch erhoben, wie in England. Herr de Laborde läßt auf diese Bemerkungen ein besonderes Studium der industriellen Vergesellschaftungen Englands folgen, wobei er anhebt mit der bescheidenen Dorfbank und fortgeht bis zur monströsen ostindischen Kompagnie, einer seltsamen Institution, welche Kaufleute zum Range von Potentaten erhoben hat, und nachdem sie durch die ungeregelte Ausdehnung ihrer Herrschaft ohnmächtig, und durch das Monopol und die Sicherheit der Gewinne träge geworden ist, über kurz oder lang in das gemeine Recht zurücktreten wird mit dem Ruhm, sowohl für den Staat als für ihre Mitglieder durch ihre Entstehung, ihren Wachsthum und selbst durch ihren Fall eine Wohlthat gewesen zu seyn. Die französische Betriebsamkeit hat sehr langsam die glücklichen Resultate der Vergesellschaftung kennen gelernt; und die übel berathene Dazwischenkunft der Regierung hat auch in diesem Fache die Entwickelung verspätet. Sie war es, welche aus Law's System einen Bankerot gezogen hat; sie hat die nützliche Eskompto-Kasse zu Grunde gerichtet; sie hat endlich durch ihre allzu zentralisirte Einwirkung die Entstehung von Provinzial-Banken verhindert, die von allen gesunden Geistern gefordert wurde.

Für die Entstehung und den Anwuchs der Produkte

reicht es nicht hin, daß man gute Institutionen habe; es bedarf dieser auch zur Vertheidigung derselben. Diese Nothwendigkeit hat den Heeren Entstehung gegeben. Doch nachdem sie im ganzen Europa stehend geworden sind, und, ohne reelle Nützlichkeit, einen großen Theil des öffentlichen Einkommens verschlürfen, sind sie eine von den schwersten Lasten geworden: eine Last, die in unserem gesellschaftlichen Zustande nur allzu stark gefühlt wird. Daß das Oberhaupt einer unumschränkten Monarchie einen Schwarm von Bewaffneten unterhält, welche jeden Augenblick bereit sind, widerspänstige Unterthanen in Zaum zu halten, oder reiche und schlecht beschützte Nachbarn zu bekreigen — so etwas begreift sich. Doch, in einem konstitutionellen Staate steht ein großes stehendes Heer in dem schreiendsten Widerspruch mit den organischen Gesetzen: es ist ein Gegenstand des Mißtrauens gegen die Autorität, ein Werkzeug der Unterdrückung; denn ein Heeres-Kern würde für die Erhaltung der wissenschaftlichen Ueberlieferungen des Handwerks hingereicht haben. In einem Staate, worin die Vergesellschaftung wirksames Prinzip ist, muß das Heer in der Totalität der Bewohner des Territoriums bestehen, und diese müssen während des Friedens geübt werden und sich für den Krieg in Masse erheben. Die französische National-Garde, so wie sie durch die letzten Gesetze gebildet worden ist, bleibt weit davon entfernt eine ächte Militär-Assoziation zu seyn; denn, der Zustand der Unruhe, worin sich das Land gegenwärtig befindet, hat sie ausschließend und argwöhnisch gemacht. Allein wenn Frankreich dermaleinst das Gemälde einer Integral-Vergesellschaftung der Menschen in allen ihren Angelegenheiten darbieten wird —

wenn sämmtliche Bürger, ohne Gefahr für die innere Ruhe des Landes bewaffnet und geübt werden können: welches Reich, ja welche Koalition, wäre sie an Menschen und an Kapitalen auch noch so reich, würde die Invasion eines Staats versuchen, der von drei Millionen Soldaten vertheidigt wird? „Und würden, bei einer solchen Organisation, die Kriege nicht von allen Seiten unthunlich, unnütz und verhaßt werden? würde nicht die, in den heiligen Schriften geweissagte, von den Kirchenvätern als nahe angekündigte und vor allen Dingen von der Vernunft empfohlene glückliche Zeit eines allgemeinen Friedens endlich eintreten in die Welt? Nein, eine solche Ordnung der Dinge ist nicht ein phantastischer Traum, nicht ein lächerliches Utopien. Mag es schwer fallen, sie für nahe zu halten; allein, wenn es ein Mittel giebt, um dazu zu gelangen, so besteht dasselbe bei weitem mehr darin, daß man die Interessen der Völker in Uebereinstimmung bringt, als darin, daß man, wie es die Publizisten bisher versucht haben, die unversöhnlichen Bestrebungen ehrgeiziger Souveräne versöhnt. ... Niemals hat die Konformität der Religion einen Krieg aufgehalten oder hintertrieben; die Konformität der Interessen dagegen würde, wenn die Betheiligten Herren ihres Schicksals wären, dergleichen nie gestatten. ...“ Ganz unstreitig sind dies edle Wünsche, gerechte Hoffnungen sogar; doch noch fern ist die Zeit, wo die Völker sich ohne stehende Heere, ohne Prohibitiv-Zölle und ohne so viele andere unproduktive Vorkehrungen werden behelfen können *).

*) Vielleicht lange nicht so sehr, als der Verfasser glaubt. Zum

Eine von den merkwürdigsten Wirkungen des Vergesellschaftungsgeistes auf die allgemeinen Angelegenheiten des Gemeinwesens, ist die Schöpfung des öffentlichen Kredits und des gegenseitigen Vertrauens. Der Anblick des sinnreichen Mechanismus, welcher die brittische Betriebsamkeit in Bewegung setzt, hat Herrn de Laborde mit einer Begeisterung erfüllt, die, weil sie von der Ueberraschung herrührt, leicht des Irrthums bezichtigt werden kann. Wenn er mit Fug und Recht nachweiset, wie viel die Austauschungen durch den Gebrauch des Papiergeldes an Schnelligkeit und Bequemlichkeit gewinnen, wenn er ferner geltend macht, welche Stärke eine Regierung durch leicht gemachte Anleihen erhält: so geht er zu weit, wenn er den Kredit Reichthum nennt. Denn dies heißt, die Wirkung zur Ursache machen. Der Kredit schafft keinesweges das Kapital; denn ohne Kapitale giebt es weder Produktion, noch Kredit. In dem Kredit darf man nur ein bequemeres Werkzeug sehen, das zwar nicht der Reichthum selbst ist, allein die Mittel zur Vermehrung und Vertheidigung desselben vereinfacht. Die Staatswirthschaftslehrer und die Finanz-Männer werden mit Interesse in diesem Kapitel eine abgekürzte Geschichte von der Anwendung fiktiver Werthe in Frankreich zur Zeit des Lawschen Systems und der Assignaten lesen; und diejenigen, welche diesen Gegenstand gründlicher erforschen wollen, werden sich zu den Werken des Herrn Thiers zu wenden haben.

Geblendet von den Scheinwirkungen des Kredits, hat

---

wenigsten hat Deutschland (dem man es am wenigsten zugetraut hatte) in dieser Hinsicht ein Beispiel gegeben, das nicht unbefolgt bleiben kann. B.

sich Herr de Laborde, wie ich glaube, nicht über die Oberfläche erhoben. Die unbedingte Lobrede, welche er dem System der Anleihen, so wie dem der Tilgung macht, sind eben so sehr durch die Erfahrung, wie durch die Theorie widerlegt.

Dagegen kann ich meinen Beifall den Prinzipen nicht versagen, welche die Betrachtungen über eine dritte Wirkung des Vergesellschaftungsgeistes diktirt haben, ich meine die Kolonisation fremder Kapitale. Nach dem Vorurtheil der Geburt, ist das des Vaterlandes, wenn es über gewisse Gränzen hinausgeht, vielleicht das lächerlichste. Vermöge einer abgeschmackten Remeniszenz der Alten, zeigt sich das Staatsrecht der europäischen Völker allenthalben feindlich gegen Ausländer; und doch giebt es kein Volk, das nicht den Ausländern die Fortschritte zu verdanken hätte, die es in Handel und Betriebsamkeit gemacht hat. Die Engländer und die Holländer haben sie von den Flamändern, die Franzosen haben sie von den Holländern und den Italiänern, die Deutschen von den Franzosen, die Spanier von den Arabern, die Portugiesen und die Russen von den Engländern erhalten. Es ist, ohne allen Zweifel, an der Zeit, daß man der jämmerlichen Eifersucht entsage, welche den Anwuchs des National-Kapitals zurückweiset, weil er durch einen Ausländer bewirkt wird; allein ich meine, daß man sich nicht minder in Acht nehmen müsse vor jener Importations-Wuth, von welcher einige unserer Staatsmänner befallen zu seyn scheinen: von einer Wuth, welche nur im Auslande Institutionen und Menschen sucht, während der vaterländische Boden eben so viel Verdienst in den einen, eben so viel Gewinn in den andern darbieten würde.

Dieselbe Vorliebe für das brittische System bewahrt Herr de Laborde in seiner Prüfung der Wirkungen des Vergesellschaftungsgeistes hinsichtlich der Privat-Angelegenheiten des Gemeinwesens. Es fehlt jedoch sehr viel daran, daß an den Wirkungen der sogenannten großen Kultur und des Gebrauchs der Maschinen für die Schöpfung und die Einbringung der ackerbaulichen Produkte alles zu loben wäre. Dies ist einer von den Punkten, über welche die chrematistische Schule nichts weniger als im Reinen ist. Die Zunahme der Produktion ist nicht unter allen Umständen eine Wohlthat für das Volk. Ist diese Zunahme nicht eine über die Natur, wohl aber über die Menschen davon getragene Eroberung; rührt sie nicht von einer Ersparung an Urstoff, sondern von einer Ersparung an Handarbeit her; fallen diejenigen, deren Erbtheil die Arbeit ist, dem Gemeinwesen zur Last, weil man sie der Arbeit beraubt hat und sie folglich des nöthigen Daseynsmittels verlustig geworden sind: alsdann scheint zwar die Masse der Reichthümer eines Landes durch deren Anhäufung in einer kleinen Anzahl von Händen zu wachsen, allein das allgemeine Wohlseyn vermindert sich, und der Pauperismus wird zu einer Wunde, welche das Innere der Völker verzehrt. Dieser Art ist das traurige Resultat, zu welchem England durch die Einführung seiner großen Kultur gelangt ist, und man kann es ein Glück für Frankreich nennen, daß es diesen gefährlichen Fortschritt nicht gemacht hat. Im übrigen ist dies nicht der einzige Irrthum, in welchen Herr de Laborde in dieser Angelegenheit gerathen ist. Er versichert, daß in Beziehung auf den Umfang und die Allgemeinheit der Kultur, in Frankreich alles vollbracht sei.

Wie! rechnet er denn vier Millionen Hektaren, welche zur Zeit noch dem unfruchtbaren Wachsthum von Dornsträuchern und Gnist überlassen sind, für nichts? Was ist geworden aus den kahlen Berghöhen der Champagne, der Beauce, Burgunds und Berry's; was aus den Heiden der Bretagne und der Guyenne? Er vergißt, daß er früher mit dem besten Rechte von der Welt in Vorschlag gebracht hat, daß man das System der Anleihen auf diese Gegenden anwenden möchte, um ihnen einen Werth zu geben; er vergißt, daß seine lachende Einbildungskraft bereits Antizipations-Hammel und Papiergelds-Stiere auf diesen Hügeln hatte tanzen sehen.

Mit den allgemeinen Wirkungen der Maschinen verhält es sich ungefähr eben so, wie mit denen der großen Kultur: sie bringen der Gesellschaft Heil oder Unheil, je nach der Art und Gelegenheit ihrer Dazwischenkunft. Sie verschaffen den Arbeitern Muße, aber sie verursachen zugleich Unthätigkeit, dergestalt, daß die schnellen Vervollkommnungen mechanischer Künste, und die zahlreichen Anwendungen, welche sie durch die begehrliche Intelligenz der Kapitalisten erhalten, unabläßig Banden von Müßiggängern und Hungerleidern, deren Zustand Mitleid und deren Verzweiflung Furcht weckt, auf die Gesellschaft ausspeien. Wahrlich, die brittischen Staatswirthschaftslehrer, welche die Theilung der Arbeit und die große Kultur mit so viel Erfolg gelehrt haben, bedachten nicht, daß sie ihr Vaterland mit der Armen-Taxe und mit Aufstand ausstatteten.

Eine Geschichte der Betriebsamkeit würde einer der größten Dienste seyn, die ein arbeitsamer Schriftsteller seinem Lande erweisen könnte. „Wir haben zwanzig Ab-

handlungen über den Zustand des Handels in verschiedenen Zeiten, und keine über den Zustand der Manufakturen in denselben Zeiten, obgleich der Handel nichts weiter ist, als der Austausch von Gegenständen der Manufaktur, und folglich in einer Art von Abhängigkeit in dieser Hinsicht steht." Eben so wenig fehlt es uns an Abhandlungen über die Fortschritte des menschlichen Geistes, über die Zivilisation; und obgleich diese Titel alle Arbeiten des Vergesellschaftungsgeistes umfassen, so ist doch kaum die Rede von der Betriebsamkeit, wofern sie nicht ganz und gar aus der Acht gelassen ist. Gleichwohl sind die Nationen gegenwärtig wesentlich betriebsam, und diese Erscheinung ist keinesweges Knall und Fall eingetreten. Sie hat durch eine lange Vorbereitung gehen müssen, deren Arbeit auf die Form und auf die Bewegung der Gesellschaften dunkel zurückgewirkt hat, ehe sie dahin gelangten, ein Bewußtseyn davon zu haben. Herr de Laborde hat den Gang der Industrie vom Alterthum bis auf unsere Tage zu zeichnen versucht; und wenn seine Auseinandersetzung allzu kurz und allzu unwesentlich ist, um einen historischen Werth zu haben, so hat sie wenigstens das gegenwärtig noch seltene Verdienst, daß die Wichtigkeit dieser Unternehmung gehörig aufgefaßt, und irgend einen neuen Benediktiner, wenn es dergleichen noch in Frankreich giebt, überantwortet ist.

Herr de Laborde hat sich vorgesetzt, die Vortheile zu beleuchten, welche das Vergesellschaftungs-Prinzip der Gesellschaft gewähren könnte. Mit Bedauern bemerke ich, daß er die Frage nicht gehörig gefaßt hat, obwohl er der von Owen zu Lanarck gestifteten Einrichtung lob-

preisend gedenkt. „Alles," sagt er, „was mit den Wissenschaften in Verbindung steht, so wie mit ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse des Lebens, ist zu einer so hohen Vollkommenheit gediehen, daß es schwer gewesen seyn würde, dies Phänomen vorherzusehen. Nichts würde zu wünschen übrig bleiben, wenn es eine hergebrachte Anwendung dieser Entdeckungen gäbe, wenn wir eine größere Zahl von Einrichtungen hätten, wo man sie in Ausübung brächte. Unglücklicherweise haben wir nur Proben von allen diesen Dingen, und die Zunahme ist heut zu Tage die wahre Vollkommenheit, welche unserer Betriebsamkeit abgeht. Nur die Unterstützung der Regierung und der Eifer reicher Privat-Leute können die letzte Hand an dies große Werk legen." Das also wäre alles, was unserer Betriebsamkeit abgeht? das wäre alles, was sie von der Zukunft erwartet? Wie! Vereine von Kapitalisten als Bethätigungs-Mittel, wissenschaftliche Vereine, als Mittel der Aufmunterung, Wohlthätigkeits-Vereine, als Mittel der Unterstützung, sollten ausreichen, um durch ihre vereinte Wirksamkeit den Arbeitern denjenigen Grad von Wohlseyn zu gewähren, der ihnen von Tag zu Tag mehr verkümmert wird? Unstreitig sind Akademien der Wissenschaften und Vereine für Agrikultur und Aufmunterung mächtige Agenten, wenn es Fortschritte in der Betriebsamkeit gilt; allein diese Institutionen haben keinen unmittelbaren Einfluß auf das Schicksal des Volks, und vielleicht darf man sagen, daß sie bei weitem mehr den Zuwachs des Reichthums zum Vortheil Einzelner, als die Zunahme des Wohlseyns zum Besten Aller befördert haben. Dazu kommt, daß ihre Wirkungen vereinzelt und unterbrochen

sind, folglich für das Hervorbringen ungemein langsam; die dem Institute anvertraute Ausdehnungs- und Vereinigungs-Kraft hat sich bei individuellen Arbeiten sehr schlaff bewiesen. Nicht also von diesen, sehr richtig als indirekte bezeichneten Vereinen läßt sich die Vollendung, oder vielmehr die Umbildung der Industrie erwarten. Von einem direkten Verein, von der gleichzeitigen Anwendung aller Bethätigungsmittel, welche die Gesellschaft in Wissenschaft, in Kunst, in Kapital besitzet, muß man diese gerechte, dringende und produktive Reform fordern.

Nachdem Herr de Laborde von der ackerbaulichen und der manufakturirenden Betriebsamkeit geredet hat, beschäftigt er sich mit dem Handel. Da wird er denn sehr bald fertig mit dem früheren und dem gegenwärtigen Zustande unseres auswärtigen Handels, der sich bei der Schwäche unserer Kapitale, unseres Kredits und unserer Marine darauf beschränkt, daß er nur den zwanzigsten Theil unserer Operationen ausmacht, während er vor der Revolution den zwölften ausmachte. Als den wahren Handel Frankreichs betrachtet Herr de Laborde den Austausch der Produkte seines Bodens mit den Bewohnern des Territoriums, oder mit den Kolonien, und knüpft an die Interessen dieses Zweiges der Betriebsamkeit den Zustand der Kommunikations-Wege.

Ueber die Unzuträglichkeiten der drei Kolonien, deren Nießbrauch uns England zu gestatten für gut befunden hat, ist bereits alles gesagt worden. Allein, wenn auch erwiesen seyn sollte, daß Frankreich sich in der Beibehaltung dieser Zucker- und Kaffee-Minen eine unnütze Last aufbürdet, so ist damit noch nicht dargethan, daß es nicht

andere Kolonien mit Vortheil besitzen könne. Der Verlust des fruchtbaren Haiti wird von unseren Handelsplätzen noch immer tief empfunden, und Frankreich war ihnen eine Entschädigung schuldig. „Es hat sie in einer geringen Entfernung von seinen Gränzen gefunden, in der mannlichen Stadt Afrika's, wie Froissard sie benennt. Algier hat ihm seine Thore und sein weites Gebiet geöffnet: jene fruchtbaren Felder, welche Rom und fast ganz Italien ernährten, und welche nach kurzer Frist ihren Ueberfluß und ihren Reichthum wieder finden werden, wie sie bereits ihre Freiheit wieder gefunden haben." Dieser Meinung ist Herr de Laborde in der seltsamen Erörterung getreu geblieben, welche in diesem Jahre die Deputirten-Kammer mehre Tage lang beschäftigt hat. Man wird mir, hoffe ich, einige Bemerkungen über diese wichtige Frage verzeihen, welche so sehr dem Inhalte dieses Artikels entspricht.

Wäre die Ungründlichkeit und Unreife, womit die Regierung und die Kammern die wissenschaftlichsten Materien behandeln, für Menschen, welche den Gang der Angelegenheiten mit Unpartheilichkeit studiren, nicht bereits zu einer niederschlagenden Gewißheit geworden: so würde die Erörterung über Algier einen auffallenden Beweis davon geben. „Wird man Algier kolonisiren, oder wird man es aufgeben? Oder wird man es provisorisch behalten? Oder wird man daraus einen Feudal-Staat unter Frankreichs Suzeränetät bilden?" Wer wird es glauben, daß dieser Mischmasch von Meinungen das Resultat fünfjährigen Nachdenkens, Erforschens und öffentlichen Besprechens sei? Nicht als ob darüber nichts Gesundes zur Sprache gebracht wäre:

Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, militärische Wissenschaft, gesellschaftliche Arithmetik, Geist vor allen Dingen, nichts hat diesen Debatten gefehlt, nichts, als ein Bißchen Betriebsamkeits-Kenntniß. Warum sollte denn die Regierung nicht Unternehmerin einer großen ackerbaulichen und industriellen Niederlassung in Algier werden? In diesem, wie in keinem andern Falle, lassen sich die Hülfsquellen des Kredits, das System der Anleihen anwenden. Für einen unnützen Krieg entfernt liegender Politik würde sie sehr bald fünf bis sechs Millionen, sogar einen Milliard zusammengebracht haben; kann man also wohl daran zweifeln, daß ihr für die Kolonisation einer fruchtbaren Provinz vor den Thoren Marseille's und Toulons nicht, auf den ersten Ruf, der Beistand sämmtlicher Kapitalisten Frankreichs zu Gebote stehen würde? Selbst die Ausländer würden Theil nehmen wollen an dieser großen Spekulation, welcher alles einen gewinnreichen Erfolg verbürgt: die Anwendung des Prinzips der Arbeitstheilung, die Fülle der Einwirkungsmittel, die Vortrefflichkeit der Werkzeuge und die vervollständigte Organisation der kombinirten Arbeiten des Ackerbaues und der Manufaktur-Betriebsamkeit. Befürchtet man, daß es der Kultur an Aermen fehlen werde? Allein man weiß, daß ein großer Theil Deutschlands die Augen auf Algier gerichtet hält, und nur ein wenig Aufmunterung und Sicherheit erwartet, um den Ueberfluß seiner arbeitsamen und friedlichen Bevölkerung nach Afrika's Nordküste zu versetzen. Außerdem würden sich die Aerme der Nation selbst nicht einem gesicherten Arbeitslohn und der Ueberzeugung höheren Wohlseyns versagen. Bleibt nur noch die Frage von der Stärke übrig,

welche nach so vielen, dem vorgeblich Unmöglichen wiederfahrnen Widerlegungen, vorzüglich seit der Expedition nach Aegypten, für Frankreich keine Frage ist. Nein, Algier ist nicht, wie Herr von Talleyrand sich darüber ausgedrückt haben soll, „eine von den kleinen Eitelkeiten der Restauration, die man aufgeben muß." Der Besitz von Algier ist dem National-Stolz theuer geworden, und dieser National-Stolz ist in dem vorliegenden Falle sehr gerechtfertigt; denn man kann zugleich eine herrliche militärische Stellung bewahren, der Ungeschäftigkeit der Arbeiter einen Zufluchtsort anbieten, welcher noch das Vaterland ist, und die Gewinne eines guten Geschäfts realisiren. Doch, von allen Entschlüssen, die man in dieser Beziehung fassen kann, würde, ohne allen Zweifel, der der schlechteste seyn, nach welchem man die Frage noch länger unbeantwortet ließe. Es ist dahin gekommen, daß man handeln muß.

Ich komme zurück auf Herrn de Laborde's Werk. Es steht gegenwärtig fest, daß die Wohlfahrt der Betriebsamkeit wesentlich verknüpft ist mit dem Zustande der Kommunikations-Wege. Zwar ist in dieser Beziehung viel zu Stande gebracht; aber noch mehr bleibt zu thun übrig. Mittelmäßige Resultate wird man so lange erhalten, als man nicht, in Folge eines vollständigen Studiums des französischen Bodens und der vorhandenen oder möglichen Produktion, einen systematischen Plan großer öffentlicher Arbeiten entworfen hat. Wären diese Arbeiten bereits nach der Ordnung ihrer Dringlichkeit klassirt, so würde man nicht länger, es sei nun aus untergeordneten politischen Betrachtungen, oder mittels gewisser Hof-Intriguen, Werke,

wo nicht zweifelhafter, doch wenigstens entfernter Nützlichkeit zu Stande kommen sehen, während andere Punkte des Territoriums gerechte und nothwendige Verbesserungen in Anspruch nehmen. Große Arbeiten öffentlicher Nützlichkeit für das ganze Land, oder für eine Stadt im Besonderen, können, weil sie eine rasche Vollziehung und beträchtliche Ausgaben erfordern, nur durch Anleihen zu Stande gebracht werden, wenn sich den Finanz-Kompagnien nicht so reichliche und so nahe Chanzen glücklichen Erfolgs darbieten, daß sie die Unternehmung zu der ihrigen zu machen den Beruf fühlen.

Ich habe nicht nöthig, bei der Nothwendigkeit der Belehrung für die Menschen im Allgemeinen und für das Volk im Besonderen zu verweilen; denn Niemand hat dagegen etwas einzuwenden. Eben so wenig bei der Freimaurerei, dieser geheimnißvollen Posse, welche einige gute Handlungen kaum von der Lächerlichkeit freigesprochen haben, daß sie bereits Jahrhunderte existirt, ohne das Mindeste für die Menschheit zu thun. Auch nicht bei den patriotischen Assoziationen, welche einige großmüthige Anläufe und noch weit mehr vereitelte Verschwörungen hervorgebracht haben; eben so wenig bei den Klubbs und den Volksgesellschaften, die man proskribiren muß, weil sie alles durch das Volk zu Stande bringen wollen, und nie das Mindeste für dasselbe thun. Ich gelange nun zum Schlusse der de Labordeschen Schrift, welcher die Verdienste und Gebrechen derselben zurückstrahlt. Er lautet, wie folgt: „Die Julius-Revolution ist der Abgangs-Punkt der Volks-Emanzipation gewesen; die allgemeine Belehrung wird die erste Folge derselben seyn. Das im

Jahre 1832 gegebene Gesetz wird die Aufklärung bis zur niedrigsten Hütte fortpflanzen; es wird den Menschen zugleich das Gefühl ihrer Würde, ihrer Rechte und ihrer Pflichten geben, und Frankreich, regenerirt durch vortreffliche Institutionen, wird sehr bald eine einzige Familie von tüchtigen Arbeitern, aufgeklärten Bürgern, glücklichen Menschen seyn."

Ich weiß nicht, ob ich den doppelten Zweck erreicht habe, den ich mir vorgesetzt hatte.

Der eine war, das Werk des Herrn de Laborde zu charakterisiren: eine gewissenhafte Analyse, selten tief, doch immer klar hinsichtlich der Wirkungen des Vergesellschaftungs-Prinzips; sie wird trotz den Irrthümern einer eingestandenen Anglomanie mit Nutzen von allen Denen gelesen werden, welche sich aus irgend einem Grunde für Frankreich interessiren.

Der andere war, zu zeigen, was die Vergangenheit der Vergesellschaftung der Zukunft verheißt, und eine Hoffnung zu rechtfertigen, welche, aufgeklärt durch die Wissenschaft, geläutert durch die Betriebsamkeit, angenommen von den Regierungen, dermaleinst die Menschheit in ihre weiten Aerme nehmen, und sie dem Wohlseyn und dem Frieden zuführen wird.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W POZNANIU
610242
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W POZNANIU

Gedruckt bei A. W. Schade.

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
010242/1834
W TORUNIU